This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

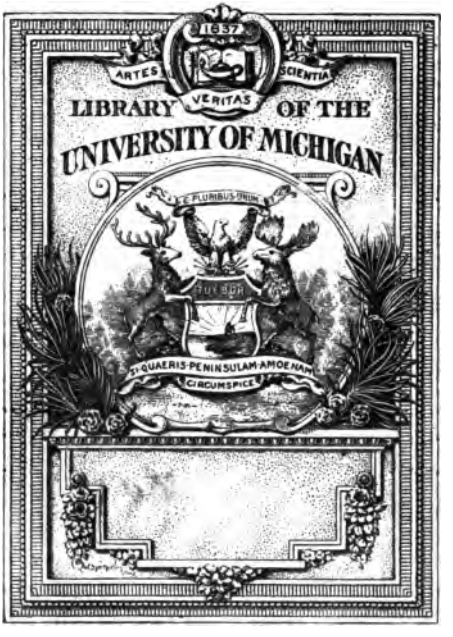
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,536

BIBLIOTHEK DER Unterhaltung und des Wissens



1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Die Blickensderfer

vereinigt bei einfachster und garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Ueberall Referenzen: 52 000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u. s. w. in Verwendung.

Grösste Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher (D. R. P. Nr. 53295, 59697, 64886, 70716, 81061.) **einzig schöne und klare Schrift sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderl. Zeilengeradheit, stärkste Vervielfältigung.**

Aus dem redakt. Bericht der Schreibmaschinen-Zeitung über die Schreibmaschinen-Ausstellung Berlin: „Augenscheinlich war jedermann überrascht, von der Blickensderfer die **gleichen Leistungen** vollführt zu sehen, welche die teuren Baudmaschinen aufweisen."

Preis 175 Mark und 225 Mark.

Vorführung oder Probesendung kostenfrei; Katalog franko.

Groyen & Richtmann, Köln. Filiale **BERLIN:** Kronenstr. 68—69.

Emil Ziegler, Pforzheim 11

Prachtkatalog gratis. *Fabrik mit elektrischem Betrieb.*

Direkter Versand an Private gegen Baar od. Nachnahme.

No. 2656. Halskette, 40 cm lang, 8 kt. Gold, M. 16.50 Gold a. Metall M. 6.75

No. 2609. Damenring, Opal und Perlen, 8 kt. Gold M. 9.—

No. 2635

Lange Damen-Uhrketten.

No. 2635. 14 kt. Gold M. 75.50 8 kt. Gold M. 52. Gold auf Metall M. 12.25

No. 2633. [illegible] Gold [illegible].50 8 kt. Gold M. 37.50 Gold auf Metall M. 9.50

No. 2633

No. 2655. Halskette, 40 cm lang, 8 kt. Gold, M. 16.50 Gold a. Met. II M. 6.75

No. 2138. Herrenring, 14 kt. Gold M. 18.35

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima

Sicilianische Roth-V
vorzügliche Qualität, besser als
verzollt ab Konstanz zu **70 Pfg. per**
Postkistchen m. 2 ganzen Flaschen
franco gegen Einsendung von
1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab h

Griechische Wei
1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 aus-
erlesenen Sorten incl. Verpack. M

Samos-Süss-Wei
vorzügliche Kranken- und Desse
verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.–** p
1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco M

Ziegler & Gro
Konstanz, 59, und **Kreu**
Baden Sch
Preisliste gratis u. franco.

Verbesserte
Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine
Preis Mk. 6.–, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redactionell bespr. in Nr. 2296 der Illustr. Zeitung, Leipzig.
Ziegler & Gross, Konstanz 59.

Illustrierte Preisliste gratis und franco.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Lei

Am Kreuz.

Ein Passionsroman aus Oberammergau

von

Wilhelmine von Hillern.

Neue Ausgabe in **einem** Bande.

Eleg. brosch. M. 5.–, fein geb. M. 6.–

Die Verfasserin der „Geier-Wally" bietet in ihrem Roman „A
eine dichterische Darstellung der Ob[illegible]gauer Passionsspiele.
reißende Gewalt der Sprache, die wahrh[illegible] künstlerisch durchgeführte
eine Seelenmalerei, welche den Leser, oft gegen seinen Willen, das
verrinnen sich, das Werk hoch über das Maß des Alltäglichen zu erheb
Roman ist für alle Besucher des Passionsspiels von höchstem Interesse

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Frau Idas Scheidung“ von B. E. Kastner. (S. 76)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Dritter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der Rubin. Kriminalroman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) 7

Frau Idas Scheidung. Eine Ehegeschichte von B. E. Kastner 71

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

Wie der Mensch geflickt wird. Kulturbild aus der Gegenwart. Von Hans Scharwerker 97

Mit 8 Illustrationen.

Auferstanden. Novelle von Woldemar Urban 110

Zwei alte Hansestädte an der Ostsee. Reisebilder von Max Hollweg 160

Mit 13 Illustrationen.

Aus der mikroskopischen Wunderwelt des Wassers. Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von Dr. G. Merker 183

Mit 6 Illustrationen.

Eine Stimme aus dem Jenseits. Novellette von L. Eysell-Kilburger 198

Attentate und Attentäter. Ein Beitrag zur Psychologie des Verbrechers. Von Otto Häussler 213

Mit 22 Illustrationen.

Mannigfaltiges: Seite

Die Verschwörung 229
Neue Erfindungen:
I. Kettenaufzug für Flossholz 232
Mit Illustration.
II. Verbesserter Brenner für Glühstrümpfe . . . 234
Mit Illustration.
Der Leichenbummler 235
Kalifornische Riesenfrüchte 236
Mit Illustration.
Ein Bittgesuch Mozarts 238
Blonde Frauen 239
Zur Geschichte der Schattenspielkunst 243
Pferdedressur in Italien 244
Mit Illustration.
Die gestohlene Königin 245
Die Störche in Holland 247
Ein Edikt gegen den Luxus der Dienstmädchen . . 247
Sonderbare Rutschbahn 248
Die erste Luise 248

Der Rubin.

Kriminalroman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hans dachte einen Augenblick nach, dann nahm er Ediths Hand zwischen seine Finger und hielt sie dort fest. „Wenn irgend ein gerichtliches Urteil ausgesprochen worden ist, Edith, dann beginnt seine rechtliche Wirkung erst mit dem Augenblick, da eine Abänderung nicht mehr möglich ist. Wir Juristen bezeichnen diesen Zeitpunkt mit dem Worte „Rechtskraft". Bevor also ein Urteil rechtskräftig geworden ist, hat es für die Partei keine Bedeutung, es ist gewissermaßen gar nicht vorhanden, es ändert nichts an dem bisherigen Zustand. Wenigstens gilt das von Ehescheidungsurteilen, die nicht für „vorläufig vollstreckbar" erklärt werden können. Die Abänderung eines Urteils ist aber immer möglich, solange dagegen Berufung eingelegt werden kann. Nach Ablauf eines Monats ist nun allerdings die Berufung nicht mehr zulässig, und das Urteil wird alsdann rechtskräftig, aber dieser Monat beginnt nicht mit dem Erlaß des Urteils, sondern erst mit dem Tage, an dem es zugestellt worden ist, oder, genau ge-

nommen, mit dem darauffolgenden Tage. — Unter Zustellung versteht man die mit Beobachtung gewisser Formen erfolgte Aushändigung des geschriebenen Urteils an die Partei; es genügt, wenn sie entweder an den Kläger oder an den Beklagten erfolgt ist. Für gewöhnlich erfolgt die Zustellung in der Weise, daß die eine Partei das Urteil der anderen Partei aushändigt, nachdem sie es sich vom Gericht hat geben lassen; in Ehescheidungsprozessen aber hat die Zustellung von Amts wegen zu erfolgen, das heißt, das Gericht muß selbst das Urteil den Parteien aushändigen. Solange dies nicht geschehen ist, kann Berufung eingelegt werden, und wenn zehn Jahre darüber vergehen sollten; das Ehescheidungsurteil bleibt bis dahin in der Schwebe, es ist so gut wie nicht vorhanden. — Nun sagst du selbst, daß du nichts Geschriebenes bekommen hast, und daraus rechtfertigt sich der Schluß, daß dein Mann ebensowenig eine Ausfertigung erhalten hat. Ein derartiges Versehen des Gerichts wäre an und für sich fast undenkbar, aber es erklärt sich aus dem Umstande, daß die Akten durch Feuer vernichtet worden sind. Nun ziehe selbst deine Schlüsse."

Edith hatte aufmerksam zugehört. Sie schien die lange und gründliche Auseinandersetzung auch verstanden, aber die allerletzte Konsequenz noch nicht erfaßt zu haben, denn sie entgegnete nur zögernd: „Danach wäre also das Ehescheidungsurteil noch nicht rechtskräftig?"

„Ganz recht — oder mit anderen Worten: du bist noch heute mit deinem Manne verheiratet!"

Das war die nackte, verständliche Thatsache ohne juristisches Beiwerk, und darauf schien Edith nicht vorbereitet zu sein. Sie riß ihre Hand los und schrie laut auf.

Das Ungeheuerliche der Entdeckung hatte sie für einen Augenblick völlig gelähmt; sie dachte nur an sich selbst und murmelte allerhand unverständliche Worte vor sich hin.

Dann aber kam ihr plötzlich ein neuer Gedanke. Sie richtete sich auf und strich die wirren Haare aus der Stirn.

„Was du da sagst, das kann nicht möglich sein. Mein — Mann — — ich meine er — er hat ja wieder geheiratet!"

Hans seufzte tief auf; er dachte soeben an die ahnungslose Maggi. „Leider, darin liegt ja gerade das Entsetzliche. Du selbst — du hast nur dein Herz verschenkt, aber nicht deine Hand. Das Gesetz kann dir nichts anhaben, und die fehlende Form wird hoffentlich nachzuholen sein. Der Anwalt deines Mannes wird noch leben, er wird wohl auch das Urteil besitzen. Er braucht es dir nur einzuhändigen, und nach Ablauf eines Monats bist du frei. Der andere — dein Mann — braucht nicht einmal etwas davon zu erfahren, aber er hat trotzdem ein Verbrechen begangen, das mit Zuchthaus bestraft wird. Seine zweite Ehe ist nichtig und — — o, arme, arme Maggi, wenn ich daran denke — —!"

In Ediths schönem Gesicht ging eine Veränderung vor, es wurde plötzlich hart und lauernd. Vielleicht stieg vor ihrer Erinnerung jenes Bild auf, da Hans und Maggi in dem verwilderten Garten standen, und der Mann schützend seinen Arm um das blühende Weib legte.

Die Scene gewann in ihren Augen eine andere Bedeutung.

„Arme Maggi!" wiederholte sie. „Wie zärtlich du das sagst! Warum ist diese — Frau denn so sehr zu bedauern? Hat sie nicht selbst ihr Schicksal gewollt?"

„Nein," entgegnete der Anwalt, „nein, sie nicht! Sie weiß von nichts, sie ist das Opfer eines Irrtums geworden, und nicht einmal eines Betruges. Denn auch ihr Mann — d e i n Mann, Edith, hat sich in demselben

unſeligen Wahne befunden, in dem du ſelbſt bis heute befangen warſt. Er beging wohl ein Unrecht, als er ſeine Vergangenheit verſchwieg, aber ein Verbrechen hat er nimmermehr begehen wollen. Und nun muß er ſo hart für ſeine Liebe beſtraft werden!"

Ediths Geſicht war immer ſpitzer geworden, ein unſchöner Zug der Leidenſchaft verzerrte ihre Lippen, ſo daß die kleinen Zähne ſichtbar wurden.

„Seine Liebe?" ſagte ſie leiſe. „Er hatte ja gar kein Recht, ſeine Liebe zu verſchenken."

Und dann warf ſie plötzlich mit einer wilden Bewegung ihre Arme um den Nacken des Mannes, der finſter brütend an ihrer Seite ſaß.

„Hans! Das iſt alles ſo entſetzlich und verworren! Laß uns fort von hier, ich fürchte mich! Ich bin ja reich, wir können leben, wo es uns gefällt. Verkauf mein Erbe, gieb deine Praxis auf, laß uns ins Ausland gehen, irgendwohin! Aber nur nicht hier — unter dieſen ſchrecklichen Verhältniſſen!"

Sie hing an ſeiner Bruſt und ſah ihn mit flehenden Augen an; die Angſt verklärte wieder ihr Geſicht. Sie war ſchöner als je.

Und er ſpürte einen faſt unwiderſtehlichen Drang, thöricht zu ſein und alles hinter ſich zu werfen.

Aber dann löſte er plötzlich ihre Arme von ſeinem Nacken und drückte ſie ſanft in einen Seſſel.

Er ſetzte ſich wieder neben ſie und ſagte ernſt: „Edith, du haſt da ein ſehr verlockendes Bild ausgemalt, aber der Hintergrund iſt grau und nüchtern. Ich habe dir noch nicht alles mitgeteilt. Willſt du mir noch einmal geſtatten, als Juriſt mit dir zu reden?"

„Juriſtiſche Dinge ſind häßlich," entgegnete ſie ſchaudernd, „was giebt's noch mehr?"

„Im Rechtsleben knüpft ſich immer eine Folge an

die andere; wenn das Fundament unsicher ist, dann bricht der ganze Bau zusammen. Vergegenwärtige dir noch einmal die Thatsache, daß deine Ehe bis heute nicht geschieden ist, daß du in den letzten fünf Jahren ebenso gut verheiratet warst, wie vor jener Zeit. Ob nach einigen Wochen die Ehe geschieden sein kann, ist für das, was ich sagen will, gleichgültig. Denn ich spreche jetzt von einer unwiederbringlichen Vergangenheit. Worauf beruht dein Erbrecht an dem Ruhmannschen Grundstück?"

„Doch wohl auf der Adoption durch Alfred Ruhmann," sagte sie unruhig.

„Richtig; ganz allein auf dieser Adoption und auf ihrer Gültigkeit, denn in deinen Adern fließt kein Tropfen von dem Blute der Familie Ruhmann. Nun ist es aber ein alter, allgemein gültiger Grundsatz, daß jede Rechtshandlung nach den Gesetzen desjenigen Landes beurteilt werden muß, in dem sie vorgenommen wird, und das ist in diesem Falle Brasilien. Ich habe mich heute früh mit dem brasilianischen Rechte beschäftigt und dabei festgestellt, daß die Adoption einer Ehefrau nur dann Gültigkeit hat, wenn sie ausdrücklich von dem Ehemann genehmigt worden ist. Deine Adoption ist also ungültig, denn du warst zur Zeit derselben noch Ehefrau."

Diesmal schrie Edith nicht auf.

Die Nachricht, daß ihre Ehe noch nicht geschieden sei, hatte sie vielleicht moralisch erschüttert, aber die Existenz wurde dadurch nicht gefährdet, während diese neue Hiobspost wie ein Keulenschlag auf ihr Haupt niederfiel. Sie war einen Augenblick stumm, dann aber kehrte die Besinnung zurück und mit ihr eine wilde Energie.

„Das ist unmöglich!" sagte sie heftig. „Das wäre eine Grausamkeit ohnegleichen! Was haben diese thörichten Formen damit zu schaffen, wenn ein edler Mann seiner Dankbarkeit einen Ausdruck geben will? Und glaubst du

denn, daß mein Adoptivvater dieses Gesetz nicht gekannt haben sollte?"

„Ganz gewiß, Edith. Aber du hast ihn ja selbst belogen — verzeih, ich meine, du hast ihn ja selbst in den Glauben versetzt, daß du ledig seist und von keinem Menschen abhingest."

„Ich machte zwischen ledig und geschieden keinen Unterschied," entgegnete sie heftig, „ich hatte ja keine Kinder, die Vergangenheit war ausgelöscht!"

Und dann leuchteten ihre Augen plötzlich auf.

„Aber, mein Gott, die ganze Sache ist ja schließlich gleichgültig! Ich habe die Adoption schwarz auf weiß, und kein Mensch auf der ganzen Welt besitzt davon Kenntnis, daß sie wegen einer thörichten Form vielleicht ungültig ist."

Die Blicke der beiden ruhten eine Sekunde lang ineinander.

„Weiß ich es nicht?" frug Hans gelassen.

„Du?" stammelte sie erschrocken. „Du bist ja doch mein Verlobter—"

„Ich werde es vielleicht einmal sein," erwiderte Hans, „bis heute steht noch eine Schranke zwischen dir und mir. Aber auch abgesehen davon — dürfen wir das Gesetz denn betrügen, Edith?"

Sie ballte ihr Taschentuch in ohnmächtigem Zorn zusammen. „Wer wird denn dadurch geschädigt?! Wenn ich nicht Erbe bin, dann tritt Hamburg an meine Stelle, das große reiche Hamburg, dem eine halbe Million so viel gilt, wie dir und mir ein elender Pfennig! Willst du denn einer Bettlerin deine Hand reichen?"

Das letzte Argument war von einem ungeheuren Gewicht.

Alles, was Edith besaß, stammte thatsächlich von Ruhmann her, ohne ihn war sie ärmer als die erste beste

Näherin in irgend einem Winkel Hamburgs. Und Hans Marquardsen fühlte in diesem Augenblick sehr klar, daß die beabsichtigte Verbindung mit Edith zum großen Teil auf praktischen Erwägungen beruhte.

Er hatte es ja Agnes deutlich genug gesagt.

Mit ihr hätte er — vielleicht nicht ohne Seufzen — ein Leben voll Entbehrungen ertragen können; mit Edith? — nein!

Und er brauchte nur zu schweigen und alles seinen Gang gehen zu lassen, um die reiche Erbin zu erwerben; ob die Stadt Hamburg eine halbe Million mehr oder weniger besaß, war thatsächlich gleichgültig.

Freilich — es blieb ein Unrecht.

Hans Marquardsen hatte nicht nur die höchste Bildung genossen, die einem Menschen zu teil werden kann, sondern die beständige Beschäftigung mit juristischen Dingen hatte naturgemäß seinen Sinn für Recht und Unrecht geschärft. Vielleicht nicht immer auf moralischem Gebiet; Hans konnte unter Umständen seine Kenntnisse dazu verwenden, um ein Gesetz zu umgehen; aber er wäre nicht im stande gewesen, es zu verletzen.

Und so rang er mit sich selbst.

Edith, das kluge, gewissenlosere Weib, sah recht wohl diesen Kampf in seinen Mienen, und sie kam ihm auf dem natürlichen Wege ihres Geschlechts entgegen.

Sie schmiegte sich an ihn und sagte leise: „Wir gehören zusammen, Hans, und mein Schicksal liegt in deinen Händen; willst du mich verlassen?“

Nein, das wollte er nicht.

„Wir können vielleicht eine glückliche Lösung finden,“ entgegnete er ausweichend. „Ich werde sofort nach Waldau reisen und zunächst Nachforschungen darüber anstellen, ob meine schlimmsten Vermutungen wirklich begründet sind. Das andere findet sich dann später.“

So schob er die Entscheidung hinaus, aber es schien, als ob Edith von einer neuen Sorge befallen wurde.

„Muß das denn sein?“ frug sie beklommen.

„Unbedingt, Edith. Vor allen Dingen handelt es sich darum, dir das Ehescheidungsurteil zustellen zu lassen. Wenn du erst einmal frei bist, dann läßt sich das andere schon mit mehr Ruhe überlegen. Im schlimmsten Falle —“

„Was denn? Sag alles!“

„Das müßte freilich vor Rechtskraft des Urteils geschehen,“ fuhr er nachdenklich fort. „Ich meine, wenn dein Mann noch nachträglich die Genehmigung zur Adoption erteilte. Möglicherweise gehen die Gerichte darauf ein.“

Edith sah ihren Verlobten starr an.

„Lieber wollte ich auf alles verzichten,“ sagte sie langsam.

Elftes Kapitel.

Es war dunkler geworden, und die Bäume trieften buchstäblich vom Nebel.

Durch den dunstigen Schleier konnte man kaum auf wenige Schritte das Licht der Laternen erkennen. Die dicke Luft dämpfte den Schall so sehr, daß in den verstreut liegenden Villen von Harvestehude der größte Lärm hätte vollführt werden können, ohne daß die Straßenpassanten irgend etwas hörten.

Ganz besonders war dies in der Umgebung der Villa Petersen der Fall, die ohnehin schon zu den vorgeschobenen Posten gehörte und nach der Seite des Ruhmannschen Gartens überhaupt keine Nachbarschaft besaß.

Die alte Josepha empfand diese einsame Lage ganz besonders peinlich.

Sie hatte viele Jahre auf der Hacienda des ver-

storbenen Alfred Ruhmann zugebracht und dort ausgiebige Gelegenheit gefunden, sich an den Mangel jeglicher Nachbarschaft zu gewöhnen. Der kurze Aufenthalt in Hamburg hatte sie aber bereits darüber belehrt, daß die Wildnis mitunter der Nähe einer volkreichen Stadt vorzuziehen ist.

Man las täglich in den Zeitungen von Raub und Einbruch, und die alte Dienerin war dadurch schließlich so verschüchtert worden, daß sie in jedem verkommen aussehenden Menschen einen Räuber und Mörder zu erblicken glaubte.

Es war ihr deshalb ganz angenehm gewesen, daß Edith einen Diener ins Haus nahm, aber die Persönlichkeit des würdigen John Stevens gefiel ihr keineswegs. Der Mensch mochte ja von Doktor Marquardsen empfohlen worden sein, aber das hinderte Josepha keineswegs, ihn mit sehr mißtrauischen Blicken zu beobachten.

Und dabei hatte sie eigentlich gar keinen vernünftigen Grund zu irgend einem Argwohn. John betrug sich durchaus korrekt und anständig; er war dienstwillig und stets nüchtern, und sein glattrasiertes Gesicht zeigte jederzeit den Ausdruck größter Biederkeit. Er unterhielt sich auch sehr häufig mit Josepha in einer Weise, die seine Teilnahme an den Schicksalen der gemeinsamen Herrin durchblicken ließ; man hätte fast sagen können, daß er eine gewisse Neugier für die Vermögensverhältnisse Ediths an den Tag legte. Das war indessen bei Dienstboten nichts Ungewöhnliches.

Auffälliger erschien Josepha der Umstand, daß John Stevens mit Nero in einem beständigen Krieg lebte. Die Dogge war aus Brasilien mit herübergekommen und, abgesehen von ihrer Dressur auf den Mann, von ziemlich harmloser Natur; aber sie zeigte gegen den neuen Diener eine ganz hervorragende Abneigung, während John seiner-

seits alles mögliche that, um sich in die Gunst des riesenstarken Tieres einzuschmeicheln.

Ein Jurist würde den Erfolg mit einem „Versuch am untauglichen Objekt“ verglichen haben. Josepha aber zog im geheimen noch ganz andere Schlüsse.

Er ist kein guter Mensch, dachte sie.

Und nun war sie in dieser nebelschweren Dämmerstunde mit Stevens allein in den Küchenregionen. Die Aufwartefrau, welche tags über die gröberen Arbeiten verrichtete, hatte sich entfernt, drinnen im Salon redete Marquardsen mit Edith.

Josepha war klug genug, um das Verhältnis des jungen Rechtsanwalts mit ihrer Herrin zu durchschauen; wenn die beiden nicht schon miteinander verlobt waren, dann kam es sicherlich heute zur Aussprache, und es war jedenfalls vorauszusehen, daß der Bewerber zum Abendessen bleiben werde.

Josepha ging in ihre Stube und kam gleich darauf in Hut und Regenmantel zurück. „John,“ sagte sie, „das gnädige Fräulein hat Besuch, der wahrscheinlich dableiben wird, und die Speisekammer ist leer. Ich muß notwendig in die Stadt. Wir haben jetzt halb Sechs, ich denke, bis sieben Uhr kann ich wieder da sein. Geben Sie inzwischen gut acht, und wenn das gnädige Fräulein nach mir fragt, dann sagen Sie Bescheid.“

„Schön, Fräulein Josepha,“ entgegnete John dienstwillig. „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Was denn?“

„Nehmen Sie das Hundevieh mit.“

Josepha stutzte. „Warum soll ich das Tier mitnehmen? Es gehört ins Haus und ist mir hinderlich.“

„Im Gegenteil, Fräulein Josepha. Sie glauben gar nicht, wie sehr einzelne Damen bei diesem nebligen Wetter belästigt werden. Und dann —“

„Was weiter?“

„Ich fürchte mich vor der Bestie,“ sagte John aufrichtig. „Wenn Sie da sind, dann thut er mir nichts, aber unter vier Augen mag ich nicht mit ihm beisammen sein. Er könnte mich stellen und Gott weiß was.“

Josepha dachte einen Augenblick nach.

So unrecht hatte der Diener nicht, es war mit dem Hunde merkwürdig. Edith befand sich ja auch unter der Obhut von Doktor Marquardsen, und Josepha selbst fürchtete sich ein bißchen vor dem Wege. „Es ist gut,“ sagte sie, „ich werde Nero mitnehmen.“

Sie rief den Hund und verließ die Villa. John Stevens horchte ihr nach; das Geräusch von der zufallenden Gartenpforte drang nur sehr undeutlich an sein Ohr, es war wirklich eine Luft, die keinen Laut durchließ. Und dabei dieser fürchterliche Nebel, der alles verfinsterte und die Straße einsam machte.

Nach Verlauf einiger Minuten hörte Stevens an der Salonthür sprechen. Doktor Marquardsen verabschiedete sich von Edith.

Letztere sagte: „Also du willst wirklich diese Nacht noch abreisen?“

„Gewiß, um neun Uhr mit dem Kurierzug, der nach Italien geht. Ich denke, in einigen Tagen wird die Hauptsache geordnet sein.“

Stevens horchte angestrengt, aber er konnte nichts weiter hören. Marquardsen verließ das Haus, und gleich darauf ertönte die Schelle im Salon zweimal, das gewöhnliche Zeichen für Josepha.

John ging leise über den Korridor und öffnete die Thür; Edith stand mit dem Rücken gegen diese am Fenster und sah hinüber nach dem Ruhmannschen Garten; es war draußen alles grau in grau und fast so dunkel, als ob schon die Nacht hereingebrochen wäre.

Stevens war so geräuschlos eingetreten, daß Edith es schwerlich hatte hören können, aber die feinen und erregten Nerven der jungen Frau schienen die Nähe des Mannes instinktiv zu fühlen.

Sie wandte sich um und sagte scharf: „Was wollen Sie, John? Ich habe nach Josepha geschellt."

„Josepha ist ausgegangen, gnädiges Fräulein," entgegnete Stevens leise.

„Wohin?"

„Auf Besorgungen, gnädiges Fräulein; sie wird in anderthalb Stunden zurückkommen."

„Gut. Zünden Sie den Kronleuchter an."

Er gehorchte schweigend, während Edith mit verschränkten Armen am Fenster lehnte. Seine robuste Gestalt bewegte sich geräuschlos über den Teppich, aber er war diesmal ungeschickt, und eine der Krystallquasten fiel mit leisem Klang auf den Fußboden.

„Was war das?" frug Edith zusammenschreckend.

„Nichts; ich bitte um Verzeihung."

Als der Kronleuchter brannte, begann Stevens die Vorhänge an den Fenstern niederzulassen. Er kam dabei nahe an Edith, die noch immer ihren alten Platz inne hatte, heran und blieb abwartend vor ihr stehen.

Seine Augen suchten dabei den Teppich, es war, als ob er nicht den Mut habe, ihr in das Gesicht zu blicken, aber er schien ebensowenig geneigt zu sein, die einmal begonnene Arbeit zu unterbrechen.

Nach einigen Sekunden trat Edith von selbst beiseite und gab das Fenster frei. Sie setzte sich an den Schreibtisch, öffnete ein Fach und legte ihre Brosche hinein; als sie gleich darauf emporblickte, stand der Diener dicht hinter ihr und ordnete die Falten der Gardinen.

Wenn diese mechanische Thätigkeit ihn nicht ausschließlich in Anspruch genommen hatte, dann mußte er die

Juwelenkassette gesehen haben, die in dem offenen Fache stand und durch ihre kunstvolle Arbeit einen wertvollen Inhalt verriet.

Edith verschloß etwas hastig den Schreibtisch und sagte ungeduldig: „Sind Sie denn noch nicht fertig? Das dauert ja eine Ewigkeit!"

„Gleich, gnädiges Fräulein — so, jetzt sind die Fenster dicht."

Es war sonderbar, daß er diese selbstverständliche Thatsache betonte; man verhüllt doch stets die Fenster, um jeden Einblick von außen unmöglich zu machen, es dient zur Erhöhung des Behagens und der Sicherheit.

Aber Edith fühlte sich keineswegs behaglich.

Sie saß jetzt vollständig wie in einem Gefängnis, jeder Verkehr mit der Außenwelt war abgeschnitten; wer irgendwie auf der Straße vorüberging, der konnte nicht einmal menschliche Schatten hinter den Fenstern der Villa entdecken, denn Nebel und Bäume und Vorhänge lagen wie ein dreifacher Schleier zwischen seinem Auge und den Vorgängen, die sich drinnen abspielten. Wenn man denn überhaupt von Vorgängen reden konnte.

„Rufen Sie den Hund herein," sagte Edith plötzlich.

Stevens schluckte ein paarmal, als ob ihm die Kehle trocken geworden wäre.

„Josepha hat den Nero mitgenommen, gnädiges Fräulein."

Edith antwortete nicht. Sie spürte statt des bisherigen Unbehagens plötzlich eine sonderbare Angst, und sie vermochte sich dennoch über den Grund keine klare Rechenschaft zu geben. Sie blickte nur dem Diener stumm in das Gesicht.

John hatte in dem Zimmer nichts mehr zu thun. Er sah sich noch einmal um, machte eine Verbeugung und schlich auf den Fußspitzen hinaus.

Als er die Thür hinter sich schloß, fiel der von außen steckende Schlüssel geräuschlos auf den Läufer des Korridors; er hob ihn auf, sah einen Moment darauf nieder und schob ihn dann langsam in die Tasche.

Darauf ging er in die Küche zurück, zündete Licht an und blickte auf die Uhr.

Es war jetzt gerade Sechs, und um Sieben wollte Josepha zurückkehren.

Eine Stunde.

Die in der kleinen Villa herrschende Stille war jetzt geradezu bedrückend. Sie wurde nur dann und wann durch das Klingeln der Pferdebahn unterbrochen, aber dieses Geräusch erhöhte den Eindruck der Einsamkeit, denn es klang durch die dicke Nebelluft so fern und gedämpft, als ob zwischen Straße und Garten noch ein weites ödes Feld gelegen hätte.

John Stevens trat an den Küchenschrank und brachte eine angebrochene Flasche Rotwein zum Vorschein; er nahm sich nicht die Zeit, nach einem Glase zu suchen, sondern setzte die Flasche an den Mund und trank gierig in tiefen Zügen.

Dabei verschüttete er einen Teil des Inhalts, und die rote Flüssigkeit rann auf die weiße Decke des Küchenschranks. Die entstandenen Flecken machten fast den Eindruck, als wenn dort Blut vergossen wäre, und es tropfte einige Sekunden lang in gleichmäßigem Fall auf den Fußboden nieder.

Fünf Minuten nach Sechs.

Der Blick auf die leise tickende Küchenuhr weckte in Stevens einen neuen Gedanken. „Um neun Uhr geht der Schnellzug nach Italien," hatte Doktor Marquardsen gesagt.

Wenn irgend ein Bewohner Hamburgs den Wunsch hegt, ohne Aufsehen aus der Stadt und vielleicht aus

Deutschland zu verschwinden, dann hat er den Hafen sehr nahe, und die beständig auslaufenden Schiffe geben ihm die beste Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen. Aber wenn vielleicht die Polizei dabei ins Spiel kommt, dann handelt er dennoch unklug, diesen bequemen Weg zu wählen. Denn die Hamburger Hafenpolizei ist mit Recht in der ganzen Welt gefürchtet; sie steht ihrer New Yorker Kollegin würdig zur Seite.

Wer gescheit ist, der geht auf den Bahnhof und fährt nach Süden.

John Stevens warf noch einen Blick auf die stetig vorrückende Uhr und begann dann eine sonderbare und scheinbar zwecklose Thätigkeit.

Er nahm aus dem Holzkorb ein großes scharfkantiges Scheit, holte sein starkes, im Griff feststehendes Messer aus der Tasche und begann an dem schweren Holz herumzuschnitzen. Die Späne flogen nach allen Seiten, es entstand eine Art Griff, der von einer kräftigen Faust mit Bequemlichkeit umfaßt werden konnte.

Das Ding sah fast aus wie eine kurze, wuchtige Keule.

Fünfzehn Minuten nach Sechs.

Stevens war so emsig bei seiner Arbeit, daß die Schweißtropfen ihm über die Stirn rannen, und dennoch war sein Gesicht sehr blaß.

Und nun hob er plötzlich den Kopf.

War das nicht der Laut einer Schelle?

Der Ton mußte aus dem Salon gekommen sein, wo Edith sich noch immer allein befand; die Herrin rief ihren Diener herbei.

Stevens warf einen Blick auf sein Werk; die sonderbare Arbeit war noch nicht ganz fertig, der Griff lag noch nicht sicher genug in der Hand.

Der Mann legte das Scheit in den Korb zurück. Er

nahm sich nicht einmal die Zeit, das Messer einzuklappen, sondern steckte es offen in die Brusttasche; dann ging er hinüber in den Salon.

Edith saß lesend am Tisch; sie blickte erstaunt auf, als der Diener eintrat, und erhob sich dann unwillig von ihrem Sessel.

„Was wollen Sie schon wieder? Habe ich Sie etwa gerufen?"

„Ja," entgegnete er kurz und heiser.

Die beiden — Herrin und Diener — standen einander kaum zwei Schritte gegenüber, und die Haltung des letzteren hatte sich auffällig verändert.

Er schob den einen Fuß vor, steckte seine rechte Hand in die Brusttasche und wiederholte: „Jawohl, Sie haben mich gerufen — ich weiß es genau — —"

Es schien fast, als ob er eine erregte Antwort hervorrufen, oder als ob er sich selbst in Zorn versetzen wollte, um dann —

Aber da kam wiederum jener Laut dazwischen, der ihn vorhin von seiner Arbeit aufgeschreckt hatte, diesmal ganz deutlich das kurze schrille Anschlagen der elektrischen Schelle an der Korridorthür.

Edith wurde plötzlich ganz ruhig.

Sie konnte noch keine Ahnung von dem haben, was ihr vielleicht in der nächsten Sekunde bevorstand, sie schob das unehrerbietige Benehmen des Dieners nur auf den vorhin ausgesprochenen Tadel, und dieser stellte sich jetzt als unberechtigt heraus.

„Wir haben uns beide geirrt," sagte sie. „Es ist jemand draußen, sehen Sie nach."

Stevens verließ das Zimmer. In dem Korridor brannte eine mattgeschliffene Ampel, die den Raum nur notdürftig erhellte, während das Vestibül durch einen Gaskandelaber besser beleuchtet wurde. Auf diese Weise war

es möglich, die draußen stehende Person genau zu erkennen, während das Umgekehrte ausgeschlossen blieb.

Als John Stevens die Entreethür öffnete, prallte er unwillkürlich einen Schritt zurück und drückte sich in die dunkelste Ecke.

Diese Bewegung war um so auffälliger, als der Mann da draußen ihm schwerlich bekannt sein konnte; aber vielleicht machte gerade in diesem Augenblick und unter den obwaltenden Umständen die kraftvolle Gestalt des Fremden einen furchterweckenden Eindruck.

Es war Max Humbert, der Juwelier vom Herrengraben.

Humbert schien das sonderbare Benehmen des Dieners um so weniger zu beachten, als er seine Gesichtszüge nicht zu erkennen vermochte. Er überreichte seine Karte, frug, ob das gnädige Fräulein zu sprechen sei, und fügte hinzu, daß er in Geschäften komme, und daher die etwas ungewöhnliche Stunde zu entschuldigen bitte.

Seine Stimme klang dabei vollkommen gelassen, und es war klar, daß er sich in einem ganz fremden Hause zu befinden glaubte. Steven dagegen besaß allerdings keine Ahnung von dem wirklichen Sachverhalt, wohl aber vermutete er irgend welche geheimnisvolle Beziehungen zwischen Edith und Humbert. Er wagte es daher nicht, den unerwünschten Besuch unter irgend einem nichtigen Vorwand zurückzuweisen. Er nahm wortlos die Karte entgegen und begab sich in den Salon.

Edith hatte sich inzwischen wieder auf dem Sessel niedergelassen und das Buch zur Hand genommen; die durch eine vollkommene Einsamkeit hervorgerufene Beklemmung war von ihr gewichen. Sie fühlte die Nähe von Menschen und damit eine instinktive Beruhigung.

Und in dieser Stimmung nahm sie die Karte aus der Hand des Dieners entgegen.

Eine Kette von Begebenheiten, deren jede einzelne geeignet ist, das Gemüt der Menschen in Aufregung zu versetzen, wirkt in ihrem Abschluß je nach Beschaffenheit der Charaktere sehr verschieden. Ruhige und phlegmatische Naturen werden durch die Steigerung der Affekte erschüttert und aus dem Gleichgewicht geschleudert; ein nervöses Temperament wird im Gegenteil bisweilen niedergedrückt und fällt der Apathie anheim.

Edith nahm die Karte und las den Namen, der einstmals ihr Eigentum gewesen war, den sie vielleicht heute noch trug.

Sie ließ das kleine Blättchen auf den Teppich fallen und blickte stumpf darauf nieder. Dann sagte sie mit einer sehr müden und tonlosen Stimme: „Ich lasse den Herrn bitten, einzutreten. Tragen Sie dafür Sorge, daß wir nicht gestört werden.“

John Stevens ging wieder hinaus. Der Juwelier hatte inzwischen den Korridor betreten und stand wartend unter der Ampel.

Er war in tiefe Gedanken versunken und sah den Diener kaum an, der ihm nur stumm winkte, vorausgehend die Salonthür öffnete und sich hinter ihr deckte.

Als die Thür wieder ins Schloß fiel, schlüpfte Stevens geräuschlos in ein anstoßendes dunkles Zimmer, das nur durch eine Portiere von dem Salon getrennt war.

Ein großer Ofenschirm bot ihm dort den willkommensten Lauscherposten.

Zwölftes Kapitel.

Hans Marquardsen hatte sich von Edith unmittelbar in seine Wohnung am Herrengraben begeben, um dort die notwendigen Vorbereitungen für seine Reise zu treffen. Er wollte nur einige Tage abwesend sein und brauchte

daher nur einen kleinen Handkoffer zu packen. Das war in einer halben Stunde abgemacht, und er ging sodann in die Humbertsche Wohnung hinüber, um sich dort zu verabschieden.

Er hatte dabei noch einen besonderen Zweck im Auge.

Die Vermutung sprach allerdings dafür, daß Maggi von der Vergangenheit ihres Mannes keine Kenntnis besaß, aber ganz bestimmte Thatsachen für diese Annahme lagen bis jetzt noch nicht vor. Nun aber ergab sich ganz von selbst die Gelegenheit, diesen wichtigen Punkt festzustellen.

Maggi war allein, denn Humbert hatte sich bereits auf den Weg nach Harvestehude gemacht; die beiden Männer waren wahrscheinlich aneinander vorübergekommen.

Sie stickte an einer Brieftasche und sagte lachend: „Ich dachte schon, mein Mann käme zurück; das ist nämlich ein Geschenk für seinen Geburtstag, und davon darf er natürlich nichts wissen."

Ihr hübsches mädchenhaftes Gesicht strahlte bei diesen Worten; sie fühlte sich offenbar sehr glücklich und zufrieden im Vollbesitz des Geliebten, sie hatte ja keine Ahnung von dem Unwetter, das schon über ihrem blonden Haupte stand.

Auf die Aufforderung der jungen Frau nahm Hans Platz; er hatte schon öfters ein Plauderstündchen gehalten; sie nahm wohl an, daß er auch heute zu diesem Zweck gekommen sei.

„Ihr Mann ist also nicht zu Hause, Frau Humbert?"

„Nein, denken Sie, er ist nach Harvestehude zu Fräulein Ruhmann wegen des großen Rubins."

Marquardsen erschrak. Was gerade vermieden werden sollte, das bereitete sich jetzt vor, und es konnte zu einer Katastrophe führen. Aber Hans tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Juwelier sich jedenfalls anmelden

lasse, und daß Edith sich vor ihm verleugnen lassen und ihn nicht empfangen werde.

„So?“ sagte er möglichst ruhig. „Dann muß ich mich von Ihnen allein verabschieden, Frau Humbert; ich verreise nämlich auf einige Tage.“

„Ach, wirklich? Wohin denn, wenn ich fragen darf?“

„Nach Waldau.“

Der Rechtsanwalt sprach das Wort langsam und deutlich aus und betrachtete dabei die junge Frau aufmerksam. Wenn sie irgend etwas von der ersten Ehe ihres Mannes wußte, dann mußte der Ort ihr bekannt sein. Aber sie stickte ruhig weiter.

„Waldau? Wo liegt denn das Nest?“

„Tief unten in Süddeutschland.“

„Ach so! In der Geographie bin ich immer ein bißchen schwach gewesen. Das ist gewiß eine sehr weite Reise?“

„Ungefähr einen Tag, Frau Humbert. Aber wir Anwälte müssen bisweilen an ganz ferne Gerichte.“

„Na, es ist ja hübsch, wenn Ihre Praxis so zunimmt,“ entgegnete sie freundlich.

Damit war das Gespräch zu Ende, und Hans hätte sich verabschieden können, denn er wußte nun, was er wissen wollte. Aber ihn fesselte noch ein anderes Interesse an seinen Platz.

Da saß sie neben ihm, die junge blühende Frau, die in soliden Bürgerkreisen aufgewachsen war, in hergebrachten ehrwürdigen Formen, welche ganz besonders heilig erschienen in den Augen eines Weibes. Vielleicht war es dennoch nicht möglich, sie vor einer bitteren Erkenntnis zu bewahren, und was würde sie dann sagen, wenn die Form der Ehe zertrümmert vor ihren Füßen lag?

Hans brach die Fortsetzung der Unterhaltung gleichsam vom Zaun.

„Ja, die Praxis hat rascher zugenommen, als ich erwarten durfte," entgegnete er nachdenklich. „Mein Gott, was nicht alles durch meine Hände geht! Denken Sie, da hatte ich neulich einen Fall, der Sie interessieren wird. Namen darf ich natürlich nicht nennen, übrigens ist die Sache nicht in Hamburg vorgekommen. Da lebt irgendwo ein glückliches Paar, das schon mehrere Jahre verheiratet ist. Und plötzlich stellt sich heraus, daß der Standesbeamte einen Formfehler begangen hat, und daß infolgedessen die ganze Ehe null und nichtig ist. Was meinen Sie dazu?"

Maggi legte die Stickerei in den Schoß und sah nachdenklich vor sich hin. „Kann denn so etwas überhaupt vorkommen, Herr Doktor?"

„Gewiß, warum nicht? Es geschieht vielleicht selten, aber irren ist menschlich."

„Ist denn das Versehen nicht wieder gutzumachen?"

„Für die Zukunft ging's gewiß; es bedarf nur einer neuen Eheschließung. Aber was die Vergangenheit betrifft —"

Maggi nahm wiederum die Arbeit zur Hand und beschäftigte sich angelegentlich mit ihr. In ihren Wangen stieg ein ganz feines Rot auf, und plötzlich lachte sie leise.

„Was diese Juristen doch für wunderliche Menschen sind! Glauben Sie denn wirklich, Herr Doktor, daß die beiden sich grämen werden über das, was hinter ihnen liegt?"

„Würden Sie es nicht thun, Frau Humbert?"

„Aber Gott bewahre! Einer bloßen Form halber? Man ist ja in solchen Fällen doch so gut wie verheiratet gewesen." Und dann geriet sie ein klein wenig in Verwirrung. „Es ist schwer, sich in eine solche Lage zu versetzen, besonders für mich. — Wann reisen Sie ab, Herr Doktor?"

Es war ganz offenkundig, daß Maggi die Unterhaltung abzubrechen wünſchte. Sie ſprachen dann noch einige gleichgültige Worte, und als Hans ſich verabſchiedete, ſagte er wie von einer plötzlichen Ahnung ergriffen: „Wenn irgend etwas vorkommen ſollte, Frau Humbert, dann ſchicken Sie nur in mein Bureau. Ich komme morgen früh in Waldau an und werde meine Adreſſe ſofort an den Bureauvorſteher telegraphieren. Leben Sie recht wohl.“

Es wäre wohl noch Zeit geweſen, nach St. Pauli hinauszufahren und dort Abſchied zu nehmen. Aber Hans ſcheute ſich, gerade jetzt mit Agnes zuſammenzutreffen. Es kam ja häufig genug vor, daß er tagelang durch Geſchäfte verhindert wurde, die Wohnung ſeiner Mutter aufzuſuchen, und es war ſchließlich gleichgültig, ob er während eines ſolchen Zeitraumes in Hamburg oder hundert Meilen ſüdlicher weilte, es giebt ja heutzutage keine Entfernungen mehr.

So ſchrieb er nur eine kurze Anweiſung an ſeinen Bureauvorſteher Schmidt, aß in der erſten beſten Reſtauration eine Kleinigkeit zu Abend und nahm dann eine Droſchke nach dem Venloer Bahnhof.

Er kam gerade rechtzeitig an, um ſich eine Fahrkarte für den Schlafwagen löſen zu können, und zehn Minuten ſpäter fuhr der D-Zug aus der düſteren Halle langſam ins Freie.

Das Wetter war womöglich noch abſcheulicher geworden.

Hamburg ſteht bekanntlich in dem Rufe, nächſt London vielleicht die nebelreichſte Stadt Europas zu ſein, aber es kommt doch verhältnismäßig ſelten vor, daß das graue Geſpenſt der Nordſee ſich mitten im Sommer einſtellt.

Heute aber war es mit einer Macht gekommen, die etwas Unheimliches an ſich hatte und ſelbſt wetterharten Leuten zu allerlei Bemerkungen Anlaß gab.

Als Hans den Zug bestieg, unterhielten sich die Schaffner untereinander von diesem greulichen Nebel. „Ich will froh sein, wenn wir über die nächsten paar Kilometer hinaus sind," sagte der eine. „Man kann kaum die Signale erkennen, das ist ja schlimmer als im Spätherbst."

„Besser auf der Strecke als im Gängeviertel," entgegnete sein Kamerad. „Es ist ein Spitzbubenwetter; diese Nacht wird wieder mancherlei in Hamburg passieren."

„Bei mir zu Hause giebt es nichts zu stehlen."

„Wenn es bei dem Stehlen bleibt —"

Marquardsen machte sich's behaglich.

Er wollte die Nacht gut schlafen und am nächsten Morgen im sonnigen Süden aufwachen; das war ein ganz netter Vorsatz.

Aber als er sich hinstreckte, kamen ihm allerlei Gedanken.

Zunächst fiel ihm die Unterhaltung der beiden Schaffner ein. Die hatten wohl nur so hingeredet, um ein paar müßige Sekunden auszufüllen, aber in ihren Worten lag doch die halb unbewußte Charakteristik der Weltstadt, die unter Nacht und Nebel begraben liegt und so entsetzlich viel unheimliche Elemente in ihren düsteren Gassen birgt.

Auf der dunklen Strecke, in dem dahinsausenden Zuge ist es sicherer als da unten, wo das Lichtermeer Hamburgs, im Nebel verschwimmend, wie eine blutrote Wolke über dem Gewirr der Dächer lagert. Das hatten die schlichten Männer zum Ausdruck gebracht.

Marquardsen dachte an sein eigenes Bureau. Nun, das war wohl sicher genug verschlossen, und es enthielt kaum etwas anderes als Akten, die wichtig genug sein mochten, aber dennoch für Einbrecher wenig Anziehungskraft besaßen. Aber dann wanderten seine Gedanken weiter nach den reichen, vornehmen Villen, die vor Hamburg in

den Gärten verstreut liegen, und in denen Hunderttausende an Geld und Geldeswert aufgehäuft sind.

Die meisten haben freilich zahlreiche Dienerschaft und sind auch sonst gut bewahrt, es wird so leicht keinem Einbrecher beikommen, gerade dort seine Thätigkeit zu entfalten, wo man besonders aufmerksam und wachsam ist.

Aber es giebt auch Ausnahmen.

Hans Marquardsen legte sich auf die andere Seite und versuchte einzuschlafen; aber da trat ein neues Bild vor seine geschlossenen Augen.

Als er vorhin den Zug bestieg, war eine Dame an ihm vorübergegangen und in der Frauenabteilung der ersten Klasse verschwunden; er hatte ihr Gesicht wegen eines dichten Schleiers nicht erkennen können, aber Gestalt und Bewegung waren ihm so sonderbar bekannt vorgekommen.

Der Zug hielt und fuhr nach einer Weile weiter; Hans konnte keine Ruhe finden. Er trat hinaus in den Gang des Schlafwagens und fand dort einen Bediensteten, mit dem er einige leise Worte wechselte. Er frug nach der zuletzt passierten Station und erhielt die Auskunft, daß die Bahn dort nach Berlin abzweige.

„Ist jemand ausgestiegen?"

„Nur eine einzige Dame aus der ersten Klasse."

„Haben Sie das Gesicht gesehen?"

„Nein, die Dame trug einen Schleier."

„War sie jung?"

Der Beamte lächelte. „Ich denke doch, Herr, nach Gestalt und Bewegung zu urteilen."

Marquardsen stellte noch eine Frage, die sein lebhaftes Interesse verriet. „Hatte die Dame schwarze Haare?"

„Gewiß, Herr, das weiß ich bestimmt. Rabenschwarz, und darum denke ich auch, daß sie jung gewesen ist."

Hans hätte gerne noch Näheres erfahren, aber nebenan

begann jemand über die Störung zu schimpfen. So mußte der Anwalt abbrechen, aber er lag noch lange auf seinem Lager und grübelte darüber nach, ob das wohl wirklich Edith gewesen sein könne, die bei Nacht und Nebel allein in die Welt hinausfuhr.

Ein instinktives Gefühl, eine innere Stimme bestätigte die sonderbare Vermutung, aber andererseits — — wenn Edith wirklich Hamburg verlassen, wenn sie vor ihrem ersten Manne flüchten wollte, warum dann so plötzlich und unter so geheimnisvollen Umständen?

Vielleicht lag in diesem Augenblick schon ein Brief auf seinem Schreibtisch, der die Sache aufklärte; zunächst mußte das Fragezeichen stehen bleiben.

Der Morgen dämmerte schon herauf, als Hans endlich einen kurzen unruhigen Schlummer fand, und in seinem Traum vermischte sich der Hamburger Nebel mit einer schwarzen Gestalt, die noch nebelhafter und schattenartiger einherschwebte. —

In den Vormittagsstunden war Waldau erreicht. Man mußte eine Nebenbahn benutzen, um in das entlegene Städtchen zu gelangen. Diese führte noch weiter bis in die Kreisstadt, wo sich das Landgericht befand; Marquardsen aber stieg vorläufig in Waldau aus, denn dort sollte der Justizrat Gerlach leben, und von diesem hoffte er die beste Auskunft in Ediths Angelegenheit zu erhalten.

Mit dem Hotelwagen „Zum goldenen Kreuz" fuhr er in den Ort und erhielt als seltener Vogel das beste Zimmer des Gasthofs; es war dasselbe, worin vor fünf Jahren Mr. Burton gewohnt hatte. Hans wußte natürlich nichts von diesem edlen Engländer und hatte noch weniger Kenntnis von dessen Beziehungen zu der Familie Humbert.

Die erste Frage des Anwalts bezog sich natürlich auf

den Justizrat Gerlach, und da er sich bereits mit Name und Stand eingeschrieben hatte, so schien selbst der neugierige Oberkellner nichts darin zu finden, daß ein Kollege den anderen aufsuchte.

Er gab die Auskunft, daß der Herr Justizrat draußen zwischen den Weinbergen in einem eigenen Häuschen wohne; er habe sich schon vor Jahren von der Praxis zurückgezogen, sei sehr alt und nehme nicht gerne Besuche an.

Das war wenig oder viel, wie man es nehmen wollte, und jedenfalls nicht sehr ermutigend. Indessen ein Versuch mußte immerhin gemacht werden.

Hans begab sich zunächst auf die Post, telegraphierte seine Adresse an den Bureauvorsteher Schmidt in Hamburg und wanderte dann durch die hügeligen Gassen des Städtchens hinaus in die Weinberge.

Unterwegs kam er auch an einem Juwelierladen vorüber. Es war wohl der einzige am Ort, ein unbedeutendes Geschäft mit winzigem Schaufenster. Ueber der Thür stand ein fremder Name, aber man konnte sehen, daß das Schild überstrichen war, und daß früher eine andere Firma darunter gestanden hatte; der erste Buchstabe, ein „H", war noch ziemlich deutlich zu erkennen.

Hans betrat, einer plötzlichen Idee folgend, den Laden und kaufte einen schlichten Goldreif, wie ihn Verlobte zu tragen pflegen.

„Für eine Dame," sagte er dabei.

„Soll ich die Namen gleich hineingravieren?" frug der Juwelier.

„Die Namen?"

„Nun ja; die Vornamen der Brautleute. Das ist hier zu Lande so Sitte."

„Gut. Also zunächst den Namen Hans."

Das war in wenigen Minuten geschehen.

Darauf blickte der Juwelier fragend auf. „Wie heißt denn die Dame?"

„Edith," entgegnete der Anwalt zögernd, und dann streckte er plötzlich die Hand aus. „Geben Sie nur her; der eine Name genügt, die Gebräuche sind nicht überall gleich."

Damit war das Geschäft beendet.

Schon unter der Thür wandte Hans sich aber noch einmal um und frug: „Sind Sie schon lange am Orte?"

„Fünf Jahre, mein Herr."

„Hieß Ihr Vorgänger nicht Humbert?"

„Ja, so hieß er."

„Wo mag der Mann wohl hingekommen sein?"

„Der ist verschollen," sagte der Juwelier finster. „Wenn Sie etwa eine Forderung an ihn haben, dann schreiben Sie es nur auf Ihr Verlustconto; der Mann kommt nicht mehr zum Vorschein."

Die Antwort klang so rauh und bitter, daß Hans stutzte. „Sie sind wohl nicht gut auf ihn zu sprechen?"

„Er hat mir persönlich nichts gethan," entgegnete der Juwelier. „Aber wenn man ein Geschäft kauft, Herr, dann kauft man auch die Firma, ein guter Name ist Geld wert. Ich nannte mich im ersten Jahr „Humberts Nachfolger", wie es bei Geschäftsleuten üblich ist; aber das hätte mich fast mein Renommee gekostet. Seitdem ich den Namen ausgestrichen habe, geht es besser, aber die Farbe ist durchlässig, ich muß noch einmal überpinseln lassen."

Marquardsen scheute sich, weitere Fragen zu stellen, weil er Verdacht zu erregen fürchtete; aber es wurde ihm klar, daß hier eine Thatsache vorliegen müsse, die den Ruf Humberts vernichtet hatte.

Es war kaum anzunehmen, daß die Scheidung allein diese Wirkung hervorrufen konnte, denn was hat eine Ehe

mit dem Geschäft zu thun? Vielleicht konnte der Justizrat Gerlach nähere Auskunft erteilen.

Doktor Marquardsen wurde von dem alten Herrn als Kollege angenommen.

Er traf einen Mann, den die Jahre mitgenommen hatten, und der aus einem vielleicht ursprünglich vorsichtigen und verschlossenen Juristen ein geschwätziger Greis geworden war. Diese sofort hervortretende Eigenschaft war insofern für Marquardsen förderlich, als nicht zu befürchten stand, daß jener sich hinter ein verjährtes Amtsgeheimnis verschanzen werde, und Hans ging daher geradeswegs auf sein Ziel los.

„Ich komme, Herr Justizrat," sagte er, „in der Angelegenheit meiner Klientin, der geschiedenen Frau Edith Humbert. Sie haben die Sache vor etwa fünf Jahren in Händen gehabt."

Der Justizrat dachte nach. „Humbert? Richtig, das war eine meiner letzten Sachen, bevor ich mich zur Ruhe setzte. Aber ich habe den Mann vertreten und nicht die Frau."

„Das stimmt, Herr Justizrat. Ist die Scheidung rechtskräftig geworden?"

Der alte Herr lachte in seiner etwas kindischen Weise. „Na, ich sollte doch denken, Herr Kollege, daß so was in fünf Jahren Zeit hat, die Rechtskraft zu beschreiten! Also Frau Humbert ist wirklich wieder aufgetaucht? Sie galt für verschollen, ebenso wie der Mann. Und nun will sie wohl wieder heiraten?"

Marquardsen antwortete nicht direkt auf diese Frage. „Möchten Sie mir nicht die näheren Umstände der Scheidung erzählen, Herr Justizrat?"

„Aber gerne, Herr Kollege, unter uns giebt es ja doch kein Geheimnis, und die Sache war so merkwürdig, daß sie mir noch lebhaft in der Erinnerung steht. Also

eines Tages kommt Humbert zu mir mit einer Ehescheidungsklage. Ich sage Ihnen, ich war wie vor den Kopf geschlagen, denn ich kannte die Verhältnisse ganz genau, die beiden Leutchen lebten wie die Turteltauben; sie hatten ja freilich keine Kinder, und die Frau war ein bißchen sehr auf Schmuck und dergleichen, aber darum läßt man sich doch noch nicht scheiden! Und nun mit einemmal aus heiterem Himmel die Ehescheidung wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung! Jawohl, Herr Kollege, das war es ja gerade: gegenseitig! Ich ging natürlich zunächst zu der Frau und machte ihr Vorhalt, aber da war nichts auszurichten, die beiden waren so einig über die Scheidung, wie sie es ein paar Jahre früher über die Eheschließung gewesen waren. Gründe wurden nicht angegeben, die liegen ja allemal in solchen Angelegenheiten zu tief, als daß sie jemals an die Oberfläche kämen. Na, gut also, der Prozeß nahm seinen Verlauf und wurde im zweiten Termin beendet, denn Beweise waren ja nicht zu erheben, und bei gegenseitiger Einwilligung und kinderloser Ehe mußten die Gerichte erkennen, was Rechtens war. Gleich nach Verkündung des Urteils legte ich übrigens mein Mandat nieder."

„Sie legten es nieder?" frug Hans gespannt und beklommen; der alte Anwalt aber machte ein verdrießliches Gesicht.

„Nun ja, Herr Kollege, das ist ja etwas ungewöhnlich, man thut es sonst nicht gern. Aber Humbert hatte mich schlecht behandelt, er war überhaupt ein etwas jähzorniger Mann. Geben Sie nur acht und urteilen Sie selbst, ob Ihnen nicht auch der Aerger zu Kopf gestiegen wäre. Da bin ich also — das war noch vor Anstellung der Ehescheidungsklage — wegen irgend einer Prozeßsache in dem Humbertschen Laden und werde zufällig Zeuge einer ziemlich erregten Verhandlung, die zwischen dem

Juwelier und einem fremden Herrn stattfand. Der Fremde hatte einige Zeit zuvor einen sehr seltenen und wertvollen Rubin zur Fassung übergeben und behauptete nun, daß Humbert den Stein mit einer wertlosen Imitation vertauscht habe. Das Ganze war offenbar ein ziemlich plump angelegter Erpressungsversuch, denn der Rubin, den Humbert zur Fassung erhalten hatte, war allerdings echt gewesen, und der jetzige war falsch, aber der Gauner hatte sich inzwischen Gott weiß wo herumgetrieben und offenbar den Umtausch selbst bewirkt. Na, es gelang dann auch meinem Dazwischentreten, den Hochstapler einzuschüchtern und zur Abreise zu bewegen, aber es muß doch wohl etwas von der dummen Geschichte unter die Leute gekommen sein, denn Humbert behauptete plötzlich, daß man anfange sein Geschäft zu meiden, und daß ich nicht reinen Mund gehalten hätte. Gerade an dem Vormittag, als die Scheidung ausgesprochen wurde, sagte er mir's in das Gesicht, und darauf legte ich natürlich mein Mandat nieder. — Hätten Sie das nicht auch gethan, Herr Kollege?"

Hans trat der Ansicht des alten Herrn natürlich bei, aber er that es in einer zerstreuten und befangenen Weise.

Die soeben vernommene Erzählung hatte ihn mehr aufgeregt, als er verraten mochte, und es kostete ihn Mühe, auf den eigentlichen Zweck der Unterredung zurückzukommen.

„Danach ist es allerdings begreiflich," sagte er, „daß Sie das Ehescheidungsurteil der Frau Humbert nicht zugestellt haben."

„Ich?" frug Gerlach verwundert. „Nein, Herr Kollege, ich besitze das Urteil gar nicht, denn ich zeigte noch an demselben Vormittag die Niederlegung des Mandats bei Gericht an. Aber die Ehescheidungsurteile werden ja doch von Amts wegen zugestellt."

„Ist das Landgerichtsgebäude nicht vor einigen Jahren abgebrannt?"

„Wahrhaftig, da haben Sie recht!" entgegnete der Justizrat betroffen. „Gerade um jene Zeit muß das gewesen sein, vielleicht acht Tage nach Erlaß des Urteils. Ich setzte mich gerade zur Ruhe, denn die Sache Humbert gegen Humbert war meine letzte."

„Es ist wohl viel verbrannt?"

„Die Prozeßakten, soviel ich weiß, alle. Und Sie meinen, daß man die Zustellung des Urteils vergessen hat? Wahrscheinlich war sie gar nicht mehr möglich, denn mit den Akten ist natürlich auch das Urteil verbrannt. Uebrigens verschwanden auch die Parteien ziemlich rasch aus dem Orte; zunächst die Frau, dann nach einem überstürzten Verkauf des Geschäftes auch der Mann. Wer hatte da denn noch ein Interesse, sich um die Sache zu bekümmern?"

Freilich, so mußte es wohl sein.

Marquardsen verabschiedete sich mit schwerem Herzen und kehrte langsam in das Städtchen zurück.

Da waren zwei Dinge, die ihn lebhaft beschäftigten.

Wenn sich, wie wohl kaum zu bezweifeln stand, die Angaben des Justizrats bestätigten, dann war es überhaupt nicht mehr möglich, eine Rechtskraft des Ehescheidungsurteils zu erlangen. Denn ein Urteil, welches überhaupt nicht mehr vorhanden ist, kann auch nicht mehr zugestellt werden; die Form vernichtete hier, wie so oft im Rechtsleben, den Inhalt.

Und die Folgen davon waren geradezu unabsehbar.

Von einer Heirat zwischen Hans und Edith konnte natürlich nicht die Rede sein, solange letztere noch gebunden war; es mußte vielmehr ein neues Ehescheidungsverfahren eingeleitet werden.

Dann aber kam es heraus, daß Humbert in einer

ungültigen Ehe lebte; er wurde unweigerlich wegen Bigamie bestraft, und wenn die Gerichte auch wegen der eigentümlichen Sachlage mildernde Umstände annahmen, so mußte immerhin auf Gefängnis nicht unter sechs Monaten erkannt werden.

Arme Maggi!

An Humbert selbst dachte Marquardsen mit weniger Bedauern, denn die Erzählung des Justizrats Gerlach hatte in ihm einen häßlichen Verdacht wachgerufen.

Der Juwelier befand sich im Besitz eines seltenen und besonders wertvollen Rubins, Hans hatte das Prachtstück mit eigenen Augen gesehen und von der sachverständigen Maggi gehört, daß der Stein unzweifelhaft echt sei. Dieser Edelstein wurde von Humbert in einer höchst auffälligen Weise gehütet und sogar vor den Augen der eigenen Frau verborgen gehalten; danach lag die Vermutung sehr nahe, daß jener Unbekannte damals thatsächlich betrogen worden war, und daß er nur deshalb die Gerichte nicht angerufen hatte, weil er den Betrug nicht nachweisen konnte. Denn er hatte nach Gerlachs Darstellung die Vertauschung der Steine erst einige Tage später bemerkt, und Humbert konnte ihm daher entgegenhalten, daß er wohl den Umtausch selbst vorgenommen habe.

„Arme Maggi!" sagte Hans noch einmal, als er alle diese Erwägungen an seinem Geiste vorüberziehen ließ.

Er war auf dem Wege zum Bahnhof, um nach der Kreisstadt zu fahren und auf dem Landgericht Nachforschungen anzustellen; man sagte ihm indessen, daß der nächste Zug erst in einigen Stunden abgehen werde.

So kehrte er einstweilen in das Hotel zurück und wurde dort von einer neuen Ueberraschung betroffen.

Auf dem Tisch seines Zimmers lag eine Benachrichtigung durch das Telegraphenamt. Sie besagte, daß die

Depesche, welche Hans in den Vormittagsstunden an seinen Bureauvorsteher Schmidt abgesandt hatte, in Hamburg als unbestellbar bezeichnet worden sei, da der Adressat verschwunden wäre.

Eine Stunde später saß Hans im Zuge und fuhr nach Hamburg zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Die Thür wurde hinter Max Humbert geschlossen. Es standen sich die beiden Menschen gegenüber, deren Herzen einstmals vor Jahren aneinander geschlagen hatten, und die gerade deshalb den Wunsch hegen mußten, niemals wieder einer in des anderen Auge sehen zu müssen.

Edith war durch die Begebenheiten der letzten Tage vorbereitet und vermochte daher wenigstens den Schein der Fassung zu wahren. Humbert aber wurde durch die unerwartete Begegnung so vollkommen überwältigt, daß er lautlos stehen blieb und nur eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand nach der Stirn machte.

Edith brach zuerst das Schweigen.

„Ich bin es wirklich," sagte sie. „Kummer und Gram mögen mich ja so sehr verändert haben, daß von der alten Edith nicht mehr viel übrig geblieben ist, aber ich bin es dennoch, es ist nicht nur mein Geist."

Er richtete sich auf und trat einen Schritt vor. „Was willst du hier?"

„Bin ich etwa zu dir gekommen?" frug sie bitter. „Du kannst es mir glauben, ich hätte eine Begegnung mit dir gern vermieden, aber dies ist meine Wohnung, und du bist zu mir gekommen. Vor fünf Jahren hast du mir deine Thür verschlossen; ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Ich wußte es nicht, Edith," sagte er leise.

Das Aussprechen des Namens hatte eine seltsame Wirkung. Dieser eine Laut mußte wohl Erinnerungen wecken, die mächtiger waren als Gram und Zorn.

Edith setzte sich und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich glaube dir, Max, daß du es nicht gewußt hast. Als wir das letzte Mal beisammen waren, sprachst du den Wunsch aus, daß wir uns in diesem Leben niemals wiedersehen möchten. Und du fügtest noch etwas von einer Ewigkeit hinzu, was ich nicht wiederholen will. Du siehst, daß wir nicht einmal über das Diesseits bestimmen sollen, denn es giebt ein Verhängnis, dem wir uns unterwerfen müssen. Bist du mit dieser Erklärung zufrieden?"

Er war inzwischen noch näher herangetreten und erwiderte beklommen: „Ich bin zufrieden, wenn du mir die Versicherung giebst, daß du nicht meinen Spuren gefolgt bist, um mich zu quälen."

„Wer von uns beiden ist zuerst in die Fremde gegangen, Max?"

Er schwieg.

„Wenn ich dich quälen wollte," fuhr sie fort, „so konnte ich in deiner Nähe bleiben; es hinderte mich nichts, dir überallhin zu folgen wie dein Schatten. Das wäre für mich ebenso peinvoll gewesen wie für dich, Max, aber wenn eine Frau ihren Haß befriedigen will, dann achtet sie nicht auf sich selbst."

„Also du hegst keinen Haß gegen mich?" frug er weicher als zuvor.

Edith deutete mit einer zögernden Handbewegung auf einen in ihrer Nähe stehenden Stuhl und entgegnete: „Wenn wir schon einmal beisammen sind, mag auch dieser Punkt erörtert werden. Ich habe auf meinen Irrfahrten vieles durchgemacht, und wenn sehr schwere Stunden über mich kamen, dann machte ich wohl den Versuch, die ganze Schuld an meinem Schicksal auf deine Schultern zu

wälzen. Wenn ich dich wirklich hätte haſſen können, dann wäre ich weniger unglücklich geweſen. Aber ich mußte mir immer wieder ſagen, daß du nicht ungerecht gegen mich gehandelt haſt, ſondern nur hart."

„Nur hart!" wiederholte er leiſe.

„Du würdeſt es heute vielleicht nicht mehr ſein," fuhr ſie fort. „Du kannteſt damals nur mich allein, und du wußteſt nichts davon, daß nicht nur einzelne unſeres Geſchlechts, ſondern daß die Mehrzahl der Frauen, daß vielleicht alle, die ſchön und jung ſind, ſo leidenſchaftlich nach Glanz und Schmuck begehren, daß ſie darüber mitunter den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht vergeſſen. Heute weißt du es, Max."

„Wie ſoll ich das wiſſen?" frug er unſicher.

In Ediths Blick glomm ein ſeltſames Feuer auf. „Stelle dich nicht ſo unerfahren," ſagte ſie heftig. „Wer ein zweites Weib nimmt, der iſt wie einer, dem die Augen aufgehen. Meinſt du, daß ich meine Nachfolgerin nicht kenne? Glaubſt du, daß ich gleichgültig an ihr vorübergehen kann? An ihr, die jetzt deine Liebe beſitzt? Ich habe ſie geſehen, ich habe mit ihr geſprochen, meine Hand hat ſie berührt. Sie iſt ſchön, ſchöner vielleicht, als ich heute bin, aber nicht ſchöner, als ich damals war, damals, als du mich verdammteſt! Sie hängt auch an dem Glanz deiner verfluchten Steine, ſo gut wie ich; ſie ſchmückt auch ihren weißen Hals gern mit Diamanten und Rubinen, ſo gut wie ich; ſie wirft auch begehrende Blicke auf die gleißende Pracht, ſo gut wie ich; wenn du mich darum verſtoßen wollteſt, dann kannſt du deine blonde Geliebte gleichfalls auf die Straße jagen, ſie iſt nicht beſſer, ſie hat vielleicht nur weniger heißes Blut!"

Sie waren beide aufgeſprungen und ſtanden jetzt dicht voreinander; Edith mit flammenden Augen und heftig

gehendem Atem, schöner als sie jemals gewesen war, der Mann hoch aufgerichtet und Zorn im Blick.

Und dann geschah etwas Seltsames.

Edith breitete plötzlich die Arme aus und warf sie um den Nacken dessen, den sie vielleicht sehr oft in dieser leidenschaftlichen Weise geliebkost hatte; aber es war kaum zu unterscheiden, ob sie ihn an sich pressen, oder ob sie ihn erwürgen wollte.

Und während er danach strebte, sich von ihr loszureißen, flüsterte sie mit heißem Atem ein Geheimnis in sein Ohr, so daß er plötzlich laut aufschrie.

— — — — — — — — — — — —

Es war spät geworden, und Maggi rüstete sich zur Nachtruhe.

Das Schlafzimmer der Eheleute stieß unmittelbar ans Wohngemach, und die junge Frau machte in dem letzteren ihre Nachttoilette.

Einmal trat sie an das Fenster, schob den Vorhang ein wenig beiseite und lugte auf die Straße.

Der Herrengraben war wie gewöhnlich um diese Zeit tot und stille.

Man konnte kaum das Licht der Laterne erkennen, denn der Nebel war mit dem Eintritt der Nacht noch dichter geworden, und die Gasflammen schimmerten nur wie rote Bälle durch den gleichförmigen grauen Schleier.

Humbert war noch nicht nach Hause gekommen.

Dieser Umstand allein machte Maggi nicht gerade große Sorge, denn es geschah bisweilen, daß ihr Mann auf einem Geschäftsgange Bekannte traf und sich von diesen zu einem Trunk verleiten ließ. Wenn man aber in Hamburg einmal kneipt, dann wird es gewöhnlich ziemlich spät.

In solchen, übrigens seltenen Fällen ließ Maggi einfach die Lampe brennen und legte sich ins Bett. Sie

hatte auch heute diese Absicht, aber sie konnte nicht recht zur Ruhe kommen.

Zunächst drückte sie das Gefühl der Einsamkeit.

Sonst war Doktor Marquardsen, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe, so doch unter einem und demselben Dache; aber der fuhr in dieser unfreundlichen Nacht mit der Bahn nach Süden, um irgend ein gleichgültiges Geschäft abzuwickeln.

Sodann dachte Maggi mit einigem Unbehagen daran, daß ihr Mann gewissermaßen ein Vermögen bei sich trug. Er hatte bei seinem Weggang nach Harvestehude den großen Rubin zu sich gesteckt, denn es war doch seine Absicht gewesen, mit Fräulein Ruhmann über das Juwel zu verhandeln. Wenn nun auch kein Mensch von dieser Thatsache Kenntnis haben konnte, so spielt der Zufall in solchen Dingen doch häufig eine absonderliche Rolle, und es war gerade heute eine Nacht, die das Gesindel aus den Winkeln lockt.

Maggi stand am Fenster und lauschte. Einmal glaubte sie bekannte Schritte zu vernehmen; sie warf ein Tuch um und öffnete den Fensterflügel.

Es gingen aber nur zwei Polizeibeamte vorüber. Sie unterhielten sich ziemlich laut über irgend eine Begebenheit, die erst kürzlich geschehen sein mußte.

Der eine sagte: „Ich war gerade auf der Hauptwache, so zwischen Neun und Zehn. Das Frauenzimmer machte ein Lamento, als ob das größte Malheur passiert wäre, und schließlich weiß man doch noch gar nichts Gewisses."

„Na, verdächtig ist die Sache doch," entgegnete der andere. „Ein Mensch verschwindet doch nicht so ohne weiteres."

„Es sollen sogar zwei sein."

„Um so schlimmer. Ist man schon draußen?"

„Ich denke, es wurde gleich telephoniert. Uebrigens eine scheußliche Nacht."

„Jawohl; es wird manches passieren."

Die Beamten verschwanden um die Ecke, und Maggi schloß das Fenster. Was sie gehört hatte, war nur das unverständliche Bruchstück einer Unterhaltung, die zwischen Sicherheitsbeamten nichts Ungewöhnliches ist, aber gerade das Geheimnisvolle der Andeutungen regte unwillkürlich auf, denn es ließ der Phantasie einen unbegrenzten Spielraum.

Die junge Frau ging in das Schlafzimmer hinüber und legte sich zu Bett. Sie ließ die Verbindungsthür weit offen, so daß die Lampe einen Schein hereinwarf und das Zifferblatt der Uhr in Maggis Gesichtskreis blieb.

So wollte sie wach bleiben, bis Max heimkam. Aber allmählich verwirrten sich ihre Gedanken, und der Schlaf kam über sie. In einem quälenden Traum sah sie ihren Mann mit einer dunklen, unbekannten Gestalt ringen, sie vernahm das Geräusch von Fußtritten und hörte das Aechzen einer Stimme.

Und dann wachte sie auf.

Die Lampe brannte noch im Wohnzimmer, aber es fiel ein schwarzer Schatten in den hellen Kreis, und der Schatten bewegte sich leise hin und her; es mußte irgend jemand in der Stube sein, den Maggi von ihrem Lager aus nicht sehen konnte, dort in der Ecke, wo ihr Schreibtisch stand. Sie erschrak heftig.

Wenn das Humbert war, dann wäre er doch wohl nach der Art spät heimkehrender Ehemänner leise in das Schlafzimmer gekommen, um sich zur Ruhe zu begeben; er war ja sonst so solide, daß er in einem Ausnahmefall keine Vorwürfe zu fürchten brauchte.

Maggi rief leise den Namen ihres Mannes.

Als sie keine Antwort erhielt, und der Schatten plötz-

lich aus seiner gleichförmigen Bewegung in einen regungslosen Zustand überging, faßte Maggi sich ein Herz, schlüpfte leise aus dem Bett und schlich in bloßen Füßen an die Thür.

Wenn wirklich ein Einbrecher oder sonst eine unberufene Person im Zimmer war, dann hatte sie noch Zeit, die Thür zu verriegeln, und dann wollte sie aus dem Fenster um Hilfe rufen. Aber sie blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen.

An ihrem kleinen Schreibtisch rechts in der Ecke des Zimmers saß Humbert. Er hatte den Hut nicht draußen abgelegt, sondern neben sich auf die Diele geworfen; seine beiden Arme lagen auf der Platte des Möbels, und seine Augen blickten starr auf einen bestimmten Punkt.

Scheinbar auf Maggis Bild, das in einem Rahmen den Aufsatz schmückte und die junge Frau im Brautkleid darstellte.

„Aber Mann," sagte Maggi erschrocken und zugleich erfreut, „was machst du denn da mitten in der Nacht?! Es ist ein Uhr vorbei, warum gehst du nicht ins Bett?"

Er drehte den Kopf nach der Seite und sah sie an. „Ich dachte, du schliefest, Maggi."

„Ich hab' auch geschlafen, aber nur unruhig. Warum kommst du nur so spät, Schatz?"

Das kleine Schmollen ging in einem zärtlichen Ton unter.

Maggi schlüpfte in ihr Bett zurück und rief: „Ich glaube wirklich, du hast mein Bild angeguckt; mach lieber, daß du ins Bett kommst!"

Nach einer Weile kam er wirklich. Er hatte eine Kerze angezündet, stellte sie auf den Nachttisch und setzte sich auf einen Stuhl neben Maggis Lager.

„Schlaf nur wieder ein, Kind," sagte er sanft, „ich habe noch zu thun."

„Zu thun?“ Die junge Frau lachte und zupfte ihren Mann am Rockärmel. „Mitten in der Nacht? Du haſt wohl einen kleinen Schwips, Männchen?“

Aber dann wurde ſie nachdenklich.

Er war offenbar gar nicht in der Kneipe geweſen, ſeine Kleidung roch nicht nach Tabaksrauch und der Atem nicht nach Spirituoſen. Dagegen war der Rock ganz von Feuchtigkeit durchzogen, als wenn er ſtundenlang dem Nebel ausgeſetzt geweſen wäre.

„Wo warſt du denn?“ frug Maggi mit einem leiſen Mißtrauen.

„Zunächſt auf Harveſtehude,“ entgegnete er zögernd, „und dann — — im Theater.“

Das konnte ja möglich ſein, obwohl das Theater ſchon um elf Uhr zu Ende ging, und jetzt war es ein Uhr vorbei.

Aber die Erinnerung an Harveſtehude weckte Maggis Geſchäftsſinn.

„Haſt du den Rubin verkauft?“ frug ſie und ſtützte ſich geſpannt auf den Ellenbogen.

Humbert rückte die Kerze ein wenig hinter die Bettgardine, ſo daß ſie beide im Schatten waren. „Ja,“ entgegnete er leiſe, „ich habe ihn — hergegeben.“

„Für wieviel, Max?“

„Er kommt ziemlich teuer zu ſtehen.“

Maggi legte ſich mit einem leiſen Seufzer in die Kiſſen zurück. Sie war es ja gewohnt, daß ihr Mann über alle Geſchäftsangelegenheiten ein hartnäckiges Schweigen bewahrte, aber dieſe Sache ging ihr denn doch über den Spaß.

Und als er nun aufſtand und die Kerze ergriff, da ſagte ſie etwas ſpöttiſch: „Du ſollſt den Rubin wohl dieſe Nacht noch faſſen, was?“

„Ja,“ entgegnete er tonlos. „Dieſe Nacht.“

Und er ging wirklich, er ließ sie allein. Maggi hörte ihn die Treppe hinuntersteigen, nach der Werkstatt zu.

Die junge Frau lag, die Hände unter den schweren blonden Flechten am Hinterkopf gefaltet, in ihrem Bett und blickte nach der Decke des Zimmers empor. Nebenan brannte noch die Lampe, Humbert hatte vergessen, sie auszulöschen, und das rötliche Licht zitterte über Amoretten und Rosenguirlanden, die eine wohlmeinende, aber ziemlich ungeschickte Hand an den Plafond des Schlafzimmers gemalt hatte.

Diese pausbäckigen Engelsköpfe waren sonst für Maggi ein Augentrost gewesen. Wenn sie auch nach einer vierjährigen Ehe allmählich die Hoffnung aufgab, jemals einen kleinen, flügellosen Engel ihr eigen zu nennen, so tröstete sie doch der Anblick der Symbole mit dem Gedanken, daß die Liebe auch ohne Früchte Blüten über das Leben streut, und daß sie für die Jahre des Alters die Ehegatten um so fester aneinander schließt.

Und nun trugen die Amoretten plötzlich ein häßliches, verzerrtes Antlitz, und die Rosen hatten eine welke, kränkliche Farbe.

Die fahle, unsichere Beleuchtung war wohl daran schuld.

Allmählich verwandelte sich das Licht in einen widerwärtigen, dunstigen Schein. Das Oel in der Lampe ging zu Ende, und der Tag kam herauf. Er hatte wohl den Nebel verscheucht und konnte möglicherweise schön werden, aber sein Beginn war häßlich und trostlos, denn er klebte noch an der Nacht, und die Nacht war ohne Schlaf gewesen.

Maggi stand auf und hüllte sich in einen Morgenrock.

Sie fror, und es war doch Sommer.

So stieg sie die Treppe hinunter und betrat die Werkstatt ihres Mannes. Dort stand ein kleiner Diwan, den

Humbert bisweilen zu benutzen pflegte, wenn er mitten im Drang der Geschäfte einige Minuten ausruhen wollte; Maggi hatte ihm selbst ein Kissen gestickt, und er sagte öfters, daß es sich ganz besonders gut auf diesem Kissen träumen lasse. Auch jetzt lag er auf dem Diwan und schlief.

Das Kissen war unter seinem Kopfe zusammengeballt, und er hatte die bärtige Wange fest hineingedrückt; sein Gesicht war blaß und übernächtig, und die dunklen Haare fielen ihm wirr in die weiße Stirn, aber er sah doch gut aus, und mehr traurig als schuldbewußt.

Aber er hatte nicht gearbeitet.

Die Werkzeuge lagen wohlgeordnet auf ihrem Platz, und der beste Beweis dafür, daß der Juwelier seine Werkstatt nur aufgesucht hatte, um dort zu schlafen, fand sich auf dem kleinen Tischchen am Kopfende des Diwans.

Dort lagen, genau wie dies sonst oben in dem Ehegemach der Fall war, Uhr und Börse und Schlüssel. Maggi nahm leise die letzteren und ging in den anstoßenden Laden. Wenn ihr Mann dennoch vielleicht den Rubin gefaßt hatte, dann mußte das kostbare Stück sich im Pretiosenschrank vorfinden, denn Maggi kannte zu genau die peinliche Sorgfalt und Vorsicht Humberts.

Aber das Juwel fand sich nicht im Schranke vor; auch das Geheimfach war leer.

Maggi kehrte mit schwerem Herzen in die Werkstatt zurück.

Es war ganz klar, ihr Mann hatte die Arbeit nur zum Vorwand genommen.

Und Maggi kniete plötzlich neben der einsamen Lagerstatt nieder; sie neigte das Haupt auf die Brust des Schläfers, und ihre blonden, aufgelösten Haare fielen wie ein Schleier über sein Haupt.

Vierzehntes Kapitel.

Es vergeht kaum eine Nacht in der großen Seestadt, wo nicht die Hauptwache im Stockhause durch irgend eine Nachricht alarmiert wird. Da wird telephonisch ein Einbruch gemeldet, oder eine blutige Schlägerei zwischen Matrosen und Hafenarbeitern, oder vielleicht gar ein Mord.

Das letztere kommt zwar nicht jede Nacht vor, aber doch häufig genug. Die Polizei ist gut organisiert und wachsam, aber sie kann es nicht verhindern, daß viel Gesindel aus aller Herren Länder gerade dort zusammenkommt, wo die Beute so reich ist und das Entrinnen so leicht.

Die Verbrecher verschwinden wie Schatten in den Gassen des Gängeviertels und im Kielraum der Schiffe; sie geben sich im letzteren Falle als entlaufene Matrosen aus und werden oft absichtlich verborgen gehalten, wenn der Schiffsführer gerade Mangel an Mannschaft hat.

Bis das Verbrechen in den Zeitungen steht, ist das Schiff in See.

Daß aber aus dem elegantesten Viertel Hamburgs der Bewohner einer Villa urplötzlich und spurlos verschwindet, das kommt wohl äußerst selten vor. Ist es ein Kaufherr, der an der Börse unglücklich spekuliert hat, dann kann man sich's allenfalls denken. Er ist eben über das große Wasser gegangen, um seiner Verpflichtungen ledig zu sein und drüben eine neue Existenz zu gründen; aber das Gerücht geht alsdann schon seinem Handeln voraus, und hinterdrein ist niemand sich über den Zusammenhang unklar.

Aber eine Dame — urplötzlich und ohne ersichtlichen Grund — abends zwischen Acht und Neun! So war das Hauptpolizeiamt gegen halb zehn Uhr von einer Wachstation antelephoniert worden. Die Nachricht kam von der Außenalster, aus der Gegend von Harvestehude,

und es wurde sofort der Polizeikommissar Braun abgeordnet, denn der galt als ein Spezialist für Vorkommnisse in vornehmen Häusern.

Auf dem Revier fand Braun eine ältliche Frau von fremdartigem Aussehen; sie schien den dienenden Ständen anzugehören, trug einen Marktkorb und befand sich in Begleitung einer großen silbergrauen Dogge.

Es war Josepha aus der Villa Petersen, und sie erzählte dem Polizeikommissar folgendes.

Um halb sechs Uhr sei sie in Begleitung des Hundes nach der Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen; in der Villa wären ihre Herrin, Fräulein Ruhmann, und der Diener zurückgeblieben; erstere habe gerade Besuch von dem Rechtsanwalt Doktor Marquardsen gehabt.

„Ich war willens," fuhr Josepha fort, „bereits um sieben Uhr zurück zu sein, und hatte das auch dem Diener gesagt, denn der Herr Rechtsanwalt ist mit meiner Herrin sehr befreundet, und ich dachte, er würde wohl zum Abendessen dableiben. Aber Sie wissen ja, Herr Kommissar, wie das in solchen Fällen geht. Ich versäumte mich und kam schließlich obendrein in die Irre, denn wir leben erst seit kurzem in Hamburg, und ich kenne mich in den Straßen noch nicht aus. So kam ich denn erst nach acht Uhr heim, und meine Seele dachte nicht daran, daß irgend etwas passiert sein könne, denn die Fenster waren hell wie gewöhnlich, und die Hausthür war im Schloß wie immer. Aber als ich aufmachte und den Korridor betrat, da war es mir schon so wunderlich zu Mute, denn es regte sich keine Menschenseele, und es wäre doch in der Ordnung gewesen, daß der John, unser Diener, mir entgegenkam und mir die Sachen abnahm. Er war aber nicht in der Küche und nicht in seiner Stube und nirgends. Und als ich dann in den Salon hineinging, da war das gnädige Fräulein auch fort. Der

Kronleuchter brannte, und die Vorhänge waren zusammengezogen, es war alles so ordentlich wie immer, aber keine Menschenseele im ganzen Hause — keine Menschenseele! Da habe ich alles stehen und liegen lassen und bin auf die Polizei gelaufen, denn so was kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen."

Josephas Bericht kam unter Stocken und Schluchzen heraus und machte den Eindruck der lautersten Wahrheit; die ungebildete und in einem halbziviliſierten Lande aufgewachsene Dienerin schien unter dem Eindruck eines übernatürlichen Ereignisses zu stehen, nach ihrer Vorstellung hatte ja wohl der Teufel selbst die Insassen des Hauses geholt, aber sie war dennoch im richtigen Instinkt auf die Polizei gelaufen.

Kommissar Braun ging dennoch sehr vorsichtig und methodisch vor.

Er telephonierte zunächst nach dem Hauptamt wegen der Insassen der Villa Petersen; die Meldebücher waren auch bei Nacht zugänglich, und es kam alsbald die Antwort zurück: „Fräulein Edith Ruhmann aus Brasilien nebst Dienerschaft, letztere bestehend aus der mitgebrachten Kammerfrau Josepha und dem erst in Hamburg engagierten Diener John Stevens aus Hamburg, angeblich gebürtig in Hull, England."

Nach dieser amtlichen Feststellung machte Braun sich in Begleitung von Josepha und zwei Konstablern auf den Weg nach der Villa Petersen. Den Kriminalbeamten, welcher von sechs bis neun Uhr in Harvestehude stationiert gewesen war, bestellte er an Ort und Stelle.

Unterwegs fragte Braun nach den Gewohnheiten des Fräuleins, insbesondere, ob sie niemals abends ausginge. Es war doch immerhin die schwache Möglichkeit vorhanden, daß die Dame einen dringenden Weg vorgehabt und zu ihrem Schutze den Diener mitgenommen hatte. Frei-

lich ließ man doch in solchem Fall nicht alle Lichter brennen und legte irgend einen Zettel auf den Tisch.

Bekanntschaften besaß Fräulein Ruhmann nicht, wie er auf Befragen von der Dienerin erfuhr, mit Ausnahme des Rechtsanwalts Doktor Marquardsen, der ihr auch den Diener besorgt hatte. Dagegen mußte Josepha einräumen, daß ihre Herrin am Abend zuvor ausgegangen und erst ziemlich spät in einer Droschke zurückgekehrt war. Wo sie gewesen sei, konnte nicht angegeben werden, Braun notierte indessen die Thatsache in seiner Schreibtafel und setzte auch den ihm bekannten Namen des Anwalts hinzu.

Dann kamen sie nach der Villa.

Es war inzwischen elf Uhr geworden, und die Straße lag schweigend im dichten Nebel. Die Fenster des Hauses schimmerten trüb durch den dunstigen Schleier, man konnte glauben, daß dort Gesellschaft sei oder sonst irgend eine Veranlassung, die den Schlaf verzögerte, denn die benachbarten Villen waren bereits in Dunkel gehüllt.

Braun postierte die beiden Konstabler im Garten und an der Straße; er glaubte zwar vorderhand nicht an ein Verbrechen, aber wenn dennoch ein solches vorliegen sollte, dann war es ratsam, Wachen auszustellen. Die Erfahrung lehrt, daß ein Verbrecher fast regelmäßig an den Ort seiner That zurückkehrt, um zu beobachten, ob die Spur schon verfolgt wird.

Als der Kommissar in Josephas Begleitung die verschlossene Villa betreten und zunächst alle Räume durchwandert hatte, kam er bereits zu dem vorläufigen Resultat, daß ein Verbrechen nicht begangen sein könne, wenigstens nicht ein Verbrechen im gewöhnlichen Sinne. Denn nach einem solchen findet man umgestürzte Möbel, erbrochene Schubfächer, Blutspuren — ja, man findet doch vor allen Dingen das Opfer.

Aber nichts von alledem war zu entdecken.

Braun sah sich in die Wohnung einer eleganten Dame versetzt, die den Tag über ihren Beschäftigungen nachgegangen ist, und nun allmählich daran denkt, die Ruhe aufzusuchen. Da stand ein Sessel an den Tisch gerückt, und über seinem Sitz hing ein feines, nach Veilchen duftendes Spitzentaschentuch halb zur Erde; da lag ein aufgeschlagenes Buch; da lag endlich eine angefangene Stickerei, und die Nadel mit dem roten Seidenfaden steckte noch in dem bunten Muster.

Die Luft des Zimmers war etwas dunstig, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn bei geschlossenen Fenstern und zusammengezogenen Vorhängen eine Gaskrone stundenlang brennt.

Braun ließ sich in das Schlafzimmer Ediths führen.

Die weiße, gestickte Decke lag noch peinlich glatt gestrichen über dem Bett, die zierlichen Morgenschuhe standen davor auf dem Angorafell.

Im Waschgeschirr befand sich etwas Seifenwasser. Aber es trug nicht die geringste Spur jener unheimlichen rötlichen Färbung, nach der die Kriminalbeamten so sorgfältig zu forschen pflegen, sondern es war das Waschwasser einer Dame, deren zarte Hände kaum eine trübe Färbung hinterlassen. Dem Bett gegenüber stand ein großer Kleiderschrank, dessen Thür angelehnt war.

Der Kommissar wandte sich an Josepha, die blaß und zitternd seine Untersuchungen mit den Augen verfolgte.

„Sie kennen natürlich ganz genau die Toilette Ihrer Herrin?"

„Gewiß."

„Gut; sehen Sie im Schrank nach, ob etwas fehlt."

Josepha gehorchte und sagte nach einer Weile: „Ich kann den Mantel nicht finden, den das gnädige Fräulein bei schlechtem Wetter trug, und dann den roten Baschlik; die Sachen hängen sonst immer obenauf."

„Natürlich," entgegnete Braun aufatmend, „die Sachen werden wohl fehlen."

Er ging in den Salon zurück und setzte sich nachdenklich auf einen Stuhl. Die Dogge war ihm nicht von der Seite gewichen; sie hatte ein paarmal geknurrt, aber auf Josephas Zureden sofort Ruhe gegeben. Nun streckte sie sich mitten auf den großen Smyrnateppich und winselte leise.

„Ihr Fräulein hat die Villa heimlich verlassen," sagte Braun endlich; „das ist klar. Sie kommt auch heute wohl nicht mehr zurück, denn jetzt ist es zwölf Uhr."

Dann fiel sein Blick auf den Hund.

„Was hat denn das Tier?"

„Es sehnt sich nach seiner Herrin," entgegnete Josepha schluchzend.

„Sie hatten den Hund mit sich genommen?"

„Jawohl, Herr Kommissar."

Braun ging in das Schlafzimmer hinüber und kehrte gleich darauf mit den Morgenschuhen zurück, die vor Ediths Bett gestanden hatten. Er hielt die zierlichen Dinger, die jedenfalls häufig von der Eigentümerin benutzt wurden, der Dogge unter die Nase und sagte dabei aufmunternd: „Such — verloren!"

Es war ein zweifelhaftes Beginnen, denn der Kommissar wußte recht gut, daß die Doggen im allgemeinen keinen besonders ausgebildeten Spürsinn besitzen, aber diese hier schien doch eine Ausnahme von ihrer Sippe zu machen.

Sie nahm die Spur auf und durchquerte ein paarmal das Zimmer, als sie in die Nähe der Thür kam, öffnete Braun sie. Aber der Hund betrat nicht den Korridor, sondern umkreiste wiederholt den Teppich, streckte sich endlich auf dem früheren Platz in der Nähe des Kronleuchters nieder und scharrte winselnd mit der Vorderpfote in dem weichen Stoff.

Josepha hatte alle diese Vorgänge ebenso gespannt beobachtet wie der Kriminalbeamte; sie wußte ganz genau, worauf es ankam, sie brauchte nur an ihre Jugend zu denken, damals setzte man in Brasilien auch die Hunde auf Menschenfährten, und vielleicht waren Neros Vorfahren noch zu diesem Zwecke verwandt worden.

„Der Hund hat die Spur aufgenommen," sagte sie. „Aber die Spur führt nicht aus diesem Zimmer hinaus, mein Fräulein hat das Haus also nicht verlassen."

Die Thorheit dieser Behauptung lag auf der Hand; die Dogge hatte keine feine Witterung, darin beruhte das ganze Geheimnis.

Aber sie war jedenfalls treu.

Denn als der Kommissar genauer untersuchte, warum der Hund so eifrig den kostbaren Teppich zerkratzte, da fand er in dem flockigen Gewebe eine Haarnadel liegen, und Josepha bestätigte auf Befragen, daß sie ihrer Herrin gehören müsse.

Wenn das ein corpus delicti war, dann ließ sich jedenfalls nicht viel damit anfangen. Braun steckte die Nadel kopfschüttelnd in seine Brieftasche und befolgte damit mehr eine Gewohnheit als eine bestimmte Absicht; er war vorläufig am Ende seines Nachdenkens angelangt.

Da sagte Josepha im Tone tiefster Ueberzeugung: „Wenn ich nur den Nero nicht mitgenommen hätte, dann wäre das alles ganz gewiß nicht passiert. Aber dieser unheimliche Mensch, der Stevens, redete mir ja so lange zu, bis ich es endlich that. Er fürchtete sich vor dem Hunde."

Der Polizeikommissar fuhr mit dem Kopfe herum und starrte die Dienerin an. Ueber Ediths Verschwinden hatte er zunächst diese zweite Person ganz vergessen, die unter Umständen eine sehr wichtige Rolle spielte.

„Wer war dieser Stevens?" frug er.

„Das kann niemand so genau sagen, Herr Kommissar.

Er wollte in England gewesen sein bei feinen Herrschaften, und er war ja auch, was man einen anstelligen Menschen nennt. Mein Fräulein nahm ihn auf Empfehlung des Herrn Doktor Marquardsen an, und das war doch gewiß eine zuverlässige Quelle, denn ich glaube, der Herr Doktor war mit dem Fräulein so gut wie verlobt."

„Aber Sie nannten ihn soeben einen unheimlichen Menschen?"

Josepha wurde verlegen. „Ach Gott, Herr Kommissar, ich habe vielleicht zu viel gesagt. Ich mochte ihn eben nicht, das ist alles."

Eifersüchteleien zwischen der Dienerschaft sind nichts Seltenes, das wußte Braun aus Erfahrung. Und das Verschwinden des Dieners war an und für sich noch keineswegs besonders auffällig; wenn Edith plötzlich abgereist war, dann hatte sie den Diener vielleicht mitgenommen, wenn auch nur bis an die Bahn. Und nun machte er sich eine lustige Nacht.

Hätte der Mensch einen Raub ausgeführt, dann mußte es in der Villa anders aussehen.

Zur Bestätigung seiner Ansicht ließ Braun sich in das Zimmer von Stevens führen. Da war alles wie sonst, sämtliche Effekten fanden sich vor, nur die gewöhnliche Kopfbedeckung des Dieners fehlte.

Von dort kamen sie noch einmal in die Küche.

Die vor dem Küchenschrank befindlichen roten Flecke machten zuerst den Beamten stutzig; er sah hier die Farbe, die am häufigsten in seiner Praxis vorkam, und eilte darauf zu. Aber das war Wein, kein Blut.

Vor dem Herde lag noch eine Handvoll Späne. Das geschärfte und argwöhnisch gewordene Auge des Beamten entdeckte diesen unauffälligen Umstand sofort, und nach einigem Umherschauen fand Braun auch das sonderbar zugeschnittene Scheit im Holzkorbe.

Er nahm es in die Hand und prüfte jede einzelne Faser; er schwang es durch die Luft und führte damit einen pfeifenden Hieb, so daß Josepha laut aufschrie und ihn mit entsetzten Augen anstarrte.

„Das nehmen wir mit," sagte Braun. „Wer dies Ding zurecht gemacht hat, dem war es nicht um eine müßige Spielerei zu thun; ich weiß nicht, wozu es benutzt werden sollte, aber das wird sich herausstellen."

Dann trat er vor die Thür der Villa und pfiff leise.

Der Nebel hatte sich etwas gesetzt, man sah in der Nachbarschaft einige Lichter, und eine gewisse Unruhe, die mehr geahnt als gespürt werden konnte, schien sich der Umgebung bemächtigt zu haben. Vielleicht wußte man schon, daß die Polizei bei der Arbeit sei, und daß morgen oder vielmehr heute die Zeitungen einen sensationellen Artikel bringen würden.

Zu den beiden im Garten postierten Konstablern hatte sich inzwischen als dritter der Schutzmann gesellt, welcher abends zuvor von sechs bis neun Uhr in Harvestehude stationiert gewesen war.

Er brachte seine Beobachtungen in kurzer Form zur Meldung.

Zwischen sieben und acht Uhr, genauer konnte die Zeit nicht angegeben werden, hatte ein großer, schwarzbärtiger Mann die Villa Petersen verlassen. Damals war der Beamte in der Nähe des Hauses gewesen; gleich darauf war er weitergegangen und nicht mehr in jene Gegend zurückgekehrt. Indessen erschien die von ihm bekundete Thatsache dennoch von größter Bedeutung.

Um halb sechs Uhr war Doktor Marquardsen bei Edith gewesen, aber die gesamte Polizeimannschaft kannte den Anwalt genau und wußte, daß er weder besonders groß war noch einen schwarzen Bart trug; John Stevens war nach Josephas Angaben vollständig bartlos; es mußte

sich demnach noch eine andere Person bei Edith aufgehalten haben, und wahrscheinlich stand sie in irgend welchen Beziehungen zu dem noch ungelösten Rätsel.

Kommissar Braun hatte nunmehr eine doppelte Aufgabe.

Er mußte erstens jenen Unbekannten mit dem schwarzen Bart ermitteln, und in dieser Richtung erschien die Aussicht auf Erfolg außerordentlich gering; sodann galt es, die Persönlichkeit von John Stevens zu beleuchten, und hierfür mangelte es nicht an den erforderlichen Hilfsmitteln.

Mit Anbruch des Morgens setzte sich der große Apparat in Bewegung.

Man hatte, da John Stevens nicht zurückgekehrt war, seinen verschlossenen Koffer auf die Polizei schaffen lassen und wartete mit seiner Oeffnung nur auf den richterlichen Durchsuchungsbefehl, ohne den dieser Eingriff in fremde Rechte nicht statthaft war. Inzwischen wurde aus den Meldebüchern festgestellt, daß Stevens vor seinem Dienstantritt bei Edith in St. Pauli gewohnt und mit seinem Stubennachbarn, dem Bureauvorsteher Schmidt, Umgang gepflogen hatte. Das letztere stand natürlich nicht in den Listen, aber die allwissende Polizei wußte es plötzlich, denn Stevens war jetzt eine interessante Persönlichkeit geworden.

Braun fuhr selbst nach St. Pauli.

Zuvor hatte er mit seinem Chef eine Unterredung wegen des Mannes mit dem schwarzen Bart. Man sah die Unmöglichkeit ein, auf Grund dieses unzulänglichen Signalements die betreffende Persönlichkeit unter den fünfmalhunderttausend Hamburgern herauszufinden, denn das hieß ein Weizenkorn in einem Sack voll Spreu suchen.

Wenn der Unbekannte sein Gewissen in irgend einer Weise belastet hatte, dann hütete er sich sicherlich, seine

Spur zu verraten; war er aber unschuldig, dann mußte er auf die Wichtigkeit seiner Aussage hingewiesen werden.

So erschien denn in den Morgenstunden an den Anschlagssäulen Hamburgs ein rotes Plakat, wodurch die Person, welche abends zuvor zwischen sieben und acht Uhr bei Fräulein Ruhmann auf Harvestehude einen Besuch gemacht hatte, aufgefordert wurde, sich ungesäumt bei der Kriminalpolizei zu melden. Man sagte sich selbst, daß der Gesuchte es wahrscheinlich nicht thun werde. Aber wenn er das Plakat las, dann wußte er wenigstens, daß man auf seiner Spur sei, und das hieraus entstehende Gefühl der Unsicherheit war für die Polizei ein besserer Bundesgenosse als der findigste Kriminalbeamte, den die alte Hansestadt aufzuweisen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Während jener Zeit von sechs bis neun Uhr abends, die der Hamburger Polizei so außerordentlich wichtig und geheimnisvoll erschien, hatte der Bureauvorsteher Schmidt mancherlei erlebt.

Wenn zufällig mehr als gewöhnlich zu thun war, dann blieb er zuweilen bis acht Uhr abends in der Expedition, und gerade heute hatten sich die Geschäfte ganz besonders gehäuft. So kam es, daß der Expreßbote, durch den Doktor Marquardsen seine plötzliche Abreise anzeigte, das Bureau noch offen fand und die Visitenkarte mit den wenigen flüchtigen Worten des Anwalts an den Adressaten persönlich abgeben konnte. Schmidt wußte sich keinen rechten Vers aus der Geschichte zu machen, aber er berechnete, daß die Abwesenheit seines Chefs mindestens zwei bis drei Tage währen könne, und traf danach seine Maßregeln.

Kurz zuvor war von einem auswärtigen Klienten ein Geldbrief mit fünfhundert Mark eingetroffen, und das Geld sollte ordnungsmäßig in den Tresor eingeschlossen werden. Aber Doktor Marquardsen befand sich im Besitz des Schlüssels, und das morsche Schreibpult mit dem lahmen Schloß war ein ziemlich unsicherer Aufbewahrungsort. So steckte Schmidt kurz entschlossen das fünffach gesiegelte Couvert nebst Inhalt in seine eigene Brusttasche, um es entweder in seiner Privatwohnung aufzuheben oder bis zur Rückkehr des Anwalts bei sich zu tragen. Das letztere dünkte ihn schließlich noch am sichersten.

Er verschloß sodann das Bureau und fuhr mit der Pferdebahn nach St. Pauli. Als er die Treppe nach seiner im Hofe belegenen Wohnung emporstieg, fiel ihm etwas ein; er kehrte um und schellte im Vorderhause bei Frau Marquardsen. Die Witwe öffnete ihm selbst und lud ihn zuvorkommend ein, näher zu treten.

„Ich bin zwar allein," sagte sie etwas anzüglich, „meine Nichte ist ausgegangen, aber wenn Sie mit einer alten Frau vorlieb nehmen wollen —"

Schmidt drückte höflich sein Bedauern aus, daß er nicht auch Fräulein Agnes begrüßen dürfte, im übrigen wollte er nur fragen, ob Frau Marquardsen vielleicht sagen könnte, wie lange der Herr Doktor fortzubleiben gedenke; es sei nur wegen der Geschäfte.

Frau Marquardsen wußte gar nichts von einer Reise ihres Sohnes; sie war etwas betroffen, wollte das Nähere erfahren, und darüber kam Schmidt in die Stube und auf das Sofa.

„Mein Sohn zeigt sich jetzt so selten bei uns," klagte sie, „es ist mitunter, als ob wir gar nicht vorhanden wären. Was die Agnes anlangt, so ist es mir ja ganz recht, aber ich bin doch die Mutter, das müssen Sie selbst einsehen, Herr Schmidt."

Die gute Frau empfand nicht das Taktlose dieser Unterhaltung mit dem Untergebenen ihres Sohnes, aber der schlaue Geschäftsmann fühlte sofort, wo er einsetzen konnte.

„Die Praxis des Herrn Doktors nimmt zu," sagte er vertraulich, „es sind hübsche Klienten darunter." Er schwieg einen Moment, lächelte, rieb sich die Hände und setzte hinzu: „Hübsche Klientinnen wäre richtiger gesagt. Ich glaube, verehrte Frau Marquardsen, daß wir demnächst eine Verlobung haben werden."

„Ah wirklich? Gott sei Dank!"

Frau Marquardsen fuhr damit heraus, ohne es zu wollen, und dann geriet sie doch ein wenig in Verwirrung. Der brennende Wunsch, mehr zu erfahren, kämpfte mit dem unklaren Gefühl, daß dieses Thema höchst unpassend sei; aber Schmidt half ihr gewandt darüber hinweg.

„Sie werden es als Mutter natürlich zuerst erfahren," sagte er bieder. „Ich selbst erlaubte mir nur diese Andeutung, um Sie auf bevorstehende Veränderungen hinzuweisen. Auch im Geschäft — sozusagen. Ich gedenke mich nämlich selbständig zu machen."

„Als was, Herr Schmidt?"

„Ich habe ein bißchen hinter mich gebracht," fuhr er bedächtig fort. „Meine bisherige Thätigkeit verschaffte mir außerdem sehr ausgedehnte Verbindungen, und so hoffe ich denn als Schiffsmakler eine solide Existenz gründen zu können."

Frau Marquardsen strahlte über das ganze Gesicht. Ihr verstorbener Mann hatte ja auch dieses Geschäft betrieben, und sie wußte, daß es einen hübschen Ertrag abwerfen konnte. Das war doch schließlich etwas anderes als Bureauvorsteher, und wenn Schmidt jetzt mit seiner Bewerbung um Agnes herausrückte, dann konnte er auf einen guten Empfang rechnen.

Sie kam ihm ein bißchen entgegen und bemerkte: „Meine Nichte wird sich sehr freuen, wenn sie von diesen Veränderungen erfährt, denn bisher —“

„Wir verstehen uns vollkommen,“ half Schmidt ein. „Fräulein Agnes hat ganz recht, die Stellung eines freien Mannes ist derjenigen eines Bureaubeamten vorzuziehen. Nachdem ich bei Ihnen, verehrte Frau Marquardsen, ein so freundliches Entgegenkommen gefunden habe, hoffe ich auch, demnächst bei dem Gegenstand meiner Wünsche eines gleichen Glücks teilhaftig zu werden.“

Nach dieser schön gedrechselten Phrase empfahl er sich, denn es lag gar nicht in seinem Naturell, eine Sache zu überhasten.

Frau Marquardsen blickte ihm mit Rührung nach. Ein netter Mann, dachte sie bei sich, und so fein! Ich muß nur die Agnes heute abend ins Gebet nehmen; du lieber Gott, was wäre das für ein Glück, wenn gleich eine Doppelhochzeit gefeiert werden könnte!

Nach einer Weile begab sie sich in ihre Küche, um noch einiges Geschirr wegzuräumen; sie warf dabei einen Blick auf die Uhr und wunderte sich, wie schnell die Zeit vergangen war.

Es ging schon auf zehn Uhr.

Von der Küche aus konnte man in den Hof und auf das Hinterhaus blicken, wo Schmidt seine Wohnung hatte; die Fenster der letzteren waren hell und beleuchteten auch den Hof, so daß man ungeachtet des dichten Nebels ziemlich genau erkennen konnte, was da unten vor sich ging.

Und gerade während Frau Marquardsen am Küchenfenster stand und hinuntersah, betrat ein Mann den Hof und ging quer durch ihn nach Schmidts Wohnung. Er blieb in dem beleuchteten Teil einen Moment stehen und blickte auf seine Uhr. Frau Marquardsen aber zog sich kopfschüttelnd vom Fenster zurück.

„Was will denn der hier?“ murmelte sie unzufrieden. „Ich dachte, seit seinem Wegzug hätte der Verkehr zwischen den beiden aufgehört; das ist doch eigentlich keine passende Gesellschaft für den zukünftigen Mann meiner Nichte.“ —

Schmidt saß bei der Lampe an seinem offenen Schreibsekretär.

Er hatte den Geldbrief mit den fünfhundert Mark vor sich liegen und überlegte, ob er ihn einschließen oder in seiner Brieftasche aufheben sollte. Das erstere war doch vielleicht sicherer, aber es widerstrebte dem vorsichtigen Geschäftsmann, den Schein zu erwecken, als ob er die fremde Sache in seinen Besitz hätte bringen wollen.

Da klopfte es an die Thür, und bevor Schmidt die Klappe des Sekretärs schließen konnte, trat John Stevens in das Zimmer.

„n' Abend, Schmidt,“ sagte er. „How do you do?“ *)

Der Bureauvorsteher erhob sich und ging seinem Besuch entgegen. „Wo zum Teufel kommen Sie denn her, Stevens?“

„Kalkuliere, von Harvestehude.“

Stevens schob die Hände nach seiner Gewohnheit in die Taschen und ging ungeniert im Zimmer auf und ab.

„Habe endlich mal 'n freien Abend,“ fuhr er fort und blieb vor der Zigarrenkiste stehen. „Die Lady ist abgereist, komme direkt vom Bahnhof.“

„So plötzlich?“

„Yes. Thun Sie doch nicht so unschuldig; Ihr Herr ist ja auch abgereist.“

„Doktor Marquardsen?“ frug Schmidt verwundert. „Ja, der ist allerdings mit dem Neunuhrzug fort.“

„Well, die Lady auch. Können Sie sich keinen Vers darauf machen, alter Schlauberger? Es ging ein bißchen

*) Wie geht's Ihnen?

heimlich zu, das ist alles; morgen wird wohl was in der Zeitung stehen."

Schmidt war über diese unerwartete Nachricht so bestürzt, daß er ganz seinen Geldbrief vergaß. Der andere hatte inzwischen ungeniert eine Zigarre genommen und ging nach der Lampe, um sie dort anzustecken. Dann stutzte er plötzlich und sah auf die Platte des Schreibsekretärs.

„Goddam, was haben Sie da für Geld herumliegen!"

„Es ist nicht mein Eigentum," entgegnete Schmidt mechanisch, nahm das Couvert, steckte es nebst Inhalt in seine Brieftasche und barg die letztere in der inneren Brustseite seines Rockes. Während er nach der Gewohnheit des Großstädters das Kleidungsstück fest zuknöpfte, machte Stevens den Versuch, die Zigarre anzuzünden.

Die Zigarre brannte endlich, und Stevens setzte sich auf das Sofa. Er blickte qualmend vor sich hin und fuhr fort: „So, nun seien Sie nicht schäbig, Schmidt, rücken Sie mit Ihrer Cognacflasche heraus, ich habe noch keinen Tropfen genossen und habe einen niederträchtigen Durst auf was Scharfes."

Schmidt holte schweigend die Flasche und ein Glas; er glaubte nicht recht daran, daß jener noch ganz nüchtern sei, denn der Mann war zu aufgeregt, die Zigarre ging ihm wiederholt aus. Zuletzt warf er sie hin und stürzte ein großes Glas Cognac hinunter.

„Goddam, das thut gut! Wissen Sie auch, alter Freund, warum ich zu Ihnen gekommen bin?"

„Nun?"

„Sie sollen mir Geld borgen, ich bin elend in der Klemme."

„Nein," entgegnete Schmidt zäh, „Geld bekommen Sie nicht von mir, Sie versaufen es doch nur."

„Hahaha!" lachte Stevens und warf sich in die Sofa-

ecke, daß die Federn krachten. „Richtig eingegangen, alter Junge — Sie haben also Geld!"

Er richtete sich wieder auf, strich mit dem Taschentuch über die Stirn und fuhr fort: „Das mit dem Borgen war natürlich Unsinn, so abgebrannt bin ich noch nicht. Aber ich möchte diese Nacht mal lumpen, man kommt so selten in die Freiheit. Und dabei sollen Sie mir helfen, denn allein ist das langweilig. Sie haben Geld, und ich auch, freihalten wollen wir einander nicht. Abgemacht?"

Schmidt war sonst ein solider, nüchterner Mann, aber er war Hamburger. Und die Mehrzahl der Hamburger macht dann und wann „eine Fahrt"; das Bedürfnis dazu liegt in der Luft und in der angestrengten Arbeit, das dicke Blut muß bisweilen in Wallung gebracht werden.

Morgen gab es nicht viel zu thun, da der Herr abwesend war, und außerdem war der Bureauvorsteher gespannt, etwas Näheres über die geheimnisvolle Reise zu hören, die sein Chef mit Fräulein Ruhmann unternommen haben sollte. „Mir ist es recht," sagte er, „bei diesem Nebel kann ein Trunk nicht schaden. Wo wollen wir hingehen?"

„Nehmen Sie nur Ihren Mantel; ich mache den Führer," entgegnete Stevens.

Auch einem geborenen Hamburger sind nicht alle Schlupfwinkel bekannt, deren sich die alte Hansestadt trotz Brand und Bauspekulation erfreut, er müßte denn zur Elite der Kriminalpolizei oder zur Hefe des Verbrechertums gehören.

Schmidt war unter dem Wahrzeichen der Doppeltürme aufgewachsen, und man konnte nicht behaupten, daß er sein Lebtag die allerbeste Gesellschaft aufgesucht hatte, aber als er am Arme seines Begleiters eine Weile durch die nebeligen Straßen gewandert war, da blieb er doch stehen und sah sich etwas bedenklich um.

„Wo sind wir denn, Stevens?“ sagte er. „Das ist ja eine verteufelte Gegend, hier bin ich noch niemals gewesen.“

„Möglich,“ entgegnete jener gemütlich; „das wird vielen so gehen. Aber es ist hier irgendwo herum ein Platz, wo der beste Portwein in ganz Hamburg geschenkt wird, und das soll man bei diesem Hundewetter nicht zu gering achten.“

„Wie haben Sie denn den Platz ausbaldowert?“

„Wenn man wochenlang nichts zu thun hat, dann kommt das ganz von selbst; und außerdem bin ich von London her mit einer besonderen Neigung für alte Stadtteile behaftet. Ich sag' Ihnen, Schmidt, so 'ne Nacht quer durch Whitechapel, das ist doch ein anderes Ding als in diesem zahmen Krämernest, da ist man froh, wenn die alte Uhr von den Doppeltürmen der Kirche wieder durch den Nebel schimmert.“

Der Bureauvorsteher wurde immer einsilbiger.

Er hatte oft genug von diesem wüsten Stadtteil Londons gehört, wo es kaum ein Haus, einen Winkel oder einen Brückenbogen giebt, der nicht von irgend einem Verbrechen Zeugnis ablegen könnte, und die Erinnerung daran war ihm in diesem Augenblick äußerst unbehaglich.

Vor ihnen lag ein breites Fleet, wie die kleinen schiffbaren Kanäle in Hamburg heißen, dessen schlammige Flut, mit allerhand Unrat bedeckt, langsam zwischen den Kehrseiten hoher, schwarzer, baufälliger Häuser dahinzog. Sie schritten über eine uralte steinerne Brücke, die, mit Gras bewachsen, Zeugnis davon ablegte, wie selten die verkehrsreiche Arbeit diesen verborgenen Winkel aufsuchte; sie entfernten sich immer weiter von dem tröstlichen Licht der Laternen und tasteten sich gleichsam in eine Dunkelheit hinein, wo jedes Bauwerk unheimliche Formen annahm und jede Gestalt in schattenhafte Umrisse zerfloß.

„Ich gehe nicht weiter," sagte Schmidt plötzlich, „hier ist nicht einmal ein Konstabler in der Nähe."

„Wir sind auch am Ziel," entgegnete Stevens gelassen. „Was wollen Sie mit den Konstablern? Die Leute, die hier wohnen, mögen vielleicht ein bißchen ärmer sein als anderswo, aber ich kalkuliere, daß sie nicht schlechter sind. Vorwärts, Mann, die Hinterstube im „Blauen Hecht" ist gerade gut genug für diese italienische Nacht, und der Teufel soll mich holen, wenn wir wieder gerade herauskommen."

Wenige Minuten später saßen sie in einem kleinen Lokal, dessen Ausstattung nicht gerade elegant, aber doch hinreichend behaglich war, um Nebel und Dunkelheit vergessen zu lassen.

Der Wirt hatte die beiden Gäste in ein besonderes Zimmer geführt; er machte einen erträglich biederen Eindruck und schien mit Stevens gut bekannt zu sein, denn dieser nannte ihn „Jonas" und bestellte mit vertraulichem Augenzwinkern „die bewußte Marke".

Der Wein war in der That gut, eine schwere, ölige Sorte, die jedenfalls auf geheimnisvollem Wege den Freihafen verlassen, aber dadurch nicht an heimlichem Feuer eingebüßt hatte. Als Schmidt einige Gläser des ungewohnten Getränkes in Kopf und Magen spürte, fing er an, sich behaglich zu fühlen, und legte beide Arme breit vor sich auf den Tisch.

„Sie sind doch ein verteufelter Kerl, Stevens," sagte er, „so was Gutes kriegt man nicht alle Tage. Bei Ihrem Fräulein in Harvestehude giebt's das wahrscheinlich auch nicht."

„Nein," entgegnete Stevens kurz und stürzte sein Glas hinunter.

„Uebrigens ein netter Diener!" fuhr Schmidt gemütlich fort. „Da sollen Sie die Schätze in der Villa hüten,

und sitzen statt dessen hier. Na, prosit! Ist Fräulein Ruhmann denn wirklich so reich? Haben Sie Ihre Diamanten schon mal gesehen?"

Stevens gab keine Antwort, sondern rief nach einer zweiten Flasche. Darüber kam das Gespräch ins Stocken, aber Schmidt nahm es wieder auf mit der Hartnäckigkeit eines Mannes, dem der Wein die Gedanken einzuengen beginnt.

„Fräulein Ruhmann wird jedenfalls in der nächsten Zeit sehr reich werden," bemerkte er tiefsinnig. „Es ist Ihnen doch bekannt, daß sie den alten, wüsten Garten erbt?"

„Es geht die Rede davon; ich bekümmere mich nicht darum."

„Sie hat ihn sicher, sag' ich Ihnen. Den Garten und das Gartenhaus. Na, wohnen wird sie wohl schwerlich in dem alten Gerümpel, sie wäre wenigstens schön dumm."

Schmidt lachte über den Gedanken und begann im halben Rausch vor sich hin zu singen: „Dumm — dumm, stumm — stumm!"

Es war ein sinnloser Reim, ohne irgend welchen Zusammenhang, aber Stevens schien sich darüber zu ärgern. „Was brummen Sie denn da von „stumm"? Sind Sie stumm, oder bin ich es etwa?"

Der Bureauvorsteher trank abermals sein großes Glas leer. Er war offenbar einer von jenen Leuten, die selten, aber dann um so hastiger genießen und infolgedessen schnell abfallen. Er kam schon in das Stadium der Rührseligkeit.

„Wir werden einmal alle stumm sein," sagte er schluckend. „Sie und ich und Fräulein Ruhmann. Die vielleicht zuletzt, denn sie ist die jüngste von uns dreien. Ich gönne ihr ein langes Dasein, denn sie hat mir einen

Rivalen vom Halse geschafft. Prosit, Stevens! Stoßen Sie mit mir an, Fräulein Ruhmann soll leben! Hoch!"

John Stevens stieß nicht auf den Trinkspruch an. Er saß bloß mit zusammengepreßten Lippen auf seinem Stuhle und starrte unverwandt in eine finstere Ecke des Zimmers. Was sein leibliches oder geistiges Auge dort sah, blieb ein Geheimnis, vielleicht tiefer und dunkler als die Nacht draußen und als das Wasser des Fleetes.

„Sie sind ein Narr," sagte er endlich halblaut. „Ich bin hier mit Ihnen zusammen, um lustig zu sein, und nicht um Altweiberreden zu führen. Die Flasche ist leer, ich habe Durst nach einer dritten."

Diese dritte bestellte er selbst im Vorderzimmer am Büffett.

Es war in der vorgerückten Nachtstunde kein Gast mehr vorhanden, aber die Verhandlung zwischen Stevens und dem Wirt wurde dennoch im Flüsterton geführt.

„Es kann doch nichts daraus entstehen?" sagte Jonas bedenklich. „Ich möchte ungern mit der Polizei zu schaffen haben. Sie wissen, daß die Herren mir ohnehin auf die Finger sehen."

„Nichts," entgegnete Stevens. „Es ist mir nur darum zu thun, ihn für diese Nacht auf gute Manier los zu werden; es soll ihm kein Haar gekrümmt werden, ich bringe ihn selbst auf das Zimmer und ins Bett."

Darauf begann Jonas aus dem Inhalt von zwei Flaschen eine dritte zusammenzustellen. Und er mußte in dieser Thätigkeit wohl einige Erfahrung besitzen, denn die Sache nahm sehr rasch ihren Fortschritt, und Stevens kehrte befriedigt in das Trinkzimmer zurück, wo Schmidt inzwischen seinen Rock ausgezogen hatte und ungeachtet der feuchten Witterung auf die „verdammte Hitze" schimpfte. Die dritte Flasche brachte ihn zum Schweigen.

Er sah nicht mehr, daß Stevens ihm allein einschenkte

und selbst keinen Tropfen mehr über die Lippen brachte, er kam auch nicht über die paar nächsten Gläser hinaus, sondern sank in die Sofaecke zurück und verfiel in einen Schlaf, den sein sachverständiger Gefährte auf mindestens acht bis zehn Stunden Dauer schätzte.

Stevens rief den Wirt herbei.

„Es ist so weit," sagte er. „Helfen Sie mir, ihn ins Bett zu legen."

Die beiden Männer mußten den Schlafenden tragen. Schmidt war so regungslos, daß der Wirt ängstlich wurde; aber der andere beruhigte ihn mit einem spöttischen Lächeln.

„Er wird morgen etwas Kopfweh haben, das ist alles. Glauben Sie, daß ich ihn um die Ecke bringen will? Dazu bedarf es nicht so vieler Umstände, goddam, ich kalkuliere, daß Hamburg genug nasse Ecken hat."

In einem finsteren, nach dem Hofe gehenden Gastzimmer legten sie Schmidt auf ein unsauberes Bett. Stevens zog ihm die Stiefel aus und deckte ihn mit dem Rock zu; zuvor aber nahm er aus dem letzteren eine Brieftasche, steckte sie vor den Augen des Wirtes zu sich und sagte: „Wissen Sie, Jonas, das ist für alle Fälle besser. Sie können ihm morgen sagen, daß ich das Ding aufgehoben hätte; es ist bei mir sicherer als bei Ihnen."

Dann wurde alles still und dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Idas Scheidung.

Eine Ehegeschichte

von B. E. Kastner.

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Mit einem Scherzwort fing es an. Die ganze Tischgesellschaft lachte, als das Ehepaar Völkert sich so drollige Wahrheiten über den Tisch zurief. Niemand dachte an Ernstes. Man war doch zur Geburtstagsfeier und nicht zum Zank eingeladen.

Und so lächelten sie immer noch, die Tanten, die Basen und die Schwester der jungen Frau, als schon Worte, scharf wie Nadelspitzen, herüber- und hinüberflogen. Nur Burkhardt, der Schwager des Gastgebers, lächelte nicht. Er ärgerte sich. Dieser Völkert war ihm ein unangenehmer Mensch; er mochte ihn nicht. That sich immer was zu gute auf seine akademische Bildung, wie wenn ein Kaufmann, ein Großhändler, weniger gescheit wäre. Der Protz! Wie hochmütig er dasaß und seine lange Nase mit dem Kneifer in die Luft streckte.

Nach Burkhardts Meinung hatte Frau Ida ganz recht, wenn sie sich nicht alles von dem Tyrannen gefallen ließ. Er nickte der hübschen Frau, die zu seiner Linken saß, aufmunternd zu: „Recht hast du, Ida, gieb's ihm nur tüchtig."

Diese leise geflüsterte Mahnung war aber gar nicht nötig. Die großen, schwarzen Augen der jungen Frau funkelten ohnedies vor Kampfeslust. Und als der unartige Ehemann nun gar noch zu behaupten wagte, das Schönheitsideal der Griechen, die Venus, sei blond und schlank und nicht klein und brünett gewesen wie sie, da war's mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Noch einige scharfe Worte hin und her, und das gefüllte Sektglas zersprang klirrend, von Ida wütend auf den Tisch gestoßen.

Nach kurzem Schweigen erhoben sich alle unter verlegenem Lächeln vom Tisch und versuchten, während sie in den Salon zurückkehrten, durch gleichgültige Redensarten über den peinlichen Vorfall hinwegzukommen. Die erzürnte Hausfrau aber zog sich mit ihrem Schwager Burkhardt und ihrer Schwester Marie in eine Fensternische des Eßzimmers zurück, wo letztere versuchten, die aufgeregt Schluchzende zu beruhigen.

Onkel Stephan, Doktor Völkerts Vatersbruder, ein eingefleischter Junggeselle, hatte den Ehemann unter den Arm genommen und in das Rauchzimmer geführt, damit er dort sein Gleichgewicht wiederfinde. Er stellte sich vor ihn hin und rieb sich ein bißchen schadenfroh die Hände.

„Ja, ja, die Weiber!" sagte er und blies den Rauch seiner Zigarre von sich. „Mein guter Hans, deine Frau hat den Teufel im Leibe."

„Es ist nicht mehr auszuhalten," grollte der junge Ehemann. „Diese Frau ist so streitsüchtig und — wirklich, es ist nicht mehr auszuhalten."

„Vielleicht verstehst du es nicht, sie richtig zu behandeln," meinte Onkel Stephan und hielt dann dem Neffen in seiner langsamen, pedantischen Redeweise einen kurzen, aber eindringlichen Vortrag über die Behandlung der Frauen. —

Drüben im Salon waren die weiblichen Mitglieder der Familie versammelt. Erst hatte man seine Meinung nur durch Kopfschütteln und eine beredte Augensprache ausgetauscht. Aber als Tante Jettchen das Signal gab, indem sie vorsichtig sagte: „Ida war immer ein lebhaftes Wesen," da gab's kein Halten mehr. Zwar leise flüsternd, aber um so energischer wurden Meinungen ausgetauscht. Sie kannten ja Ida schon lange. Ja, freilich!

Es war gut, daß vor der Thür des Salons dicke Portieren angebracht waren. Oder es war vielleicht nicht gut. Denn hätte Frau Ida gehört, wie die anderen Frauen sie beurteilten, vielleicht hätte sie versucht, ihr allzu lebhaftes Temperament ein wenig zu zügeln. Aber sie hörte es nicht. Hingegen lauschte sie mit gespanntem Ohr den Worten Burkhardts, der ihr auseinandersetzte, daß ihre Ehe von Anfang an nichts getaugt habe; dieser Mensch, dieser Völkert, habe immer einen unangenehmen, spitzfindigen Charakter gehabt, hochmütig und ironisch. Er selbst — Burkhardt — wisse davon zu erzählen.

Seine Gattin Marie, die Sanftmütige, hätte gar zu gern zum Guten geredet, aber die beiden achteten nicht auf sie.

Karl Burkhardt war Feuer und Flamme. Er fühlte sich. Er war ganz Verteidiger, ganz Beschützer der unterdrückten Frau. Diese selbst hatte es eigentlich noch nie so recht empfunden, daß ihr Mann eine Sklavin aus ihr machen wolle, aber der Schwager, der das behauptete, mochte wohl recht haben.

Sie ſchaute unter Thränen dankbar zu ihm auf. Das war ſehr nett von ihm, ſo ihre Partei zu nehmen. Hans war wirklich unausſtehlich, und ſie ganz und gar im Recht.

Jetzt kamen die anderen, um ſich zu verabſchieden. Burkhardt drückte, als er ging, die Hand ſeiner Schwägerin ſo teilnahmsvoll, daß ſie dieſen ritterlichen Händedruck noch nach drei Tagen ſpürte.

— — — — — — — — — — — —

Die Eheleute verſöhnten ſich übrigens wieder. Freilich nicht an demſelben Abend; ſie wußten wahrſcheinlich nichts von jener alten Frau, die fünf Männer begraben und mit jedem „wie im Himmel“ gelebt hatte. Dieſe alte, im Eheleben ſo gründlich erfahrene Frau pflegte zu behaupten, es ließe ſich mit jedem Manne leben, ginge man nur keine Nacht unverſöhnt zu Bette. Ida und Hans Völkert hatten offenbar keine Ahnung von dieſer Weisheit, denn ſie waren ſchon zu öfteren Malen nicht nur unverſöhnt, ſondern heftig ſtreitend ſchlafen gegangen.

Verſöhnung zwiſchen Liebesleuten pflegt in der Regel ſüß zu ſein. Aber wenn viele Tage dazwiſchen liegen, wenn man ſich wirklich harte oder beleidigende Worte geſagt hat, dann hat die Verſöhnung meiſt einen gewiſſen Beigeſchmack.

Das junge Ehepaar überwand diesmal erſt nach einer Woche ſeinen Groll und ſchaute ſich auch jetzt noch mißtrauiſch, beinahe kampfbereit an.

Das hatte einen ganz beſonderen Grund. Bis zu der denkwürdigen Geburtstagsfeier war es meiſt Hans geweſen, der mit einem Koſewort ſchließlich den Frieden wiederherſtellte. Diesmal aber war er ſtörriſcher als ſonſt.

Onkel Stephan hatte damals bei der verunglückten Abendgeſellſchaft nur wenig geſprochen; aber was er ge-

sagt, war nicht gut für Ida gewesen. Er mochte sie nicht recht, denn sie hatte ihm seinen Neffen und Gesellschafter genommen, mit dem er früher zusammen gekneipt hatte. Er freute sich jetzt, daß Hans so für seine Dummheit gestraft wurde. Und so träufelte er, wenn auch nicht in böser Absicht, dem erzürnten Ehemann Gift in die Ohren.

Er denke sich den Mann als Erzieher, erklärte er, das Weib müsse gehorchen. Ein Ehemann, dem seine Frau widerspräche in Gegenwart anderer, gelte vor den Leuten als lächerlicher Simpel.

Hans hielt viel auf seinen Onkel Stephan. Ein so weitgereister und vielbelesener Mann mußte doch die Weiber kennen. Und so beschloß er, seine Frau nun endlich zu erziehen.

Aber er fing es nicht gut an. Er sah seine Ida jetzt mit den Augen seines Onkels.

Es giebt viele Männer, die schwach genug sind, ihre Eheliebsten immer nach dem Urteil anderer zu schätzen. Gefällt sie denen, bewundert man sie, sofort ist ein solcher Mann riesig verliebt. Hört er dagegen ein mißgünstiges Wort, gefällt das Weibchen nicht, gleich umwölkt sich seine Stirn, gleich fühlt er sich unbehaglich und betrachtet sie mit kritischen Blicken. Hans Völkert, der trotz seiner breiten Schultern, seiner hohen Gestalt und seiner kühnen Gesichtszüge ein wenig unselbständig war, ließ sich ebenfalls leicht beeinflussen.

Vor zwei Jahren freilich hatte auch Onkel Stephan die Leidenschaft für das reizende Mädchen nicht bei ihm unterdrücken können. Aber zwei Jahre sind eine lange Zeit, in der viel Feuer gelöscht wird. Und so wurde Hans jetzt ungerecht gegen seine Frau. Hatte sie etwas in dem Haushalt allein bestimmt, gleich biß Hans den Herrn des Hauses heraus. Jetzt hörte man ihn bei den

geringfügigsten Anlässen sagen: „Ich will es so! — Warum geschieht nicht, was ich befehle?“

Als Frau Ida merkte, daß ihr Hans sie wirklich zu tyrannisieren anfing, erwachte all ihr Trotz. Sie widersprach heftig, und so zankten sie sich fast täglich. Hans brachte jetzt die Abende oft auswärts zu. Rief er vor dem Abendessen durch das Telephon: „Ich komme erst später nach Hause,“ so eilte Ida unverzüglich zu Schwager und Schwester und blieb oft bis spät in die Nacht dort. Kam sie dann zurück, so war sie infolge der Stachelreden Burkhardts gereizter gegen ihren Gatten als vorher.

2.

„Ida,“ rief Hans am Ostersonntag früh, während er sich gerade seine Bartbinde umlegte, „Ida, komm mal herein!“

Sie kam aus dem Frühstückszimmer und stellte sich unter die Thür, rosig und frisch in dem hübschen Morgenkleid.

„Komm mal her, Idchen,“ begann Hans auf ihren fragenden Blick; „nun wollen wir mal heute vernünftig sein. Komm her und gieb mir 'nen Kuß!“ *)

„Da bitte mich erst wegen gestern abend um Verzeihung!“ sagte Ida schnippisch. „Und auf deine abscheuliche Bartbinde mag ich dich so wie so nicht küssen.“

„Na, denn nicht!“ brummte er. „Du bist doch immer dieselbe. Will man mal liebenswürdig gegen dich sein, gleich hast du 'ne Bissigkeit. Mach nur, daß du wieder hinauskommst!“

Ida funkelte ihn mit den schwarzen Augen an. „Bissigkeiten? Sagst du schon wieder, ich sei bissig? Ich verbitte mir das ein für allemal!“

*) Siehe das Titelbild.

„So ſei es nicht, dann werde ich es nicht mehr ſagen.“

„Aber ich habe doch gar nichts geſagt,“ ſchrie Ida, in Thränen ausbrechend. „Du Verleumder, du abſcheulicher Verleumder!“

„Fängſt du nun wieder ſo an?“ brüllte Hans, jetzt wütend werdend. „Aber nein — ich will nicht ſtreiten, heut am Oſterſonntag will ich nicht, will ich nicht, will ich nicht!“

Er hielt ſich die Ohren zu und rannte im Zimmer umher.

„Ich habe nicht angefangen, du haſt angefangen,“ ſchluchzte Ida. „Und Karl ſagt, daß du immer anfängſt. Und daß du ein Krakeeler ſeiſt.“

„Und Onkel Stephan ſagt,“ ſchrie ihr Hans ins Geſicht, „daß du eine Xanthippe biſt, mit der man nicht leben kann. Bedauern thut mich der Onkel Stephan — jawohl, bedauern!“

„Und der Karl hat geſagt, die Zeit käme ſchon auch noch, wo du deine lange Naſe nicht mehr ſo hoch tragen könnteſt, und ich thät' ihm leid, daß ich mit dir leben müßte.“

„Na, da kannſt du ja zu ihm gehen und bei ihm bleiben, ich habe nichts dagegen.“

„Werde ich auch! Keine Stunde länger bleibe ich hier! O du Tyrann, du grauſamer!“

„Er wird bald genug an dir haben, wenn er dich erſt näher kennt.“

„Was? Er wird bald genug an mir haben? O du, du, du ... du Teufel!“

Ida reckte ſich in die Höhe und verſetzte ihrem Ehegemahl mit der kleinen Fauſt einen tüchtigen Puff in die Seite. Als er ſie etwas unſanft abwehrte, ſchrie ſie laut auf: „Er ſchlägt mich, er hat mich geſchlagen!“

„Geschlagen? Ich dich?“

Hans lachte und lachte immer lauter und immer höhnischer. Er sie geschlagen?! Er ein Tyrann?! Gelungen! — Und er lachte noch immer, als mit lautem Krach die Korridorthür ins Schloß fiel.

Was denn? War Ida etwa fortgegangen? Solche Dummheit! Das war doch nicht möglich! Mit einem Sprung war er am Fenster und riß es auf. Richtig, da lief sie im Abendmantel, mit der Schleppe des neuen Morgenrocks den feuchten Boden fegend, den Hut schief auf dem Kopf, die Straße hinunter. Jedenfalls in ihr zweites Heim, zu Burkhardts.

Hans war fassungslos. Nachdem er einigemal wie ein Rasender durch die Zimmer gelaufen war, die ihm auf einmal nicht mehr festtäglich hell und gemütlich, sondern düster und trostlos erschienen, setzte er sich an den Schreibtisch.

„Liebe Ida!“ schrieb er. „Ich bitte Dich, sei vernünftig und komm sofort wieder nach Hause.

Dein Hans.“

Nach einigen Minuten übergab er an der nächsten Straßenecke den Brief einem Dienstmann; dann kehrte er in sein Heim zurück und wartete.

Vergeblich. Ida kam nicht.

Ein paar Stunden harrte er. Dann nahm er seinen Hut und stürmte, das Herz voll bittersten Grolles, davon. —

Es war spät nachts, als er wieder heimkehrte. Trotzdem Licht brannte, stolperte er bedenklich. Wo war Ida und die wohlverdiente Gardinenpredigt?

Er vermißte keines von beiden.

Minna, das Mädchen für alles, stieß aber am nächsten Morgen, als sie die Thür zum Eßzimmer öffnete, um aufzuräumen, einen entsetzten Schrei aus und sprang er-

schrocken davon. Der Herr lag, halb ausgezogen, lang ausgestreckt auf dem Sofa und schnarchte gräßlich.

3.

In der behaglichen Wohnung in Charlottenburg saß man in aller Gemütlichkeit beim Frühstück. So ein Ostermorgen mit dem fein gedeckten Frühstückstisch, mit den vielen guten Sachen, das war ganz nach dem Geschmack des Hausherrn. Burkhardt liebte es, lange und gut zu tafeln. Frau Marie hatte schon in den Flitterwochen mit weiblicher Klugheit herausgefunden, daß der Weg zum Herzen ihres Herrn Gemahls durch den Magen ging.

Nachdem ihr diese Erkenntnis aufgedämmert war, wurde Frau Marie ganz Hausfrau, ganz Wirtschafterin. Sie gab ihre kleinen Malversuche auf, ging aber selbst in die Markthalle, um immer die jüngsten Gemüse, die frischesten Fische, die neuesten Delikatessen einzukaufen. Sie übte nicht mehr Klavier, deckte aber zu jeder Mahlzeit eigenhändig den Tisch.

Wußte sie doch nur allzu gut, daß Karls Gesicht sofort strahlte, wenn ihm ein blütenweiß gedeckter, mit Leckereien und Blumen geschmückter Eßtisch entgegenleuchtete.

So auch heute am Ostersonntag. Dankbar und zärtlich hatte der Feinschmecker seine Frau geküßt, ehe er sich in dem behaglichen Lehnstuhl niederließ. Seine Augen funkelten vor Wonne.

„Mariechen, das hast du wieder großartig gemacht! Prager Schinken, selbst gebacken — famos! Und das ist also gestampfter Mokka? Feines Aroma!"

Er goß sich den nach arabischer Art zubereiteten Kaffee ein und begann den von der Hausfrau selbst gebackenen Festkuchen zu probieren, als plötzlich die elektrische Klingel

stürmisch ertönte. Marie, die aufgesprungen war, stieß an der Thür mit ihrer Schwester zusammen.

„Um Gottes willen," fragte sie entsetzt nach einem Blick auf deren verweintes Gesicht, „was ist geschehen?"

„Er hat mich geschlagen," schluchzte Ida.

Karl Burkhardt würgte ungestüm an seinem Stück Kuchen; es entstand also eine kleine Pause, ehe er fragen konnte: „Wirklich? Hat er dir eine regelrechte Ohrfeige gegeben?"

„Ja, den Kamm hat er mir in den Kopf hineingestoßen," schluchzte die davongelaufene Frau und tastete eifrig zwischen den welligen schwarzen Haarmassen nach der Stelle, wo es ihr doch eigentlich weh thun mußte.

„Na, dann haben wir ihn ja endlich!" rief Karl triumphierend, den letzten Bissen hinunterschluckend. „Thätliche Mißhandlung ist ja der schönste Scheidungsgrund."

Ida betrachtete ihren Schwager erstaunt und mit etwas unbehaglichen Gefühlen. War es der Scheidungsgrund oder Karls unästhetische Art zu essen, genug, sie wandte sich mißmutig ab und schaute trüben Blickes zum Fenster hinaus.

Sie seufzte tief. Wie, wenn sie doch lieber reuevoll umkehrte und mit Hans Frieden schlöße?

Aber nur einen Augenblick hielt die gute Regung stand. Karl hatte recht. Welche Roheit und Lieblosigkeit gehörte dazu, um gegen ein schwaches Weib die Hand zu erheben!

Mit blitzenden Aeuglein, rot von der Anstrengung, in einem Atem gut zu frühstücken und zugleich seiner Entrüstung Luft zu machen, sprudelte Burkhardt seine Anschuldigungen gegen den verhaßten Schwager hervor. Die kleine untersetzte Gestalt mit dem ansehnlichen Bäuchlein und dem drohend erhobenen Arm, die da im Zimmer umherstapfte, machte einen beinahe komischen Eindruck auf

Ida. Trotzdem gingen ihr seine Worte wie Honig ein. Eine solche Frau so zu behandeln!

Was wollte er denn noch, der Undankbare? Ein blühendes, schönes Weib mit einem goldenen Humor und unversiegbarer Heiterkeit, Vermögen, gute Familie -- all

das war Völkert mit seiner Heirat in den Schoß gefallen. Und als Dank für so viel Glück mißhandelte er dieses Juwel! Warum that er das? „Warum? Warum?“ schrie Burkhardt aufgeregt und schüttelte, als ihm von den Schwestern, die bedrückt nebeneinander auf dem Sofa saßen, keine Antwort ward, den dicken Kopf.

Für ihn war all das ein Rätsel. Wie konnte man so mutwillig den Frieden stören? Und am Ostersonntag! Burkhardt lief es kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß er an Völkerts Stelle wäre. Was würde da aus seinem Sonntagsbraten, dem prächtigen Puter, zu dem Marie die unvergleichliche Füllung nach einem kaiserlichen Hofküchenrezept bereiten wollte? Ueber sein rundes Gesicht glitt einen Moment ein seliges Lächeln, wie die Sonne manchmal bei Gewittern durch Wolken bricht. Dann aber kehrte er gleich wieder zu seinem Lieblingsthema, zu seines Schwagers schändlichem Benehmen, zurück.

Es hagelte nur so von Schuldbeweisen gegen den pflichtvergessenen Ehemann, so daß Ida, noch ehe es Abend geworden, entschlossen war, da ihr so bitteres Unrecht geschehen, dem Gatten diesmal ernstlich Trotz zu bieten.

„Du läßt dich scheiden, Punktum!“ hatte Burkhardt erklärt. „Und bleibst dann bei uns.“

Die kleine pikante Schwägerin gefiel ihm sehr. Schon damals, als er sich verlobt hatte, gefiel sie ihm ganz außerordentlich. Aber geheiratet hatte er doch die andere, die Stille, Sanfte. Er hätte wählen können; die Schwestern waren noch beide frei gewesen, aber ihm hatte es eben Marie mit den sanften Augen und den ruhigen kleinen Händen angethan, und so war Ida seine Schwägerin geworden. Er hatte seine Wahl nie bereut und fühlte sich äußerst zufrieden; aber eine große Sympathie für die Schwägerin war ihm geblieben. Ida brachte mit ihrer

ausgelassenen Fröhlichkeit stets „Leben in die Bude", wie Burkhardt zu sagen pflegte.

Da, ganz unvermutet, hatte sich Doktor Völkert, ein Gymnasiallehrer, um das junge Mädchen beworben, und ohne ihn, Burkhardt, auch nur zu fragen, verlobten sich die beiden. Die alte Tante, bei welcher die verwaisten Schwestern gelebt hatten, war ganz einverstanden mit der „feinen Partie". Der Schwager fühlte sich übergangen, verletzt. Dazu kam noch, daß Burkhardt sich einbildete, die neuen Verwandten, Völkert und Onkel Stephan, hätten ein hochmütiges, unnahbares Wesen gegen den Kaufmann, den nicht akademisch Gebildeten. Dem war aber sicher nicht so. Wenigstens lag der Grund ihrer etwas reservierten Haltung anderswo. Burkhardts Benehmen war zu Zeiten, besonders wenn er ein Glas Wein zu viel getrunken hatte, ein wenig plebejisch.

Als Hans und Ida Hochzeit machten, hatte sich dies unliebsam gezeigt. Burkhardt, benebelt wie er war, hatte der jungen Frau einige nicht mißzuverstehende, scherzhaft sein sollende, aber höchst unfeine Andeutungen gemacht und war dafür, zwar unauffällig und leise, aber sehr energisch, von Doktor Völkert zurechtgewiesen worden. Das hatte er diesem nie verziehen. Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, ihm dies heimzuzahlen.

Und nun war Ida hier und sollte hier bleiben; das gelobte er sich.

4.

Mit einem Eifer, der einer besseren Sache wert gewesen wäre, betrieb Burkhardt in der ersten Freude die Trennung der Völkertschen Ehe. Schon einigemal war er deshalb bei seinem Rechtsanwalt gewesen, der den in Geschäftssachen sonst so praktischen Klienten mit einiger Verwunderung anhörte. Das war ja eine ganz seltsame Marotte, durchaus die erst zweijährige Ehe einer Ver-

wandten auflösen zu wollen, die Ehe mit einem Gatten, der ihm als ein liebenswürdiger, feiner Mann bekannt war. Allzu eilig betrieb der Herr Rechtsanwalt die Sache nicht. Besonders nicht, als Frau Ida sich weigerte, bei ihm zu erscheinen.

Anfangs hatte sich Ida ganz gut in der Rolle der „mißhandelten" Frau gefallen; die Verwandten waren so teilnehmend, und Hans verdiente Strafe. Noch einmal hatte er geschrieben. Burkhardt hatte den Brief wie den ersten ungeöffnet zurückgehen lassen.

Nun waren aber schon fünf Wochen seit Ostern vergangen. Ida langweilte sich, sie fühlte sich nervös und abgespannt. Ihres Schwagers lautes Sprechen, sein hastiges Essen störten sie jetzt oft. Sie sagte ihm dies geradezu, nahm überhaupt kein Blatt vor den Mund. Auch kam sie jetzt oft mürrisch und unfreundlich zu Tisch, manchmal wohl auch gar nicht, manchmal zu spät. Das liebte der Hausherr nicht. Anfangs schwieg er. Als aber auch seine sonst so pünktliche Frau, wenn sie mit ihrer Schwester spazieren ging oder Besorgungen machte, zu spät nach Hause kam, da wurde er ärgerlich.

Ueberhaupt, Burkhardt hatte sich das gemeinsame Zusammenleben anders vorgestellt: heiter, fröhlich. Statt dessen gab es finstere Gesichter, hörte er abfällige Bemerkungen. Sagte er seiner Frau jetzt einen leisen Tadel, prompt erwiderte sie: „Du bist auch nicht anders wie Völkert!" Oder: „Du sagst doch zu Ida, sie brauche sich nichts von ihrem Mann gefallen zu lassen. Warum soll ich es denn?"

Den Rechtsanwalt suchte Burkhardt nun nicht mehr auf. Er hatte es plötzlich gar nicht mehr eilig mit der Scheidung. Hingegen ging er häufig abends allein in die Stammkneipe.

Bei Tische war es gar nicht mehr gemütlich. Es

war ihm unbehaglich, wenn er ein wenig laut seine Suppe schlürfte oder mit dem Messer aß, und es traf ihn ein halb erstaunter, halb strafender Blick aus den großen schwarzen Augen seiner Schwägerin.

Brachte das Mädchen Briefe in das Zimmer, so sagte Ida unfehlbar: „Für mich nichts? Natürlich, wenn man Briefe ungelesen zurückschickt, ohne mich auch nur zu fragen!“ Wieder traf dann den Hausherrn ein Blick, diesmal ein verächtlicher, vorwurfsvoller.

Es war eine schwache Seite Burkhardts, daß er früh morgens als erster die Zeitung öffnete. Seit einiger Zeit aber bekam er sie nur stückweise aus Idas Zimmer oder manchmal fand er sie auch gar nicht mehr. „Zum Donnerwetter,“ fluchte er dann, „wer ist denn hier Herr im Hause?“ Aber Ida gegenüber mäßigte er sich noch.

Ida begann allmählich sehr launisch und unberechenbar zu werden. Eines Nachmittags in der Dämmerstunde saßen die beiden Schwestern in dem behaglichen Wohnzimmer beisammen, wieder wie jetzt so oft in ein sehr aufgeregtes Gespräch vertieft. Marie verschwand beinahe in dem großen Lehnstuhl, den sie sich möglichst nahe an den Ofen gerückt hatte; es fröstelte sie trotz der Frühjahrssonne, und sie fühlte sich müde und äußerst unbehaglich. Ihre ganze Haltung drückte die angegriffene Stimmung aus, in die der Mensch verfällt, wenn seine Fähigkeit des Zuhörens und Mitempfindens etwas lange und peinlich in Anspruch genommen worden ist.

Mit dem Gesicht nach unten lag zusammengekauert Ida auf einer dicht daneben stehenden Chaiselongue, wie ein hilfloses Bündel. Ihr Taschentuch, das nur noch ein nasser Knäuel war, lag am Boden, und sie wischte sich jetzt die Augen mit der seidenen Schleife des Sofakissens, in das sie ihr Gesicht vergraben hatte. Ein lautes Stöhnen erschütterte von Zeit zu Zeit ihre Gestalt. Sie

bot wirklich ein Bild wilden Jammers; heute waren es zwei Jahre, daß sie geheiratet hatte.

„Mein Hochzeitstag!“ wiederholte sie immer wieder. „Mein zweiter Hochzeitstag!“

Marie wußte nichts mehr zu sagen als: „Weine doch nicht so, Ida; es kann ja alles noch anders werden!“ Sie hatte sich schon vollständig erschöpft. Alle ihre geringe Weltweisheit hatte sie bereits zum besten gegeben, um die Schwester zu trösten.

„Anders werden?“ rief diese. „Was soll denn anders werden? Vorbei ist's für immer!“

In ungeheuerstem Mitleid mit sich selbst und ihrem Unglück warf sie sich aufs neue auf die Chaiselongue, und das frische Taschentuch war bald wieder durchnäßt von einer unaufhaltsamen Thränenflut.

Die Schwester richtete sich mit einem Seufzer auf, wagte aber nichts mehr zu sagen. Man mußte sie sich ausweinen lassen, da beruhigte sie sich am ehesten. —

Abends um Acht kam der Gatte und Schwager nach Hause. Er war schlechter Laune. Am Nachmittag hatte er im Geschäft einen Brief von Idas Rechtsanwalt erhalten. Ganz kurz und bündig lautete er: damit die Scheidungssache des Ehepaares Völkert vorwärts gehe, verlange er morgen eine Besprechung mit Frau Völkert. Sie möge pünktlich vormittags elf Uhr auf seinem Bureau erscheinen.

Damit es vorwärts gehe! Das ging dem Herrn Schwager nicht aus dem Kopf. Was sollte das heißen? Daß sie binnen kurzem geschieden war und dann endgültig ... Na, da hatte er sich wirklich eine nette Suppe eingebrockt. Nun behielt er sie am Ende lebenslänglich auf dem Halse!

So verwirrt wie heute hatten die Angestellten ihren Chef noch nie gesehen. Nachdenklich und unruhig im

Ein lautes Stöhnen erschütterte von Zeit zu Zeit ihre Gestalt. (S. 85).

höchsten Grad kam er nach Hause. Im Korridor brannte kein Licht. Agnes, das Mädchen, erwiderte auf seine Vorwürfe, die Damen drinnen seien auch noch im Finstern. Er trat ein — richtig, stockdunkel!

„Ja, was ist denn los?“ fragte er in das Dunkel hinein, worauf Marie mit erschöpfter Stimme leise und vorwurfsvoll flüsterte: „Ida weint den ganzen Tag, es ist ja heute ihr zweiter Hochzeitstag.“

Burkhardt verstummte einen Augenblick verdutzt. „Na, zum Donnerwetter,“ schrie er dann grob, „darum kann doch Licht in meiner Wohnung angezündet werden, wenn ich heimkomme! Was hat denn der Hochzeitstag mit meiner Behaglichkeit zu thun? Marsch, Agnes, die Lampen angesteckt!“

Er stürzte in das Eßzimmer nebenan. Auch hier alles dunkel. Als das Gas aufflammte, stieß er einen Schreckensruf aus. Da war ja noch nicht einmal gedeckt! Kein Abendbrot hergerichtet! Und ihm fiel beinahe der Magen heraus!

Er wollte eben, fast sprachlos vor Empörung, in das Wohnzimmer zurück, als ihm die beiden Frauen entgegentraten, beide mit blassen, müden Gesichtern.

Er schalt seine Frau heftig aus. In solchen Dingen verstand er keinen Spaß. Sie flog infolgedessen wie ein Irrwisch hin und her, vom Büffett in die Speisekammer und von da in die Küche, wo sich leider keine großen Vorräte mehr vorfanden. Agnes mußte erst um Aufschnitt weggeschickt werden, und als nun endlich dieser und drei noch ungeputzte Bücklinge auf dem Tisch standen, verfinsterte sich des Hausherrn Gesicht immer mehr. Das liebte er gerade — solche kalten Brocken!

„Warum hast du denn nicht für warmes Abendbrot gesorgt?“ fragte er seine Frau.

„Ach Gott, Karl, ich mußte Ida trösten. Du hörst doch, 's ist ihr Hochzeitstag.“

Während er mißmutig kaute, schaute er prüfend bald seine Frau, bald seine Schwägerin an. Die eine schlief beinahe ein, die andere heulte. Ja, sie heulte; die Thränen liefen ihr auf den versalzenen Schinken herunter.

„Na, Ida," sagte er gereizt, „mach mal ein freundliches Gesicht!"

„Das ist meine Sache!" kam die bissige Antwort.

„Ich seh' aber gern lustige Gesichter, wenn ich esse. Früher hast du doch lachen können. Oder war das bloß Verstellung, das ganze Gethue? Dich lernt man wohl auch erst nach und nach kennen."

Ida schwieg, starr vor Empörung. Was erlaubte sich dieser Mensch jetzt auf einmal? Er hatte ihr doch früher nur Hochachtung und Galanterie gezeigt. Alles, was sie that, hatte er recht und gut gefunden. Hundertmal hatte er sie ein Juwel genannt. Aber nun, seit sie hier wohnte, fand er immer etwas an ihr zu nergeln. War es, weil sie vielleicht bald eine geschiedene Frau wurde, und ihr Hans, den er fürchtete, sie nicht mehr beschützte?

Sie schauerte zusammen in heißem Schreck. Scheu streifte sie mit den Augen den Schwager, die Schwester, die beide schweigend und sichtlich mißgestimmt in ihren Tellern herumstocherten. Hier sollte sie bleiben als eine Geduldete, während sie in ihrem schönen Heim die Herrin war!

„Da ist etwas, das dich interessieren wird," sagte Burkhardt schon zum zweitenmal und schob ihr einen Brief über den Tisch zu.

Von Hans, schoß es Ida durch den Kopf. Aber schon erkannte sie ihren Irrtum. Vom Rechtsanwalt — „damit die Scheidung schneller vorwärts gehe".

Ihrem Schwager einen finsteren Blick zuwerfend, rief sie unwillig: „Na, nun hast du es ja erreicht, nun bist du wohl froh!"

„Wieso froh?"

„Weil du doch zu diesem Zweck immer gehetzt hast. Nun ist meine Ehe glücklich futsch."

„Ja, das ist auch wirklich wahr, du hast gehetzt," stimmte Marie lebhaft zu.

„Aber wenn es so weit kommt — hier bei euch bleibe ich natürlich nicht, ihr braucht keine Angst zu haben," fuhr Ida fort.

Burkhardt schaute interessiert auf. „Warum nicht?"

„Weil gerade hier, wo ich so thöricht war —"

„Und dann kann sie dich nicht essen hören," lachte Marie.

„Uebrigens," sagte Ida scharf und stand auf, „zum Rechtsanwalt gehe ich morgen allein. Dich geht die ganze Sache ja gar nichts an. Freilich, dreingemischt hast du dich genug. Aber schließlich —"

„Na, wenn du immer kommst und wie 'ne Tolle über deinen Mann schimpfst!"

„Solltest das nicht eher du besorgt haben?" erwiderte Ida kühl, nahm ihre Schwester bei der Hand und zog sie zur Thür.

„Marie, du bleibst hier!" rief der Ehemann. Aber Marie gehorchte diesmal nicht. Sie murmelte etwas und ließ ihn, zum erstenmal ungehorsam, allein sitzen.

Burkhardt schlug mit der Faust auf den Tisch. Diese Ida! Diese aufsässige Person! Und seine Frau hatte sich auch schon davon anstecken lassen. So was von Launenhaftigkeit! Da war nichts mehr von der heiteren Fröhlichkeit und dem lustigen Lachen früherer Zeiten. Mit dem Familienzuwachs hatte er sich wirklich eine nette Suppe eingebrockt.

Er blieb noch ein Weilchen einsam und grollend in dem leeren Eßzimmer sitzen, die Stirn in nachdenkliche Falten gezogen. Plötzlich aber verklärte sich sein rundes,

dickes Geſicht. Ein Gedanke war ihm gekommen, ein ausgezeichneter Gedanke.

Man brauchte, wenn man ſchlau war, nicht alle Suppen auszueſſen, die man ſich eingebrockt hatte. Wie elektriſiert ſprang er auf, eilte in ſein Zimmer, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb:

„Herrn Doktor Völkert.

Erſuche Sie, morgen Dienstag Punkt elf Uhr im Bureau des Rechtsanwalts Müller in wichtiger Sache zu erſcheinen.“

„So, Idachen,“ ſchmunzelte er, während er die Depeſche, welche ſofort auf das Telegraphenamt ſollte, in ſeine Brieftaſche legte. „So, Idachen, nun warſt du ſechs Wochen bei uns, nun kann dich dein Mann wieder haben und für immer behalten.“

Dann nahm er ſeinen Hut und ging eilends fort.

— — — — — — — — — — — —

Einige Minuten vor elf Uhr trat Völkert in das Bureau des Rechtsanwalts Müller. Er ſah bleich und finſter aus. Das Ungeheuerliche ſchien alſo wirklich wahr zu werden. Was er all die Wochen nicht faſſen konnte, nicht für möglich hielt — — Ida, von welcher er ſich trotz allem, trotz aller Streitſucht und Launenhaftigkeit geliebt geglaubt hatte, beſtand auf der Scheidung. Denn wozu ſonſt dieſe Unterredung mit dem Rechtsanwalt? Gewiß wollte der Rechtsverdreher ihn beſchwatzen, daß er ſich als den ſchuldigen Teil bekenne. Ihm war's gleich. Lieber die ſchmerzlichſte Gewißheit, als noch länger die Pein der letzten Wochen.

Mit froſtigem Gruß trat er ein, nachdem er ſeine Viſitenkarte vorausgeſchickt. Der Anwalt erhob ſich erſtaunt, grüßte und ſah ihn fragend an.

„Was führt Sie zu mir?“

„Ich komme auf Ihre Depeſche.“

„Das ist ein Irrtum. Ich habe nicht an Sie telegraphiert."

„Hier ist sie."

Müller las, und der Zusammenhang schien ihm klar. Die Gattin hatte sich anders besonnen und mit dieser Depesche den Gemahl hercitiert. Ein schlaues und vernünftiges Weibchen.

Er zog die Uhr. Noch sieben Minuten Zeit, um den Ehemann aufzuklären. Ohne Umschweife machte er ihn mit der Sachlage bekannt und riet ihm, seine Aufregung zu bemeistern, sich möglichst reserviert zu verhalten und die Sache an sich herankommen zu lassen. —

Etwas verspätet fuhr Ida in einer Droschke zum Rechtsanwalt. Sie sah verweint, aber entschlossen aus. Die Begleitung des Schwagers hatte sie schroff abgelehnt. Nicht länger wollte sie sich gängeln lassen. Was war dabei herausgekommen? Die Scheidung. Aus nichts, aus einem Wortwechsel mit ihrem lieben, guten Hans. Allerdings, unschuldig fühlte sie sich nicht mehr; schon seit Tagen litt sie an heftigen Gewissensbissen. Andere Frauen waren doch wohl nicht so wie sie.

Wie lieb und sanft sprach Marie mit ihrem Mann! Wie aufmerksam, ja geradezu aufopfernd sorgte sie für sein Behagen und übersah all die Schwächen, die er hatte! Und das war noch ein unangenehmer, anspruchsvoller Mann. Dagegen war ihr Hans das reine Ideal. Er wollte nichts von ihr als ein wenig Sanftmut, ein wenig Nachgiebigkeit. Hatte er nicht recht, wenn er verlangte, daß ihn beim Heimkommen von seinem schweren Beruf ein lächelndes Gesicht, ein freundliches Wort begrüßen sollte? Wie hatte sie immer darauf gepocht, daß die Frau dieselben Rechte haben müsse wie der Mann! Sie aber hatte die ihren mißbraucht, war rechthaberisch und streitsüchtig gewesen.

Jetzt ſah ſie es ein, aber nun war es vielleicht zu ſpät. Ihr Gatte beſtand jetzt auf der Scheidung, war wohl im Grunde ſeines Herzens froh, ſie los zu werden.

Als Frau Ida vor dem Hauſe ausſtieg, verſchluckte ſie tapfer ihre Thränen und eilte hinauf. Der Herr Doktor erwarte ſie bereits, berichtete der Bureauvor-

steher, der sie hineingeleitete. Ach, wie feierlich war dies alles und wie ernsthaft! Eine solche Angst überfiel sie plötzlich, daß sie zitterte.

Doktor Müller saß an seinem Schreibtisch, als sie eintrat. Eine peinliche Pause trat ein.

„Nehmen Sie Platz, gnädige Frau!“ sagte er endlich, während er unentwegt weiterschrieb.

Frau Ida sah sich gehorsam nach einem Sitz um und —

„Hans!“ rief sie mit erstickter Stimme.

Ja, wahrhaftig, da stand ihr Gatte, hochaufgerichtet, stolz, ernsthaft. Er verbeugte sich schweigend und höflich, ganz, als wäre sie eine Fremde.

Sie warf ihm einen scheuen, bittenden Blick zu, den er nicht sah. Er studierte das Tapetenmuster.

Wieder trat eine peinliche Pause ein. Der Rechtsanwalt schrieb noch immer. Hatte er denn gar keine Idee davon, wie ihr zu Mute war, daß sie beinahe erstickte vor Verlegenheit und Herzklopfen?

Nun endlich wandte er sich um. Ein schneller Blick zwischen ihm und Völkert. Dann nahm er ein dickes Paket Akten in die Hand, putzte erst sein Pincenez in der umständlichsten Weise und begann: „Gnädige Frau, ich habe Sie zu mir gebeten, damit Sie hier in Gegenwart Ihres Gatten klar und deutlich Ihren bestimmten Willen kundthun, sich von dem Ihnen verhaßten Manne scheiden zu lassen. Er hat Sie also mißhandelt?“

„O nein, das nicht,“ schluchzte Ida.

„Nicht?“ Der Rechtsanwalt zog seine Augenbrauen hoch und musterte sie erstaunt. „Nun, jedenfalls wollen Sie sich scheiden lassen. Dazu müssen Sie doch einen zureichenden Grund haben. Bitte also, diesen zu nennen. — Sie *wollen* sich doch scheiden lassen?“

„Nein!“

„Nein? Aber gnädige Frau, ich muß doch bitten, mich hier nicht zum beſten zu halten. Ihr Herr Gemahl wartet voll Ungeduld, daß er wieder gehen kann; und da er die Gegenpartei iſt, habe ich kein Recht, ihn noch länger aufzuhalten.“

„Aber ich ... ich“ — Frau Ida ſchluchzte ſchmerzlich auf — „ich *will* doch gar nicht ... o Hans!“ Sie hob beide Hände flehend zu ihm auf. „Verzeih mir doch!“

Völkert, der noch immer, als gehe ihn die ganze Geſchichte nichts an, die Wände muſterte, ließ ſeine Augen zerſtreut auf ihr haften.

„Wie? Was ſagteſt du?“

„Verzeihe mir!“ flüſterte ſie ſchüchtern.

„Warum ſoll ich dir verzeihen?“

„Ach Hans, du weißt es ja! Aber Karl iſt ganz allein ſchuld. Der wollte durchaus, daß ich mich ſcheiden laſſe,“ ſchluchzte Frau Ida.

Dabei wankte ſie ſo, daß er aus purem Mitleid die Arme um ſie ſchlang.

„Hätteſt du mir die Depeſche nicht geſchickt, würde ich dir nicht verzeihen,“ flüſterte er ihr endlich ins Ohr.

„Welche Depeſche?“

„Ach, ſtell dich nur nicht ſo! Du weißt ſchon, welche!“ Und dabei küßte er ſie.

Als das Scheidungsverfahren ſo weit gediehen war, legte der Doktor die Akten beiſeite. In ſeinem ernſten Geſicht zuckte es von verhaltenem Lachen.

Dieſer Prozeß war endgültig verloren.

Es klopfte. Der Bureauvorſteher glitt herein: der Herr Doktor möge entſchuldigen, aber es ſei ein Eilbrief.

Der Rechtsanwalt öffnete und las:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich erkläre hiermit, daß Sie auf mich als Zeugen nicht rechnen können. Ich nehme alles zurück, ich habe

mich geirrt. Mein Schwager ſoll ſich mit ſeiner Frau nur wieder verſöhnen. Bei ihm iſt ſie gut aufgehoben und wohl verſorgt. Die Depeſche iſt übrigens von mir, und ich hoffe, daß ſie ihren Zweck erfüllt. Er ſoll ihr allerdings eine Ohrfeige gegeben haben, aber wenn meine Frau es mir ſo machte, ich gäbe ihr auch eine.

Hochachtungsvoll

Karl Burkhardt."

Doktor Müller unterdrückte mit Mühe ein lautes Lachen, als er Völkert den Brief zum Leſen gab. Dieſer ließ ihn in ſeiner Bruſttaſche verſchwinden. Als er ſich von dem Anwalt verabſchiedete, der ihm verſtändnisinnig die Hand drückte, lächelte er, aber in ſeinen Augen blitzte etwas auf, das für die kleine ſtreitſüchtige Frau Ida bedeutungsvoll erſchien.

Aber ſie wurden nach dieſer Sturm- und Drangperiode dennoch ein glückliches Ehepaar. Sie lernte ihr ſcharfes Zünglein beherrſchen, er, ſtreng und gütig zugleich zu ſein. Karl Burkhardt aber rieb ſich jeden Mittag und Abend vergnügt die Hände. Die Schwägerin, die ihn nicht eſſen hören konnte, war er los, und nie wieder in ſeinem Leben gab er dem Schwager unrecht.

Wie der Mensch geflickt wird.

Kulturbild aus der Gegenwart. Von Hans Scharwerker.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Kunst des Flickens unserer Körperhüllen ist so alt wie das Menschengeschlecht. Ob Eva schon geflickt hat, wird zwar nicht ausdrücklich berichtet, aber es ist anzunehmen, da das wenig haltbare Material der ersten „Kleidungsstücke" jedenfalls eine häufige Ausbesserung nötig machte. Dagegen ist ganz sicher, daß die treue Penelope, die Gemahlin des edlen Dulders Odysseus, nicht nur spann und webte, sondern auch flickte, und unsere Urahnen, die von Tacitus wegen ihrer Wirtschaftlichkeit gelobten germanischen Frauen, thaten desgleichen. Und wie müßten wir hochzivilisierten Kinder des 20. Jahrhunderts selbst heute noch herumlaufen ohne die geschickten Hände der fleißigen Flickerin und des ehrsamen Flickschusters! Es schaudert einem, nur daran zu denken.

Hat man also das Flicken des äußeren Menschen, der Kleidung, von jeher mit Eifer geübt, so ist die Kunst, den Menschen selbst zu flicken, verhältnismäßig jungen Datums. Aus dem Altertum wird uns nur ein Fall berichtet. Plinius der Jüngere, der im 1. Jahrhundert nach Christo lebte, erzählt von einem römischen Ritter,

der sich eine Hand aus Eisen machen ließ; aber nicht einmal der Stelzfuß scheint bekannt gewesen zu sein. Nicht anders stand es in dieser Beziehung im Mittelalter. Es lag auch damals keine dringende Notwendigkeit zur Entwickelung einer Kunst der Menschenflickerei vor, denn in den damaligen Kriegen machte man gründliche Arbeit mit Speer, Keule und Schwert, und Leute, denen ein Glied abgehauen wurde, verbluteten sich bei dem Mangel an rechtzeitiger Hilfe fast ausnahmslos auf dem Schlachtfelde. Von platzenden Dampfkesseln, zusammenstoßenden Eisenbahnzügen und ähnlichen modernen Vorrichtungen zur Verstümmelung der Menschen hatte man nicht die leiseste Ahnung. Für künstliche Glieder war also kein besonders großer Bedarf da. Nur sehr wenige Beispiele eines äußerst primitiven Gliedererſatzes werden berichtet, von denen das bekannteste die eiserne Hand des Ritters Götz v. Berlichingen ist, dessen Leben und Wirken in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt. Von da an aber wuchsen mit der Verbesserung der Schießwaffen die Verstümmelungen im Kriege, mit der Erfindung der Maschinen die im Frieden immer mehr, und zugleich entwickelte sich die Kunst der Menschenflickerei in einem staunenswerten Grade.

Gegenwärtig ist das rohe Holzbein oder der lederne Vorderarm mit einem Haken statt der Hand, diese ersten Versuche auf dem neuen Gebiete, nur noch bei den allerärmsten Invaliden zu finden; dem Bemittelten dagegen wird ein so kunstvoller Ersatz für verlorene Gliedmaßen geliefert, daß man den Verlust der natürlichen Glieder gar nicht oder doch kaum bemerkt. Und nicht nur Arme, Beine oder Hände, nein, auch Augen und Nasen werden dem Unglücklichen, der sie verloren hat, mit solcher Naturtreue nachgemacht und mit solcher Geschicklichkeit befestigt, daß nur der Kundige ohne nähere Untersuchung gewahr

wird, statt eines ganzen einen geflickten Menschen vor sich zu haben.

Die Anfertigung künstlicher Gliedmaßen und Körperteile ist eben ein bedeutender Industriezweig geworden, mit dem wir uns jetzt etwas näher beschäftigen wollen.

Ehemaliger künstlicher Unterarm.

Am wichtigsten ist natürlich der Ersatz verloren gegangener Arme oder Beine, denn hier handelt es sich nicht nur darum, einen Schönheitsfehler zu verdecken, sondern das künstliche Glied soll auch die physiologischen Funktionen des wirklichen in höherem oder geringerem Grade ausüben. Die lederne Unterarmhülse, die am Stumpf des Oberarmes befestigt wurde und statt der Hand nur einen Haken besaß, wie sie als Armersatz noch vor nicht langer Zeit üblich war, ist als völlig unzeitgemäß und veraltet zu betrachten. Heutzutage soll ein künstliches Glied

bequem sitzen, den vollen Anschein des wirklichen haben, bei möglichst geringem Gewicht doch fest, einfach und dauerhaft sein und so konstruiert, daß es die mannigfachsten Verrichtungen auszuführen vermag.

Eine solche Vollkommenheit zu erreichen, war besonders

Künstlicher Arm neuester Konstruktion.

bei Arm und Hand sehr schwierig und erst in jüngster Zeit möglich. Den ersten befriedigenden Apparat dieser Art stellte der Holländer van Peeterßen her, der sogar schon Fingerbewegungen ermöglichte. Geradezu Berühmtheit erlangt hat der kunstvolle Arm des französischen Tenoristen Roger, der jede beliebige Beugung und Streckung der Finger, des Handgelenks und Vorderarmes

gestattete. Solch ein Kunstwerk kostet heutzutage 225 Mark, einen ganz brauchbaren Arm geringerer Sorte kauft man fertig schon für 100 Mark, während die besten natürlich

Ehemaliges künstliches Bein.

eigens für die betreffende Person und zwar genau nach dem Muster des noch vorhandenen natürlichen Armes angefertigt werden. Die Bestandteile sind Linden- oder Weidenholz, Leder, Kautschuk, Hartgummi, Aluminium;

die Beweglichkeit wird durch stählerne Federn und Darmsaiten, die die Stelle der Sehnen vertreten, erzeugt, die Gelenke werden durch Scharniere nachgeahmt.

In ganz gleicher Weise vermag man heutzutage künstliche Beine herzustellen, die ihrem Träger das Gehen und sogar einen kleinen Sprung gestatten. Es wird durch Gürtel und Schnallen am Stumpf des verlorenen Beines, an Hüfte und Taille befestigt und sitzt dann so natürlich, daß niemand ahnt, es sei seinem Träger nur angeflickt. Das frühere künstliche Bein, das aus Leder, einer gekrümmten Stahlschiene und hölzernem Fuß bestand und sehr unvollkommen, steif und schwerfällig war, wird kaum noch angefertigt, seit Pott in Chelsea für den Marquis v. Anglesea ein künstliches Bein herstellte, das einen besonderen Mechanismus für die Beugung des Knie- und Fußgelenks besaß. Seitdem haben Amerikaner, Engländer und Deutsche dies Pott-Anglesea'sche Bein bedeutend verbessert, zum Beispiel Selpho in New York, der eine Fersensehne anbrachte, Douglas Bly in Rochester, der die Bewegungen nicht durch Metallfedern, sondern durch komprimierten Kautschuk hervorbringt und dessen Sprunggelenk aus einem freibeweglichen Glaskugelgelenk besteht. Dafür kostet freilich ein solches Bein 700 Mark, während das künstliche Bein von Prof. Dr. v. Esmarch in Kiel mit sinnreichem Kniegelenkmechanismus, besonderer Federvorrichtung für Beugung des Kniegelenks, Streckung des Fußgelenks und Zehenmechanismus bereits für 150 Mark zu haben ist.

Obwohl größere Geschäfte für künstliche Glieder solche Beine in Vorrat haben, ist es doch stets geratener, sich eines anmessen zu lassen, da nur dann eine Gewähr für vollkommen guten und bequemen Sitz und gänzliche Uebereinstimmung mit dem gesunden Beine gegeben ist. Der Künstler, an den der Invalide sich wendet, nimmt dann eine Gipsform sowohl von dem Stumpfe des ver-

lorenen, wie von dem anderen gesunden Beine. Diese Form wird ausgegossen, und so ein Modell des künstlichen Beines hergestellt, nach dem die Ausführung stattfindet. Wenn man mit einem solchen Beine auch keine Dauermärsche ausführen, Schuhplattler tanzen oder Radfahren kann, so ermöglicht es seinem Träger doch eine leichte Fortbewegung und erfüllt überhaupt alle Anforderungen, die man vernünftigerweise an ein künstliches Glied stellen kann. Seine Erfindung ist, wie die des modernen künstlichen Armes, eine wahre Wohlthat für alle jene, die das Unglück hatten, eines ihrer Gliedmaßen zu verlieren.

Künstliches Bein neuester Konstruktion.

Das weitaus verbreitetste und am meisten benutzte aller künstlichen Organe ist das künstliche Auge, das „Glasauge", wie man im größeren Publikum sagt. Es ist erstaunlich, wie viele Leute es giebt, die ein Glasauge haben. Diese „Glasaugen" werden übrigens heutzutage nicht mehr, wie allerdings im Anfange dieser Industrie, aus Glas oder Porzellan angefertigt, sondern aus Email, für Kinder auch aus Celluloid und Vulkanit. Sie dienen allerdings nicht zum Sehen — so weit hat es die moderne Wissenschaft leider noch nicht gebracht — aber sie helfen in vollkommener Weise der Entstellung des Antlitzes ab, die durch das Fehlen eines Auges unfehlbar entsteht.

Das künstliche Auge ist ein längliches Näpfchen aus den oben genannten Stoffen von der Größe des vorderen, bei geöffneten Lidern sichtbaren Teiles des Augapfels. Die Hornhaut und die Regenbogenhaut sind in der dem gesunden Auge genau entsprechenden Farbe darauf angebracht, und ein gutes künstliches Auge wird von dem Laien nicht als solches erkannt, da es selbst innerhalb gewisser Grenzen die von dem gesunden Auge ausgeführten Bewegungen mitmacht und beim Schließen der Lider von diesen völlig verdeckt wird. Auch bereitet ein passendes künstliches Auge bei entsprechender Sorgfalt in der Handhabung keine Unannehmlichkeiten für den Träger, indem der anfänglich gespürte Druck sich bald abstumpft und unfühlbar wird. Das künstliche Auge ist aber nicht nur in ästhetischer, sondern auch in gesundheitlicher Hinsicht äußerst wichtig. Es schützt die leere Höhlung oder den verkümmerten, zusammengeschrumpften und entzündeten Rest des verlorenen Auges gegen das Eindringen äußerer Schädlichkeiten (Rauch, Staub), sowie gegen die oft reizenden Bewegungen der Wimpern.

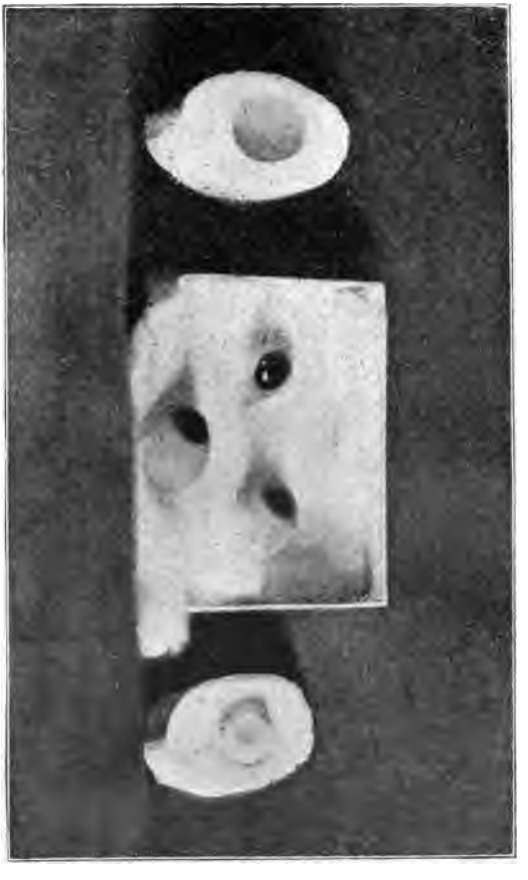
Früher waren die von Boissoneau in Paris perfertigten künstlichen Augen bei weitem die besten, seit 1850 aber

ist ihre Anfertigung durch Müller in Lauscha (Thüringen) in Deutschland zu hoher Blüte gelangt, und besonders Müller in Wiesbaden, Dr. Klaunig in Leipzig und Plasenka in Dresden machen jetzt künstliche Augen, die bei gleicher Schönheit haltbarer, billiger und praktischer sind, als die Pariser, daher von Autoritäten diese vorgezogen werden.

Solch ein künstliches Auge braucht zu seiner Herstellung in der Regel fünf bis sechs Personen. Zuerst wird aus Email der Augenball in der erforderlichen Größe hergestellt, wozu man sich entsprechender Formen bedient. Dann beginnen die Maler ihr Werk; die Malerei wird eingebrannt, und zuletzt der Augenball zurechtgeschnitten und poliert. Uebrigens sind stets Tausende von künstlichen Augen aller Größen, Formen und Farben-

Gipsform eines künstlichen Beines.

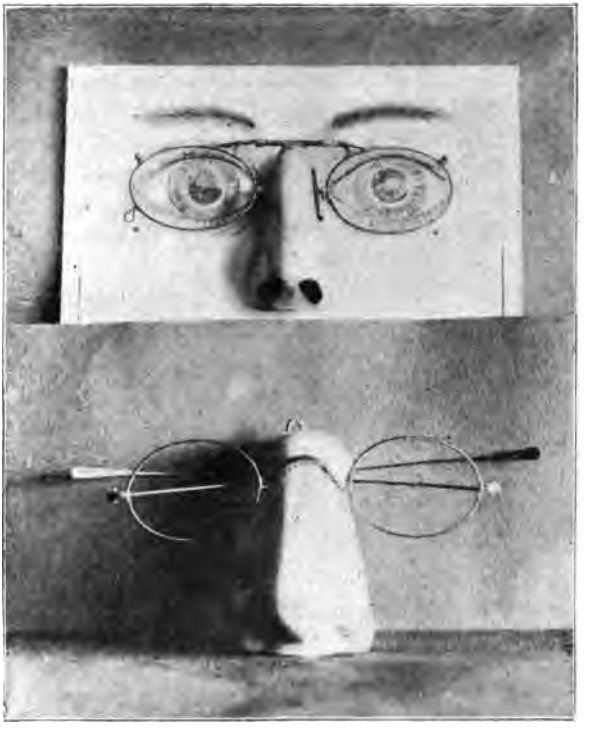
schattierungen fertig auf Lager, denn der Bedarf ist fortlaufend beträchtlich. Ein künstliches Auge kann nur etwa



Künstliche Augen; rechts und links Formen, in denen sie angefertigt werden.

9 bis höchstens 12 Monate Dienste thun, da die scharfe Thränenflüssigkeit den Schmelz angreift. Dann muß es durch ein neues ersetzt werden.

Nicht besonders zahlreich, doch immerhin zahlreicher, als man gewöhnlich annimmt, sind die Inhaber künstlicher Nasen. Man kann seine Nase auf mannigfache Weise



Künstliche Nasen.

verlieren, schon als Student bei der Mensur, im Kriege, bei Unfällen, durch Krankheit, besonders Krebs, und ihr Mangel ist noch viel entstellender als der eines Auges. Der Anblick eines Gesichtes ohne Nase ist thatsächlich so abschreckend, daß niemand, der seinen „Gesichtserker" ver-

loren hat, heutzutage ohne künstlichen Ersatz sich öffentlich zeigt, und ist die Nase gut gemacht, so wird man schwerlich darauf aufmerksam, daß sie nicht echt ist. Man formt sie so, daß sie dem Betreffenden möglichst vorteilhaft zu Gesicht steht, und giebt ihr dessen natürliche Farbe. Zur Befestigung benutzt man Brille oder Kneifer, die so angebracht sind, daß sie das künstliche Organ an der richtigen Stelle festhalten. Als Material dient in der Regel Celluloid, ganz feine Nasen werden neuerdings auch noch aus anderen Stoffen hergestellt, die meist Geheimnis der Erfinder sind. Daher ist auch eine feine künstliche Nase verhältnismäßig teuer und kostet beinahe so viel wie ein künstlicher Arm.

Natürlich stellt man außer ganzen Gliedern und Organen auch kleinere Teile solcher her, doch ist der Bedarf danach gering, und es vergehen Jahre, ehe eine Fabrik künstlicher Gliedmaßen einmal eine Bestellung auf Anfertigung eines künstlichen Fingergliedes, eines halben künstlichen Ohres oder gar einer Lippe bekommt. Solche Teile sind verhältnismäßig sehr teuer und bieten ganz besondere Schwierigkeiten für eine sichere Befestigung.

Von sonstigen künstlichen Körperteilen, die etwa noch angefertigt werden, schweigt des Sängers Höflichkeit. Doch ist es vielleicht nicht überflüssig, der populären Legende entgegenzutreten, daß Tänzerinnen oder Radfahrer sich zuweilen falscher Waden bedienten. Dies ist pure Verleumdung. Ein Glied, das man ernstlich anstrengen muß, verträgt keinerlei Flickerei.

Zur Menschenflickerei zu rechnen ist eigentlich auch das Einsetzen falscher Zähne und ganzer Gebisse. Doch ist diese Art von Ausbesserung ramponierter Menschlichkeit heutzutage so allgemein und daher jedermann so genau bekannt, daß wir darauf nicht näher eingehen wollen.

Wohl jedem, der nicht geflickt ist! Aber wie es besser

ist, einen sauberen Flicken als einen Riß am Rock zu tragen, so haben auch jene, deren Unglück es war, ein Glied zu verlieren, alle Ursache, der fortgeschrittenen Technik unserer Tage dankbar zu sein, die ihnen ermöglicht, den Verlust mit Würde und verhältnismäßiger Leichtigkeit zu tragen. Und unsere geschickten Menschenflicker mögen ihrem guten Sterne dankbar sein, der sie nicht zweihundert Jahre früher geboren werden ließ, denn dann wären sie ohne Zweifel als Hexenmeister auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Künstliches Vorderglied eines Fingers nebst Herstellungsform.

Auferstanden.

Novelle von Woldemar Urban.

1. (Nachdruck verboten.)

Der alte Gennaro Bombelli, Don Gennaro, wie er in Resina allgemein hieß, war ein Griesgram durch und durch. Die Fliege an der Wand ärgerte ihn, und seitdem er nicht mehr Sindaco des kleinen Städtchens am Fuße des Vesuvs war, seitdem in dem Gemeinwesen nicht mehr alles nach seinem Kopfe ging, glaubte er, es müsse alles zu Grunde gehen. Dazu kamen mancherlei Leiden des Alters. Die Atemnot wurde immer größer, die Beine wollten nicht mehr recht mit fort, und die Bewegungen des ziemlich dicken alten Herrn wurden immer schwerfälliger, immer mühsamer und hilfloser.

„Ihr werdet zu fett, Don Gennaro," hatte ihm vor einiger Zeit sein Nachbar zugerufen, „Ihr dürft keine Maccaroni mehr essen."

Da war Don Gennaro sehr erschrocken und sehr böse geworden. Was blieb denn für ihn vom Leben noch übrig, wenn er keine Maccaroni mehr essen durfte? Er hatte dem vorlauten Nachbarn ein derbes, echt neapolitanisches Schimpfwort an den Kopf geworfen, worauf die beiden

fast zwei Tage nicht mehr miteinander gesprochen und Don Gennaro sogar zu seinem Sohne, dem Herrn Doktor Nicola Bombelli, gesagt hatte, man dürfe sich mit dieser Menschensorte — con questa razza di gente, wie sich Don Gennaro verächtlich ausdrückte — nicht zu gemein machen. Die Bombellis gehörten zu der Noblesse und müßten auf sich halten.

Ein Zufall hatte es gefügt, daß Don Gennaro seinen Geburtstag am gleichen Tage hatte wie der König Humbert von Italien, und obgleich man in Italien von dem Geburtstag weniger Aufhebens macht als vom Namenstag, so war Don Gennaro doch auf seinen Geburtstag sehr stolz und behauptete, daß in allen besseren Familien des Landes der Geburtstag die Hauptsache sei, und er feierte infolgedessen seinen Geburtstag immer sehr umständlich. Ganz Nesina kannte den Geburtstag Don Gennaros, und wer ihm wohl wollte, gratulierte ihm dazu. Indessen wurde dem alten Hypochonder auch das mit der Zeit unangenehm, und als ihm die freundliche Donna Lucia, die aufmerksame Wirtin in der „Faccia Fresca", das letzte Mal gratulierte, hatte er unwirsch erwidert: „Welche gedankenlose Angewohnheit der Leute, jemand zum Geburtstage zu gratulieren! Was habe ich denn davon, daß wieder ein Jahr vergangen ist? Daß mein Leben wieder um ein Jahr kürzer geworden? Ist das nicht vielmehr ein Grund zur Trauer und zum Mitleid? Jahr für Jahr derselbe Tanz. Und wenn fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre verflossen, dann feiert man sogar Jubiläen, lacht und freut sich wie verrückt, als ob man Wunder was ausgerichtet hätte, wo man doch nur um so viel seinem Grabe näher ist. Einfältiges Volk! Und wenn jemand stirbt, dann steht man weinend und klagend an seiner Bahre, als ob etwas ganz Unvorhergesehenes geschehen sei, wo doch nur kommt, was schließlich kommen muß. Lächerliches Volk, lächerlich und kindisch zugleich!"

Donna Lucia hatte ſich natürlich bei dem alten Herrn entſchuldigt ſo gut es ging. Sie hatte ihre beſonderen Urſachen, es mit ihm nicht zu verderben, und zwar nicht nur, weil er ihr eine kleine Hypothek auf ihr Anweſen vorgeſtreckt hatte. Dafür bekam Don Gennaro, der auch nichts verſchenkte, ſeine ſechs Prozent Zinſen. Gleichwohl war ihr das Geld damals — vor neun Jahren — ſehr willkommen geweſen und ſie hatte damit ein ziemlich großes und auch wertvolles Terrain bezahlt, das an ihr Grundſtück anſtieß und das ihr heute einen prächtigen Wein lieferte.

Aber auch außerdem hatte Donna Lucia Grund, den früheren Sindaco von Reſina vor allen ihren Gäſten auszuzeichnen, erſtens weil er ein ziemlich anhänglicher und treuer Gaſt in der „Faccia Fresca" war, dann aber auch ſeines Sohnes, des Doktors Nicola, wegen, der ſich ſterblich in ihre Tocher, die ſchöne Concetta, verliebt hatte.

Donna Lucia hätte dieſe Verbindung ſehr gern geſehen, denn der junge Arzt war ein gebildeter, netter Mann aus guter, wohlhabender Familie, der alſo alle Gewähr für das Glück ihrer Tochter bot. Auch Don Nicola und nicht am wenigſten die hübſche Concetta ſelbſt waren über das Projekt vollſtändig einverſtanden, nur der alte Don Gennaro machte allerhand Einwendungen, ohne doch geradezu nein zu ſagen.

Das wollte er offenbar der zierlichen und flinken Concetta zuliebe nicht thun. Aber er wandte doch alle möglichen Mittel an, um die Heirat hinauszuſchieben oder zu verhindern. Bald war es die noch immer zu geringe Praxis ſeines Sohnes, die als Vorwand der Verzögerung herhalten mußte, bald die unpaſſende Jahreszeit, bald die eigene hinfällige Beſchaffenheit — kurz, er wußte immer etwas, und wenn Don Gennaro noch einige Jahre jünger geweſen wäre, ſo würde man zu der Annahme geneigt

gewesen sein, daß er die hübsche Concetta seinem Sohn nicht gönnte und sie am liebsten selber geheiratet hätte. Das war aber natürlich ausgeschlossen, schon Concettas wegen, die niemals auf etwas dergleichen eingegangen wäre, und so blieb schließlich nichts anderes übrig, als daß die Griesgrämlichkeit des alten Herrn, die eigentümliche Bangigkeit und Angst, daß sich etwas Unglückliches ereignen möchte, die ja bei alten Leuten nichts Seltenes ist, der einzige Grund der Verzögerung war.

Es war im Oktober, ein prächtiger, klarer, wenn auch etwas heißer Herbsttag. Die Trauben kochten in der Sonnenglut an den Abhängen des Vesuvs, und ihr Laub färbte sich gelb und rot.

„Das geht so nicht mehr fort," sagte Don Nicola zu seinem Vater, „Concetta hat recht. Die Leute fangen an, uns zu bereden, und die Sache muß ein Ende nehmen, so oder so."

„Hm, hm!" machte der alte Don Gennaro. Er wußte schon, was kommen sollte.

„Ich sehe auch gar nicht ein, auf was wir noch warten sollen. Concetta ist neunzehn, und ich bin fünfundzwanzig Jahre," fuhr Don Nicola fort. „Es ist vernünftigerweise gar nichts dagegen einzuwenden. Donna Lucia ist eine hochachtbare Frau, Concetta ist ein braves, fleißiges Mädchen, und ihre Brüder sind ordentliche Menschen. Der eine ist Wasserbauinspektor in Neapel, der andere ist beim Militär. Es ist gegen die Familie auch nicht das geringste einzuwenden, und du hast selbst gesagt —"

„Bah," meinte Don Gennaro mäkelnd und das Gesicht etwas verächtlich verziehend, „Donna Lucia kauft Wein in Gragnano das Baril für achtzehn Lire, den sie dann auf Flaschen füllt, auf die sie Etiketten mit „Vino di Falerno" oder „Lacrymae Christi" klebt, und dann an

die Fremden, die auf den Berg hinauffahren, für zwei Lire verkauft."

„Was will denn das heißen?" fuhr Don Nicola heftig auf. „Das thun alle Wirte, die mit Fremden zu thun haben. Die Fremden wissen nicht, daß Weine mit solchen Namen nirgends wachsen, und wenn sie doch Wein kaufen wollen, der so heißt, so ist es immer noch besser, man verkauft ihnen guten Gragnano für zwei Lire die Flasche als die Giftmischereien aus Neapel für fünf und sechs Lire. Du hast selbst gesagt, Papa, daß Donna Lucia eine hochachtbare Frau ist, die ihre Kinder zu guten und ordentlichen Menschen erzogen hat, was für eine Frau ohne Mann gewiß nichts Leichtes ist. Du weißt selbst sehr gut und besser als ich, was die Wirtschaft früher war, ehe Donna Lucia sie hatte, und was sie in den zwölf Jahren, in denen Donna Lucia sie bewirtschaftet, geworden ist. Nein, du willst nur einen Vorwand haben, um zu unserer Heirat nein zu sagen. Und wenn Donna Lucia auch an die Fremden Wein zu zwei Lire die Flasche verkauft, so thut sie nur recht daran, wenn sie sich einen so guten Verdienst nicht entgehen läßt. Sie wäre dumm, wenn sie es anders machte. Sie ist das sich und ihrer Familie schuldig. Es ist an der Familie gar nichts auszusetzen, und nur deine eigene Griesgrämlichkeit, die Gespenster am hellen lichten Tage sieht, sucht immer neue Hindernisse und Winkelzüge."

„Du wirst schon noch sehen, daß ich recht habe," warf Don Gennaro, etwas in die Enge getrieben, ein.

„Nein," entgegnete Don Nicola, immer heftiger werdend, „das werde ich nicht sehen, Papa, aber wir werden heiraten — nächsten Monat schon, ganz gleichgültig, ob du einwilligst oder nicht."

Das ging dem Don Gennaro offenbar zu weit. Er pflanzte sich ziemlich gewichtig und drohend vor seinem

Sohn auf und erwiderte mit erhobener Stimme: „So? Das wollen wir doch einmal sehen! Das wäre mir was. Mit deinen fünfzig Lire im Monat willst du heiraten? Du kannst ja noch nicht einmal die Miete für eine Wohnung für dich und deine Frau bezahlen, wenn ich dich aus meinem Hause hinauswerfe."

„Es wird schon besser werden."

„Das kennen wir schon. Heiraten und dann auf die Tasche vom Alten liegen. Und du willst hier große Worte machen? „Ganz gleichgültig, ob du einwilligst oder nicht" — ist das eine Rede für dich? Ich will dir schon beibringen, was sich gehört, mein Junge. Verlaß dich drauf. So darf niemand von meinen Kindern mit mir reden, du nicht und auch die anderen nicht. Solange ich noch auf der Welt bin, bin ich Herr in meinem Hause und in meiner Familie. Merke dir das, Bursche, sonst sollst du mich kennen lernen!" —

Das war vormittags gewesen. Zum Mittagessen war Don Nicola nicht erschienen. Wahrscheinlich hatte er in der „Faccia Fresca" gesessen und dabei mit Concetta gesprochen. Dem alten Don Gennaro war etwas unheimlich zu Mut. Er war ein abgesagter Feind aller gespannten Situationen; Scenen, wie er sie mit seinem Sohn am Vormittag gehabt, waren ihm im höchsten Grad widerwärtig. Es wäre auch gewiß nicht so weit gekommen, wenn nicht Don Nicola seinen Vater durch seine eigene Heftigkeit provoziert hätte.

Nun ging Don Gennaro, zeitiger als gewöhnlich, pustend, keuchend die Straße gegen den Berg zu hinauf, nach der „Faccia Fresca", um dort seinen Schoppen zu trinken. Er war neugierig, wie wohl seine Scene mit Nicola dort aufgenommen worden war.

Eigentlich hatte ja sein Sohn recht. Es war wirklich nichts gegen Donna Lucia und ihre Familie einzuwenden.

Es war im Gegenteil zu wünschen, daß sich alle Witwen, die für sich und ihre Kinder sorgen mußten, an ihr ein Beispiel genommen hätten. Don Gennaro wußte sehr wohl, wie hart und sorgenvoll Donna Lucia im Anfang hatte kämpfen müssen, als ihre Kinder noch klein und die Wirtschaft schlecht und verlottert, wie sie sie übernommen, war.

Wie hatte sich das alles geändert in den zwölf Jahren! Die Kinder waren groß, und die „Faccia Fresca", sauber und traulich mit hübschen Weinlauben umgeben, etwas abseits von der Straße, die nach dem Vesuv-Observatorium hinaufführt, gehörte zu den beliebtesten Gasthäusern in der ganzen Gegend. Weder der Frau noch den beiden Töchtern — Concetta hatte noch eine um einige Jahre jüngere Schwester Namens Assunta — konnte man auch nur das geringste nachsagen.

Wo man von der Fahrstraße abbiegt und auf einem kleinen Fußpfad nach der „Faccia Fresca" gelangt, blieb Don Gennaro einen Augenblick, auf den Stock gestützt, stehen, um sich auszuruhen und das Gasthaus zu besehen. Wie freundlich und nett, wie einladend und anheimelnd das alles aussah! Hinter den grünen Weinlauben, aus denen die sauber gedeckten Tische hervorlugten, hinter den alten Oliven leuchtete das Haus der „Faccia Fresca" hervor, braunrot, mit grünen Fensterladen, mit Rosen und Weingerank um die Balkone; am Giebel stand in weithin lesbaren schwarzen Buchstaben: „Faccia Fresca", darunter war die Faccia Fresca*) abgebildet, allerdings in etwas verwaschenen Farben, und unter dieser stand wieder: „Locanda ed Osteria". An das Haus stieß ein großer, wohlgepflegter Garten mit Weinpflanzungen, Feigen- und

*) Faccia Fresca (sprich Fattscha) heißt eigentlich „frisches Gesicht", deutsch würde man etwa sagen: Gasthaus zur frohen Laune oder ähnlich.

Oelbäumen, Pfirsichen, ein Hühnerhof, ein neuerrichtetes Wirtschaftsgebäude. Es war ein kleines Paradies, das da in üppiger Fruchtbarkeit aus dem alten, mehrtausendjährigen Lavaboden hervorwuchs.

Auf der Steintreppe, die außerhalb des Hauses nach der großen Loggia des ersten Stockes hinaufführte, stand ein junges frisches Mädchen mit lebhaften schwarzen Augen und lustigen Mienen, eine richtige Faccia Fresca, und winkte dem Don Gennaro übermütig lachend zu.

„Ohé, compare*) Gennaro," rief sie laut hallend herüber, „ohé oheeeeeee!"

Das war Assunta, die Schwester Concettas. Sie schien von dem Sturm, den Don Gennaro angefacht, noch nichts zu wissen, denn sonst hätte sie ihm wohl nicht so lustig zugerufen. In dem Augenblick that es Don Gennaro leid, gar so heftig mit seinem Sohne geworden zu sein. Er erschien sich selbst als Störenfried, als galliger, menschen- und besonders jugendfeindlicher Griesgram. Er war ärgerlich über sich selbst, aber er konnte doch nicht aus seiner Haut heraus. Er war nun einmal so.

Assunta war wie immer von einer flotten, flinken Rührigkeit, nahm ihm Stock und Hut ab, fragte, was er trinken wollte, wischte den Stuhl mit der Schürze ab, putzte ein Glas rein und klapperte unermüdlich mit ihren kleinen Häckchenpantoffeln über den Steinboden.

„Wo ist Concetta?" fragte Don Gennaro.

Ohne weiteres schrie Assunta mit vollen Lungen gellend durch das Haus nach ihrer Schwester, und als diese nicht gleich antwortete, lief sie fort, um sie zu suchen.

Es dauerte auch nicht lange, so trat Concetta aus dem Haus heraus auf die Loggia.

---

*) Compare (aus con padre) eigentlich Pate, hier aber in der weiteren Bedeutung von Gevatter gebraucht.

Concetta war in der That eine ungewöhnliche Schönheit. Die großen dunklen Augen, das reiche prächtige Haar, das in tiefschwarzen, leicht gewellten Massen um das ovale, weich und zart geformte Gesicht fiel, der bräunliche, sammetartige Teint und der feingegliederte, formvollendete Bau ihres Körpers waren eines starken Eindrucks sicher. Bei aller Weichheit und Zartheit in der Form ging aber doch auch eine gewisse herbe Strenge und ein ruhiger Ernst durch ihr Wesen. Man hätte fast sagen können, sie habe etwas Klassisches an sich, jedenfalls gemahnte ihre Kopfbildung und der sinnende, träumerische Ernst ihres Ausdrucks an die Meisterwerke althelleniſcher Kunst, die man noch heute im Museum in Neapel bewundern kann.

Das junge Mädchen hatte offenbar geweint und war nun in dem Bestreben, sich von dem Vorgefallenen nichts merken zu lassen, etwas verlegen.

„Was befehlen Sie, Don Gennaro?“ fragte sie zurückhaltend und mit niedergeschlagenen Augen.

„Ach was, befehlen!“ erwiderte Don Gennaro mürrisch und polternd, „du weißt wohl, daß ich nicht des Befehlens wegen hier bin. Setze dich her zu mir, Concetta. War Nicola hier?“

Sie nickte stumm und setzte sich sichtlich beklommen und ängstlich auf einen Stuhl.

„Er hat mich natürlich schlecht gemacht, wie? Hat er nicht auf mich geschimpft?“

„Nein, Don Gennaro. Er hat nur erzählt, was zwischen Ihnen und ihm vorgefallen ist.“

„Da haben wir's. Ich habe mir's gleich gedacht, daß er alles brühwarm weitererzählen wird, was mir in der Hitze herausgefahren ist. Er ist allein schuld daran. Er ist ein verwünscht hitziger und heftiger Bursche und will mit dem Kopf durch die Wand. Da giebt dann

ein Wort das andere. Ist's nicht so? Er ist ein toller Junge."

Er machte eine Pause und erwartete vielleicht, daß Concetta etwas sagen sollte. Aber das junge Mädchen schwieg. War sie zu stolz, ihn zu bitten? fragte er sich.

„Heiraten," fuhr er endlich mürrisch fort, „das ist eine schöne Sache, aber man muß den Verstand dabei brauchen. Hinterher ist dann alles zu spät. Habe ich nicht recht, Concetta?"

„Ja, Don Gennaro," sagte sie kühl. Sonst hatte sie ihn auch immer mit dem vertraulicheren „Compare" angeredet, heute aber vermied sie das offenbar, und dem alten Don Gennaro fiel das auf, ebenso wie ihre zurückhaltende Kälte.

„Man kann doch über solche Sachen ruhig und vernünftig sprechen. Muß er gleich auffahren wie ein Wilder und mir das Messer an die Kehle setzen? Was sagst du dazu, Concetta?"

„Nichts, Don Gennaro. Wenn Sie die Heirat nicht wünschen, so werde ich Sie deshalb gewiß nicht belästigen," antwortete sie.

„Ich habe nicht gesagt, daß ich sie nicht wünsche," fuhr Don Gennaro polternd auf, „er lügt, wenn er behauptet, daß ich das gesagt hätte. Ich meine nur, daß das nicht so eilt. Muß denn das nun auf einmal gleich nächsten Monat sein, Concetta?"

Sie hob den Blick und sah ihn schüchtern an. Sie mochte am Ton seiner Stimme oder an seinem ganzen Betragen merken, daß er einlenken wolle und jedenfalls die Angelegenheit noch nicht so verzweifelt stand, wie sie nach den Aeußerungen Nicolas glaubte annehmen zu müssen.

„Sie haben zu bestimmen, Don Gennaro," sagte sie leise, aber wärmer und inniger im Ton.

„Das läßt sich hören," erwiderte Don Gennaro und

nahm einen derben Schluck, „das ist doch ein Wort, über das sich reden läßt. Wenn man mir aber ins Gesicht schreit: Es ist ganz gleichgültig, ob du einwilligst oder nicht, geheiratet wird doch — das geht doch nicht! Das mußt du doch einsehen, Concetta?“

„Nicola hat es gewiß nicht so schlimm gemeint,“ sagte sie beschwichtigend und entschuldigend.

„Ich sage dir, er ist ein verwünscht hitziger Bursche, und du wirst noch einmal deine Not mit ihm haben.“

Eine jähe Röte schoß ihr ins Gesicht, und sie sah ihn mit leuchtenden Blicken an. „Compare —!“ rief sie unwillkürlich bittend.

„Ich sage, wir werden darüber reden. — Wo ist deine Mutter, Concetta?“ fragte er plötzlich ablenkend.

„Sie ist einkaufen gegangen, aber sie kann jeden Augenblick wieder zurückkommen.“

„Es eilt nicht. Heute oder morgen, oder einen von diesen Tagen. So viel ist gewiß, nächsten Monat wird es noch nichts, meine Liebe.“

„Also im Dezember, Compare,“ stieß sie plötzlich mit fliegendem Atem und hochroten Wangen heraus, „oder im Januar, oder — — o, sage wann, Compare! Sage eine Zeit, sei es welche es sei.“

„Hui, wie das in die Höhe loht!“ erwiderte er wieder in seiner sonderbaren, polternden und mürrischen Art. „Kannst es wohl nicht erwarten? Wie die Mädchen sind! Ich sage, ich werde mit deiner Mutter reden, wie sich's für vernünftige Leute gehört, und es wird sich dann finden.“

„Compare —!“ begann Concetta, tief errötend.

„Still,“ unterbrach er sie, „dort kommt Padre Miusi von San Domenico dei Frati. Er braucht noch nichts davon zu wissen. Es wird sich schon alles finden, Concetta. Gieb mir die Hand.“

Damit reichte er ihr seine fleischige Hand über den Tisch, und Concetta drückte rasch und mit dem ganzen Feuer ihres südländischen Naturells einen heißen Kuß darauf.

Der Geistliche, der eben die Steintreppe nach der Loggia heraufschritt, merkte an dem glühenden Gesicht Concettas und an ihren aufgeregten leuchtenden Augen, daß etwas Besonderes vorgegangen war, und drohte schon von weitem scherzend mit dem Finger.

„Don Gennaro, Don Gennaro!" meinte er lächelnd, „Ihr macht doch nicht etwa böse Streiche?"

„Ei was, Padre Miusi, ich wollte, Eure Befürchtung wäre noch am Platze," erwiderte dieser, ärgerlich aufseufzend.

Concetta trat von der Loggia zurück in das Haus, während ihre Schwester die Bedienung der Gäste übernahm. Durch das offene Fenster hörte sie aber noch eine lange Zeit auf das Gespräch, das Don Gennaro mit dem Padre Miusi führte. Sie interessierte sich aber nicht besonders dafür. Die beiden alten Herren waren leidlich gute Freunde und bedauerten beide, daß Don Gennaro nicht mehr Sindaco sei, sprachen von der zuchtlosen neuen Zeit, von unordentlicher Verwaltung, dem neuen Armenhaus und den guten alten Zeiten. Concetta wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr ihrer Mutter, in der Hoffnung, daß sich dann für Don Gennaro Gelegenheit biete, mit ihr zu reden, „wie sich's für vernünftige Leute gehört". Aber ihre Mutter kam ewig nicht zurück, und endlich ging Don Gennaro wieder fort.

Kaum fünf Minuten später kam Donna Lucia nach Hause und schalt über den Jungen, der ihr in einem großen Korbe die von ihr gemachten Einkäufe nachtrug, weil er die Petroleumkanne, die er in der Hand tragen sollte, mit in den Korb gepackt hatte, um sich's leicht zu machen.

„Hast du Don Gennaro gesehen, Mama?“ fragte Concetta aufgeregt.

Donna Lucia sah sie prüfend an. „Ja. Ich bin ihm begegnet,“ antwortete sie dann.

„Und hat er nichts gesagt von — von Nicola?“

„Nein. Was soll er denn von Nicola sagen?“

Concetta wurde rot und verlegen, fuhr dann aber doch mit einer gewissen Energie fort: „Er hat gesagt, daß er mit dir reden wollte, wie sich's für vernünftige Leute gehört.“

Ihre Mutter begriff sofort, um was es sich handelte.

„Du mußt doch merken, Concetta,“ sagte sie vertraulich, „daß Don Gennaro eine wahre Meisterschaft darin hat, weder ja noch nein zu sagen. Wenn er hätte mit mir reden wollen, hätte er schon lange dazu Zeit gehabt.“

„Aber —“ begann Concetta bestürzt, indem ihr die Thränen in die Augen traten.

„Sei nur ruhig, mein Kind,“ unterbrach sie ihre Mutter, „hat uns der Himmel so weit geholfen, wird er uns wohl auch noch weiter helfen. — Was ist das hier?“

Damit griff sie hastig und mit einer eigentlich durch nichts begründeten erschreckten Aufregung nach einem Brief, der auf dem Tisch lag. Aber kaum hatte sie das Couvert in die Hand genommen und einen Blick auf die Adresse geworfen, als sie ihn auch schon wieder fallen ließ und mit der Hand nach dem Herzen fuhr.

„O heilige Madonna da droben!“ ächzte sie zum Tode erschrocken und fiel in einen Stuhl.

„Was ist dir, Mammina?“ fragte Concetta ängstlich. „Ein Brief, den der Postbote vorhin brachte. Er ist an dich. Weshalb erschrickst du so?“

Donna Lucia war eine kräftige Frau, die sich durchaus nicht von jeder Kleinigkeit umwerfen ließ. Sie erholte sich auch jetzt rasch wieder, nahm den Brief mit

einer entschlossenen Bewegung wieder auf und steckte ihn in die Tasche.

„Es ist nichts," sagte sie mit einer erzwungenen Ruhe. „Geh, sieh nach dem Essen, Concetta. Es wird Essenszeit."

Concetta war ein überlegtes, ernsthaftes Mädchen und begriff sofort, daß ihre Mutter ihr etwas verbergen wollte. Sie machte zunächst eine Einwendung, ging aber auf eine wiederholte Aufforderung der Donna Lucia endlich fort, um in der Küche ihren Hantierungen obzuliegen.

Als sie allein war, nahm Donna Lucia mit allen Zeichen einer heftigen Erregung den Brief wieder aus der Tasche, um ihn zu öffnen und zu lesen.

„Allmächtiger Gott," murmelte sie dabei leise, „was nun schon wieder? Soll ich nie im Leben Ruhe bekommen vor diesem Fluch — diesem Unheil?"

Mit angehaltenem Atem und mit einer ängstlichen Spannung, die sich in den weitaufgerissenen Augen und leise bewegten Lippen aussprach, las sie:

„Liebes Weib!

Noch einmal hat es der Himmel in seiner Nachsicht und Liebe gefügt, daß in meinem Leben eine Wandlung zum Besseren eingetreten ist. Heute morgen ist mir von der Bagnoverwaltung die Mitteilung gemacht worden, daß ich infolge meines Gesuches vor drei Jahren, besonders aber infolge meines reumütigen Betragens und meiner guten Führung während der fünfzehn Jahre meiner Strafhaft begnadigt worden bin, und mir der Rest meiner Strafe erlassen ist.

Du kannst Dir wohl schwerlich vorstellen, mit welchen Gefühlen ich diese Botschaft zu Papier bringe, um sie Dir zunächst mitzuteilen. Ein lebendig Begrabener und wieder Auferstandener klopft an Deine Thür, ein Mann, der nach dem Gesetz den Tod verdient, und nur durch

die Gnade der Menschen lebt, streckt seine Hand bittend zu Dir, zu seinem Weibe empor: Verzeihe auch Du mir! Vergiß Unglück und Schande, die ich durch meine wilde, unsinnige That über Dich und unsere Kinder heraufbeschworen, und reiche mir Deine helfende Hand, damit ich, ein so tief Gefallener, wieder aufstehen und im Leben wieder zu einer Stellung gelangen kann. Denke daran, daß uns die Hand des Priesters an heiliger Stelle gesegnet, und sei meine treue Gefährtin auch in dieser schwersten Stunde meines neuen Lebens.

Lucia! Ich weiß wohl, daß Dir an der Rückkehr eines im Zuchthause alt und grau gewordenen Mannes, der, wie ein Pestkranker seine Krankheit, nur Schande und Schrecken um sich her verbreitet, nicht viel gelegen sein kann. Ich weiß sehr wohl, daß ich für meine eigenen Kinder, die mich ja auch, wie alle Welt, für tot halten, zum Abscheu geworden bin, vielleicht lähmend und abschreckend, verpestend in ihr junges, kaum begonnenes Leben trete. Aber ich schwöre Dir, ich will weder Dir noch ihnen hinderlich sein, nur *sehen* will ich sie. Weise mich nicht zurück, Lucia, denn Du bist mein Weib, und Deine Kinder sind auch meine Kinder!

Du weißt nicht, was diese fünfzehn Jahre aus mir gemacht haben, geistig und körperlich. Aus dem jungen, übermütigen, bis zum Verbrechen jähzornigen und leichtsinnigen Mann, der vor fünfzehn Jahren in dieses furchtbare Haus, in dieses Grab der Lebendigen eintrat, ist ein alter, müder und gebrochener Mann geworden, dessen Lebensaufgabe nur noch Reue und Sühne ist. Ich will arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern spritzt, Lucia, ganz gleichgültig was, die niedrigsten, demütigendsten Arbeiten, die kein Mensch verrichten mag, sollen mir willkommen sein, ich will Dir auch nicht beschwerlich fallen, Lucia. So viel Kraft habe ich schon noch, um arbeiten

und selbst verdienen zu können, was ich brauche. Nur in Deiner Nähe laß mich sein, nur die Luft laß mich atmen, die meine Kinder atmen, damit ich sie doch wenigstens von Zeit zu Zeit sehen kann, wenn auch unerkannt.

Ich beschwöre Dich, Lucia, bei allem, was es im Leben der Menschen Heiliges und Ehrwürdiges giebt, weise mich nicht zurück. Ich schreibe Dir vorher, damit Du nicht zu sehr über mein Erscheinen erschrecken sollst. Ich werde morgen früh hier entlassen, kann also vielleicht schon am Donnerstag abend dort sein — wirst Du härter, grausamer und unerbittlicher sein als fremde Menschen, die mir verziehen und mich begnadigt haben? Du und die Kinder sind auf dieser Welt meine einzige Hoffnung, mein einziger Trost. Wirst Du mir ihn verweigern?

Ich muß schließen. Es ist kein Raum mehr, und mir ist doch das Herz so voll, so zum Zerspringen voll! Lebe wohl, Lucia, und küsse die Kinder — und wenn es auch nur im Traum ist — für mich. Dein unglücklicher Gatte Leone Sporita."

In der Ecke rechts war das große Siegel der Zuchthausverwaltung von Foggia, unter dem das Wort „Gesehen" und ein unleserlicher Name stand.

„Heilige Jungfrau da droben," murmelte Donna Lucia leise, nachdem sie gelesen, „was soll das werden?"

Hastig verbarg sie das Schreiben wieder, aus Furcht, es könne sie jemand überraschen und sie danach fragen. Keine Seele in Resina sollte von dieser unseligen Geschichte erfahren. Auch ihre Kinder nicht — diese am allerwenigsten. Sie allein wollte tragen, was Gott ihr aufbürdete, wie sie es ja bisher immer gethan.

2.

Es war Nacht. Im tiefen Schweigen ruhte die gesegnete, üppig-fruchtbare Campagna am Fuße des Vesuvs.

Ein leiser, kosender Wind fuhr durch die schweren Baumkronen, deren Rauschen sich mit dem Rollen der Meeresbrandung vermischte, die sich an der Quaimauer von Nesina brach. In gewohnter ruhiger Weise stieß der Berg seine Rauchwolken in die sternhelle, klare Nacht. Nur von Zeit zu Zeit lohte und drohte dunkelrotglühend eine Feuergarbe vom Gipfel des Berges in die Luft — das einzige Zeichen in ruhigen Zeiten von der unheimlichen, stets gefahrdrohenden Nachbarschaft.

Donna Lucia saß noch bei einer Petroleumlampe auf der Loggia und nähte.

„Wollen wir denn noch nicht zu Bett gehen, Mama?" fragte Concetta aus dem Hause heraus. „Es ist schon spät, und es kommen heute doch keine Gäste mehr."

„Geh nur zu Bett. Du mußt morgen wieder früh heraus," antwortete Donna Lucia, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Ich muß hier noch fertig machen."

Concetta lehnte sich über die Fensterbrüstung heraus auf die Loggia und sah zu ihrer Mutter hin, befremdet, als ob sie nicht recht klug aus dem veränderten Wesen werde. „Soll ich dir helfen, Mama?" fragte sie.

„Nein," erwiderte Donna Lucia fast heftig. „Ins Bett sollst du gehen. Wo ist Assunta?"

„Sie schläft schon."

„Na also. So schlafe du auch. Gute Nacht."

Noch immer zögerte Concetta. Unwillkürlich brachte sie die abweisende Zurückhaltung und sonderbare, zerstreute Nachdenklichkeit ihrer Mutter mit dem Brief in Zusammenhang, bei dessen Empfang sie so erschrocken war. Was mochte der Brief enthalten haben? fragte sich Concetta. Wenn sie ihre Mutter um Auskunft gebeten hätte, so würde sie diese verweigert haben. Darüber war sich Concetta klar, und deshalb fragte sie auch gar nicht.

Endlich trat sie aber doch vom Fenster zurück, und

Donna Lucia hörte, wie sie ein Licht anzündete und aus der Gaststube hinausging, wie sie meinte, in das Schlafzimmer.

Donna Lucia schraubte die Lampe etwas niedriger und lauschte über die Brüstung der Loggia gebeugt hinaus ins Freie. Einer ihrer Hunde schlug an. Sie fuhr erschrocken zusammen. War er schon da? fragte sie sich. Sie rief dem Tier leise zu, damit es sich beruhige, und in der That wurde es auch wieder still. Nichts war mehr zu vernehmen als das Rauschen des Windes in den Oliven und das bald stärker, bald schwächer herüberschallende Rollen der Brandung. Ein feiner, würziger Campagnaduft hauchte ihr aus der Nacht entgegen, wie der Duft von Orangenblüten, aber sie achtete nicht auf die leisen Zauber der südlichen Nacht. Die Sorge erdrückte die Freude an einer glücklichen Natur.

Was würde nun werden, wenn ihr Mann zurückkehrte? Nach fünfzehn Jahren? Ein von Welt und Menschen längst Vergessener, Totgeglaubter, den sie selbst hundert- und tausendmal als tot bezeichnet, um dem neugierigen Fragen und müßigen Geschwätz aus dem Wege zu gehen. An ihrem Geist zogen die fürchterlichen Zeiten vorüber, die sie durchgemacht hatte, damals vor fünfzehn Jahren in Campobasso, einem kleinen Ort in Apulien, und dann auch später auf ihren Irrfahrten nach Salerno, Policastro und endlich nach Nesina. Im Streit, im wilden Jähzorn hatte ihr Mann seinen Feind, seinen Konkurrenten, den Weinhändler Caruso, erstochen und sich dann der Strafe durch die Flucht entziehen wollen. Er war aber kaum eine Woche nach der That gefangen und zu zwanzig Jahren Bagno verurteilt worden. Die Strafe war hart, aber der Fall war ein schwerer. Caruso hinterließ eine zahlreiche Familie, und die öffentliche Meinung war gegen den Mörder. Man verlangte, daß den un-

aufhörlichen Messeraffairen endlich einmal energisch gegenübergetreten und ein Exempel statuiert würde. So wurde Sporita verurteilt, und Donna Lucia stand allein mit ihren vier kleinen Kindern in der Welt. Wenn sie nur noch allein gewesen wäre! Dann hätte sie sich vielleicht helfen können. Aber mit dem Vater ihrer Kinder im Zuchthause ging es nicht, wenigstens in Campobasso nicht. Kein Mensch wollte mit ihr zu thun haben, scheu und ängstlich wich man ihr in dem kleinen Ort aus oder trat ihr wohl auch gehässig in den Weg, als ob sie gemordet hätte.

So verkaufte sie denn alles, was sie besaß, und zog einige Zeit im Lande herum, bald hierhin, bald dorthin, um die Spuren des Verbrechens, die ihr wie ein schleichendes Gespenst folgten, zu verwischen — mit vier kleinen Kindern zog sie zunächst nach Salerno, von da nach Policastro, von da nach Portici, Neapel und endlich nach Resina. Kein Mensch in Resina wußte etwas anderes, als daß sie Witwe, ihr Mann längst tot sei. Sie glaubte diese Notlüge im Interesse ihres eigenen Fortkommens und des ehrlichen Namens ihrer Kinder machen zu müssen. Selbst ihre Kinder wußten nichts anderes, als daß ihr Vater tot sei. Wozu hätte sie ihnen mitteilen sollen, was ihnen doch nur Kummer und Sorge verursacht hätte?

Mit eiserner Ausdauer und Energie, mit rastlosem Fleiß hatte die schwergeprüfte Frau es dann unternommen, auf den Ruinen ihres Lebens eine neue Existenz zu begründen, ihre Kinder zu ordentlichen, brauchbaren Menschen zu erziehen, ihren Wohlstand zu mehren und sich von ihrem tiefen und unverschuldeten Fall in der Achtung der Leute wieder emporzuarbeiten — fünfzehn schwere Jahre lang! Und nun, wo ihrem heißen Ringen ein endlicher Erfolg winkte, wo sie ihre Söhne leidlich untergebracht und auf dem besten Wege war, auch ihre Töchter

ehrlich zu versorgen, wo ihr Geschäft ein geachtetes und rentables war, wo ihr Fleiß und unermüdliche Ausdauer endlich zum Ziele zu führen versprachen, traf sie wie ein Donnerschlag die Rückkehr ihres Mannes.

Im großen und ganzen war Donna Lucia eine thatkräftige, resolute Frau, die sich nicht leicht in Sentimentalitäten und Kopfhängereien verlor. Jetzt aber sah sie sich doch in einer Lage, in der sie nicht sofort wußte, welches von den ihr drohenden Uebeln sie als das leichter erträgliche wählen sollte. Nahm sie ihren Mann auf, so ging es ihr wieder wie in Campobasso. Alles würde den Krebsgang gehen, die „Faccia Fresca" würde veröden, weil kein Mensch mehr mit ihr zu thun haben wollte, ihre Söhne würden in ihrer Carriere bedroht, und Concetta würde bei der schon ohnehin schwierigen Lage gegenüber Don Gennaro niemals die Frau des Don Nicola — vielleicht überhaupt niemandes Frau werden.

Sollte sie aber deshalb ihren Mann zurückweisen? Er war und blieb doch immerhin ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, und sie selbst seine einzige letzte Hilfe und Rettung. Hatte sie überhaupt das moralische Recht, den Vater ihrer Kinder von ihrer Schwelle zu weisen, wenn er sie betrat? Wer konnte wissen, wie ihre Kinder, besonders ihre Söhne, die sich wohl noch auf ihren Vater besinnen konnten, darüber dachten? Wer konnte wissen, wie sich ihr Schicksal in Zukunft gestaltete, und ob die Kinder ihren Vater nicht doch noch einmal brauchten? Und ob nicht einmal eine Stunde kommen würde, in der ihre Kinder sie, die Mutter, für diese Herzlosigkeit zur Rechenschaft zogen? War das nicht noch schrecklicher als alles, was entstehen konnte, wenn sie der Wahrheit die Ehre gab und der Welt gestand, wie alles war?

Auf alle diese Fragen wußte Donna Lucia keine Antwort, trotzdem sie sich alle Möglichkeiten aufrichtig und

eindringlich vorführte. Sie lauschte ängstlich, bei jedem zufälligen Geräusch zusammenfahrend, in die Nacht hinaus, ohne zu einem festen Entschluß kommen zu können.

Plötzlich hörte sie auf dem Steingeröll des Weges, der zur „Faccia Fresca" hinaufführte, einen schwerfälligen, schleppenden Schritt. Ihr war, als ob ihr vor Schreck das Herz stillstehen müsse. Sie nahm vorsichtig und leise die Lampe vom Tisch und leuchtete damit über die Brüstung hinunter. Sie erkannte ihn sofort, als ob ihr jemand zugerufen hätte: Das ist Leone, das ist dein Mann! Diese zusammengesunkene, unheimliche Gestalt, die sich im ungewissen Schein der Lampe aus dem Dunkel der Nacht loslöste, sich wie ein drohendes, rätselhaftes Schicksal der „Faccia Fresca" näherte, das konnte nur er sein, der Totgesagte und Auferstandene.

„Lucia!" klang seine wie von Thränen erstickte Stimme zitternd und bittend zu ihr empor.

Da stand sie auf, hastig, wie unter dem Zwange einer unmittelbaren Erregung, in einem natürlichen Ausbruch ihrer Innerlichkeit, und eilte die Treppe hinunter, ihm entgegen.

„Leone, bist du es?" rief sie ebenfalls leise.

Der Mann schien sehr, sehr müde zu sein, denn kaum hatte sie ihn erreicht, so faßte er begierig, wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, ihre Hand, drückte mit einer konvulsivischen Erregung seinen Mund darauf und fiel vor ihr auf die Kniee.

„Nein, nein, Leone, knieen mußt du nicht," stieß sie aufgeregt und ebenfalls mit Thränen im Auge hervor; „komm nur, komm hinauf!"

„Laß mich nur liegen, Lucia," murmelte er zerknirscht, „hier ist mein Platz!"

Wie viel und wie lange hatte sie über eine Lösung nachgesonnen, wie hatte sie sich alle Möglichkeiten und

Zufälle vergegenwärtigt, ohne einen Ausweg zu finden! Ihr Verstand hatte sie im Stich gelassen, aber ihr Herz nicht. Ihr Herz fand im ersten Augenblick eine Lösung, die wie ein Gesetz, wie eine heilige Pflicht über sie kam. Sie konnte ihren Mann nicht auf der Straße liegen lassen. Sie brachte es nicht über sich.

Sie faßte ihn helfend unter den Arm, um ihn aufzuheben, und sagte: „Steh nur auf, Leone! Du kannst nicht hier liegen bleiben. Komm nur. Ich habe etwas zu essen und zu trinken bereit gestellt. Ich dachte wohl, daß du kommen würdest."

„Du hast meinen Brief erhalten, Lucia?"

„Ja, laß nur das jetzt. Ich weiß ja auch nicht, wie alles werden soll. Gott wird uns ja wohl helfen. Jetzt komm nur mit hinauf."

Mit ihrer Hilfe erhob er sich und stieg dann langsam und mühsam die Treppe hinauf. Sie sprachen dabei nichts, nur als sie beide in die Nähe der noch auf dem Tische stehenden Lampe gelangten und deren Schein auf sein Gesicht fiel, wich sie unwillkürlich vor ihm zurück und erschrak. Das hatte sie ganz vergessen, daß fünfzehn Jahre Zuchthaus sich auch äußerlich ausprägen. Aber wenn sie auch daran gedacht, so fürchterlich hätte sie es sich doch nicht vorgestellt. Das bartlose, stoppelige Gesicht hatte einen stumpfen, geistlosen Ausdruck und einen schmutzig-grauen Teint. Die Augen waren matt, müde, hoffnungslos traurig, tiefe Falten zogen sich rechts und links von der Nase zum Munde herab — das war kein Mann mehr, sondern nur noch die Ruine eines solchen. Das war schlimmer als ein vom Tode Auferstandener, die Zuchthausluft lag auf ihm und hatte ihn, wie eine Pflanze, der man das Licht entzieht, verwandelt.

Er bemerkte ihren erschreckten Blick sehr wohl, er fühlte ihn, aber er sagte auch nichts. Wehmütig-traurig ver-

zog ſich ſein Mund etwas, was wie ein Lächeln ausſah, als ob er ſagen wolle: Das wird ſich ſchon wieder machen. Aber es war ein ſo todtrauriges Lächeln, daß es ausſah, als ob er ſelber nicht daran glaube.

Dann wollte er, müde wie er war, ſich am Tiſche auf der Loggia ſetzen, ſie hinderte ihn aber daran und flüſterte ihm leiſe zu: „Nein, nicht hier. Komm nur dort hinein. Dort können wir alles bereden, wie es werden ſoll. Hier könnten uns die Kinder belauſchen.“

„Die Kinder!“ wiederholte er ſeufzend. „Wenn ich ſie nur einmal ſehen könnte, Lucia!“

„Ja doch, jetzt komm nur. Es wird ſich ſchon machen, wenn ich auch noch nicht weiß wie. Du mußt auch andere Kleider haben. Das geht ſo nicht. Gleich morgen früh werde ich danach gehen.“

„Ich bezahle ſie natürlich. Nein, ich will das nicht, Lucia. Ich habe ja Geld, ſiebenundſechzig Lire und dreißig Centeſimi, was ſie mir aufgeſpart haben — dort — du weißt ja wo. Sie haben es mir bei meiner Entlaſſung ausbezahlt.“

„Du wirſt es wohl noch brauchen, ſpäter, wenn du erſt — — Ich habe daran gedacht, ob du nicht etwa in Neapel ein Unterkommen ſuchen könnteſt. Neapel iſt eine große Stadt, wo der einzelne nicht ſo ſehr auffällt. Denn ſiehſt du, Leone, hier — — es iſt der Kinder wegen. Komm nur. Ich erzähle dir das alles da drinnen.“

Damit führte ſie ihn die Loggia entlang und trat am Ende derſelben in ein Zimmer, das ſie gewöhnlich für Gäſte bereit hielt, die bei ihr übernachteten. Das kam nicht häufig vor, aber an Markttagen und an Heiligenfeſten war es doch immer beſetzt, ſo daß es nicht beſonders auffallen konnte, wenn ſie auch einmal zu einer anderen Zeit einen Fremden beherbergte.

Eine Zeitlang blieb die Loggia leer und dunkel liegen, bis endlich der Schein einer Kerze durch ein offen stehendes Fenster aus der Schenkstube heraus auf die Loggia fiel, und gleich darauf trat Concetta mit einem Licht in der Hand an das offene Fenster und sah sich auf der Loggia um. Sie hatte sprechen hören und wollte nun nachsehen, was los war. Sie bemerkte aber nichts, bis endlich ihre Mutter wieder aus dem Fremdenzimmer heraus auf die Loggia trat.

„War nicht jemand hier, Mama?“ fragte Concetta.

Donna Lucia machte sich mit der Lampe zu schaffen. Concetta überraschte sie, und sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte.

„Ja, es ist ein Mann gekommen, der das Zimmer mieten will,“ antwortete sie endlich.

„Ein Fremder?“

„Ja, ein Fremder. Er kommt aus Neapel. Der Aermste ist soeben erst aus dem Krankenhause entlassen worden und soll nun in der freien Campagnaluft seine Genesung erwarten. Seine Sachen liegen noch auf dem Bahnhof. Sie sollen morgen früh geholt werden.“

„Ein Kranker, Mama?“ sagte Concetta etwas ängstlich.

„Nun, nicht gerade ein Kranker, denn sonst wäre er ja nicht entlassen worden, aber doch auch kein Gesunder. Mache nur rasch etwas zur essen, Concetta, eine Platte Maccaroni, ein wenig Kalbsbraten, von dem wir noch haben, und hole ein paar frische Feigen und Orangen aus dem Garten. Eine Flasche von dem alten Gragnano steht wohl noch drinnen auf dem Büffett.“

„Von dem alten, Mama? Die Flasche zu zwei Lire?“ fragte Concetta erstaunt.

„Na ja doch, ein Rekonvalescent — — wir dürfen es mit dem Aermsten nicht so genau nehmen. Richte nur alles her. Ich trage es dann selbst hinein.“

Ahnungslos ging Concetta wieder davon, um ihre Besorgungen auszurichten, und Donna Lucia trat wieder in das Fremdenzimmer zurück.

„Hast du sie gesehen?“ fragte sie ihren Mann, der wie verzweifelt am Tische zusammengesunken war.

„Ja,“ antwortete er tonlos, „durchs Schlüsselloch. Das war Concetta?“

„Ja. Hast du sie nicht wiedererkannt? Sie war damals freilich erst vier Jahre.“

„Wie schön sie geworden ist! Ganz dein Ebenbild, wie du so alt warst.“

„Man nennt sie das schönste Mädchen von ganz Resina.“

Ihr Mann sah plötzlich starr vor sich auf den Boden und erwiderte erst nach einer langen Pause schwer und gepreßt: „Du hast recht, Lucia, es geht nicht. Es ist meines Bleibens hier nicht. Ich bin ein Verfluchter und Gezeichneter, der kein Recht hat, seinen Kindern in den Weg zu treten. Mögen sie glücklich werden, wie ich unglücklich bin! Mögen sie ruhig und friedlich ihre Lebensstraße ziehen, wie ich ruhlos und verdammt die meine ziehe!“ Dann sich plötzlich aufraffend und seine Sachen zusammennehmend, fuhr er hastig fort: „Fort, weg von hier, daß meine Anwesenheit nicht dein reines, glückliches Haus verpestet! Die Sünde will ich nicht auch noch auf mich nehmen, daß ich das Glück meiner Kinder zerstört hätte. Nur fort, laß mich nur hinaus, Lucia. Ich tauge nicht unter dein Dach.“

„Sei doch still, Leone. Es kennt dich ja niemand. Bleibe nur. Morgen oder übermorgen werden wir ja weiter sehen.“

Sie redete ihm zu. Er wäre ja auf der Straße zusammengebrochen, wenn sie ihn hätte gehen lassen. Und so blieb er.

3.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Concetta in ungewöhnlicher Weise auf den fremden Gast aufmerksam und neugierig wurde, zunächst durch ihre Mutter selbst. Donna Lucia that gerade so, als ob es sich mindestens um einen Grafen oder doch einen sehr reichen Herrn gehandelt hätte. Nicht nur der alte Gragnano am Abend seiner Ankunft sprach dafür, sondern auch alles Spätere. Am nächsten Morgen mußten frische Eier und Butter für den Fremden bereit gestellt werden, für die „Faccia Fresca", deren Herrin für sich selbst und ihre Familie sehr haushälterisch war, unerhörte Dinge.

„Er ist wohl sehr reich?" fragte Concetta ihre Mutter.

„Natürlich. Er wird uns schon bezahlen," erwiderte diese flüchtig, „aber vor allem ist er ein Mann, der hier gesund werden soll. Verstehst du? Also nur immer das Beste. Er mag wohl sehr schwere Zeiten durchgemacht haben."

Natürlich entstand nun in Concetta der Wunsch, den Fremden auch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und sie hielt sich deshalb sehr viel auf der Loggia auf, in der Hoffnung, daß der Fremde doch auch einmal heraustreten würde, da ja sein Zimmer an die Loggia stieß. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und Concetta wurde zunächst durch ein anderes Ereignis, das ihr ungleich wichtiger war, wieder von dem Fremden abgelenkt.

Ihre Mutter war nach Neapel gefahren, um die Sachen des Fremden in Ordnung zu bringen, und Assunta hatte mit dem Vieh zu thun, als plötzlich und unerwartet Doktor Nicola Bombelli auf der Loggia der „Faccia Fresca" erschien. Er überraschte Concetta, die gerade auf einem Stuhl stand, um einige Weinranken festzubinden, so sehr, daß sie ihn erst bemerkte, als er schon hinter ihr stand,

sie um die Hüfte faßte und vom Stuhl herunterzog — direkt in seine Arme.

Sie that furchtbar erschrocken und verteidigte sich scheinbar mit großer Heftigkeit, aber ohne besonderen Erfolg, denn schon im nächsten Augenblick hatte sie auf beiden Wangen die Küsse des stürmischen Mediziners sitzen.

„Du bist wohl nicht recht klug, Nicola," zankte sie erregt und errötend, „hier auf der offenen Loggia! Wenn uns nun jemand sieht!"

Sie hatte keine Ahnung davon, wie scharf sie beobachtet wurde.

„Nun, und was ist dann, wenn uns jemand sieht? Dann sieht er zwei glückliche Menschen, die sich durch nichts in der Welt stören lassen," rief der junge Arzt flott und übermütig. „Aber weißt du auch, weshalb ich heute so zeitig hier bin?"

„Was ist denn geschehen? Du bist so aufgeregt und so — ungezogen wie nie!"

„Ich habe auch Grund dazu. Don Gennaro hat klein beigegeben."

„Wie? Er willigt ein?" fragte sie stürmisch.

„Nicht mit klaren, dürren Worten," erläuterte er, „du weißt ja, wie er's macht. Er sagt nie direkt ja oder nein. Aber er hat der alten Cicuzza, die im zweiten Stock unseres Hauses wohnt, die Wohnung gekündigt."

„Und das ist alles? Was hat das mit uns zu schaffen?"

„Das siehst du nicht? Das wird unsere Wohnung, Concetta. Er hat zur Cicuzza gesagt, daß er die Wohnung vom neuen Jahr ab selbst brauche und sie neu einrichten wolle. Für wen sollte er sie denn einrichten, wenn nicht für uns?"

„Du hättest ihn doch erst fragen sollen, ehe du so jubelst. Ich traue der Sache doch noch nicht so recht."

„Du kannst dich darauf verlassen, Concetta, es ist so, wie ich dir sage. Ich kenne doch meinen Vater. Er sagt nichts, aber er sieht die Ereignisse kommen und richtet sich ruhig und praktisch darauf ein. Mein Wort darauf, daß wir zum Neujahr heiraten. Und nun sei lustig und guter Dinge. Ich habe dir auch etwas mitgebracht. Da! Nimm."

Dabei reichte er ihr einige Vergißmeinnicht, noch taufrisch, offenbar soeben erst gepflückt.

Sie nahm die kleinen, zierlichen Blumen in die Hand, ordnete sie sauber und küßte sie dann. Eigentümlich gerührt, wie es sonst nicht ihre Art war, dankte sie ihm.

„Laß nur," fuhr er flott fort. „Es ist ja nicht der Rede wert. Ich weiß ja doch, daß du gerade diese blauen Blumen sehr gern hast. Deshalb brachte ich sie mit."

„Weißt du auch warum?" fragte sie, träumerisch-zärtlich vor sich hin blickend.

„Weil sie dir gefallen, vermutlich," erwiderte er.

„O nein, das hat einen ganz besonderen Grund, und wenn du hübsch artig bist, Nicola, so erzähle ich dir das."

„Erzähle, erzähle. Komm, setze dich und erzähle. Du weißt doch, wie gern ich dich erzählen höre."

Damit setzte er sich auf einen Stuhl und zog die nur leicht Widerstrebende auf seinen Schoß. Concetta, deren offenem und natürlichem Wesen die Prüderie etwas Unbekanntes war, setzte sich auf sein Knie und sah wieder gerührt auf ihre Blumen, die sie noch immer in der Hand hielt. Sie zwinkerte etwas mit den Augen, als ob ihr die Thränen sich widerwillig hervordrängten, und wischte mit der Hand darüber hin. Dann begann sie einfach, mit einem leichten Seufzer und einer weichen Rührung: „Ich muß immer, wenn ich diese Blumen sehe, an meinen armen Vater denken, der nun schon so lange tot ist. Gleichwohl besinne ich mich noch sehr gut, als ich noch

ein kleines Kind war, wie er mich auf seinen Schoß nahm, mir die Hand auf den Scheitel legte und mit flüsternder Stimme allerlei erzählte. Eines Abends, das war noch in Campobasso, wo wir früher wohnten, es war ein wunderhübscher Sommerabend, erzählte er auch. „Weißt du wohl, Concetta, warum man diese kleinen blauen Blumen da Vergißmeinnicht nennt?“ — So fing er an.“

Dann sich plötzlich unterbrechend, sah sie ihren Nicola an und fuhr mit veränderter Stimme fort: „Aber das langweilt dich gewiß, Nicola. Ihr Männer habt ja keinen Sinn für solche empfindsame Geschichten.“

„Erzähle immerhin. Wenn du erzählst, ist alles interessant,“ protestierte er liebenswürdig.

„Also,“ fuhr sie wieder in ihrer traumverlorenen, weichen Art fort, „ich wußte es nicht, warum man diese blauen Blümchen Vergißmeinnicht*) nennt, und Papa erzählte weiter: Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte und alle Tiere, Vögel, Menschen und Pflanzen, da gab er auch jedem seinen Namen und sagte: Nun geht, sucht euch einen hübschen Platz in der neuen Welt aus und vergeßt nicht, wie ihr heißt. Aber kaum waren sie fort, so daß der liebe Gott dachte, sich nun etwas ausruhen zu können, da kam auch schon ein kleines, unscheinbares Blümchen mit dünnen Beinchen zurück, ließ das blaue Köpfchen betrübt hängen und wisperte ängstlich: Ach, du lieber Gott, sei nur nicht böse, daß ich meinen Namen wieder vergessen habe. Ich weiß ja nicht mehr, wie ich heiße. Was sollen denn die Leute von mir denken, wenn ich nicht einmal weiß, wie ich heiße! Da antwortete der liebe Gott: Aber du kleiner Gedankensack, wie kannst du

*) Italienisch: Non scordar di me, was genau derselbe Ausdruck ist wie im Deutschen.

nur sogar deinen eigenen Namen vergessen? Ich weiß ihn auch nicht mehr. — Da war nun die Not groß, und das kleine namenlose Blümchen vergoß seine bittersten Thränen, bis der liebe Gott endlich sagte: Nun, geh nur hin und sieh zu, wie du durch die Welt kommst, nur — vergiß mein nicht! Da schlich die blaue Blume bescheiden davon, und wenn es die Leute fragten: Wie heißt du denn? so antwortete es ängstlich-traulich: Vergiß mein nicht."

Es trat eine kleine Pause in dem leisen Geflüster ein. Der Wind strich weich und wohlig über die offene Loggia und nahm den Schall ihrer Worte mit fort, so daß der atemlose Lauscher an der Thür zum Fremdenzimmer wohl sah, was durch das Schlüsselloch zu sehen war, aber nichts hörte.

„Ist das nicht hübsch?" fragte Concetta endlich sanft und sah ihrem Verlobten schüchtern in die Augen.

„So hübsch wie du, Concetta," antwortete dieser und küßte sie zärtlich auf den Mund.

Aber sie blieb in ihrer träumerisch-traurigen, weichen Rührung und sagte nach einer neuen Pause: „Ich glaube, ich würde auch eher meinen eigenen Namen vergessen, ehe ich meinen Vater vergesse."

„Du thust recht," erwiderte er innig, „wahre Liebe überdauert alles."

Plötzlich öffnete sich die Thür, hinter der Don Leone bis dahin mit klopfendem Herzen gelauscht, und dieser trat heraus, scheinbar ruhig und gemessen, aber doch in einer tiefen Ergriffenheit und getrieben von dem unwiderstehlichen Wunsch, noch einmal die Hand auf den Scheitel seine Kindes zu legen und ihm wie damals in schuldloser, glücklicher Zeit in die reinen Kinderaugen zu sehen. Dann wollte er gern sich von hinnen stehlen und in tiefster Verborgenheit den Fluch seines Lebens weitertragen.

Unerkannt, als ein Fremder, wollte er an dem Heiligsten, was ihm auf dieser Welt noch lebte, vorbeischleichen und gleichsam im Fluge einen Augenblick in dem seligen Paradies leben, das er auf immer verloren.

Concetta stand sofort auf, als sie den gebeugten, bleichen Mann auf die Loggia treten sah, und flüsterte betreten und ihn scheu ansehend: „Der Fremde!"

„Mein liebes Kind," begann Don Leone mit einer schwachen, leicht zitternden Stimme, „ich bitte um Vergebung, wenn ich Sie einen Augenblick störe. Aber ich habe einen notwendigen Gang in die Stadt zu machen und möchte Sie bitten, mir bis zu meiner Rückkehr diese Brieftasche — es sind sechzig Lire darin — aufzubewahren."

Damit trat er, die Brieftasche öffnend, näher an Concetta heran, die ihn mit wachsendem Erstaunen ansah und keinen Blick von der hinfälligen, gedrückten Gestalt abwandte. Mechanisch griff sie nach der Brieftasche, war aber vor Staunen und Ueberraschung keines Wortes fähig.

Don Leone fuhr in seiner müden Gleichmäßigkeit fort: „Ich hoffe Ihre Frau Mutter noch zu sehen, wenn aber — — Hm, was haben Sie da für schöne Blumen?" unterbrach er sich plötzlich und wies mit der Hand auf den kleinen Vergißmeinnichtstrauß.

„Non scordar di me!" erwiderte Concetta mit schwerer, ernster Betonung und ihn mit ihren großen dunklen Augen voll ansehend, als ob sie mit diesen Worten noch eine Nebenbedeutung, eine Mahnung verbinden wolle.

Don Leone stand jetzt dicht bei ihr, und wie von einer geheimen Gewalt, von einem überirdischen Zauber getrieben, legte er seine rechte Hand leicht auf ihren Scheitel und sah sie einen kurzen Augenblick innig an.

„Weißt du wohl, Concetta," sagte er mit leiser, etwas wärmerer Stimme, „warum man diese kleinen blauen Blumen Vergißmeinnicht nennt?"

Und als sie vor maßlosem Staunen noch immer nicht wußte, was sie sagen und glauben sollte, fuhr er mit einer sonderbaren, wie jugendlicheren, glücklicheren Betonung, wie sie ihm vielleicht noch aus langer Vergangenheit erinnerlich war, fort: „Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte und alle Tiere, Vögel, Menschen und Pflanzen, da gab er auch jedem —"

Ein erschütternder Schrei durchhallte plötzlich die Loggia. Im selben Augenblick schlang Concetta in einer leidenschaftlichen und krampfhaften Erregung ihre Arme um den Hals des fremden Mannes und rief mit glücklichem Schluchzen und Weinen: „Vater! Vater! Lieber Vater!"

Zunächst war Don Leone bestürzt und erschrocken. Es war offenbar nicht sein Wille gewesen, sich ihr zu erkennen zu geben. Ein natürliches, unbezwingliches Gefühl, durch die lange und harte Entbehrung von Weib und Kind zu einer unwiderstehlichen Gewalt angewachsen, hatte ihn verleitet, sich Concetta zu nähern und den alten Zauber auf sich wirken zu lassen. Hätte er auch nur entfernt geahnt, daß ihn Concetta nach so langer Zeit wieder erkennen würde, wäre es sicher nicht geschehen.

„Signorina," sagte er zögernd und verwirrt, „ich weiß nicht — — ich verstehe nicht — — Eine zufällige Aehnlichkeit muß Sie wohl täuschen, ich — — ich habe keine Kinder."

„So?" erwiderte Concetta, die Worte hastig herausstoßend. „Du willst uns verleugnen? Uns und dich selbst? Und weshalb, Papa? O, sage nichts, aus Hunderttausenden heraus würde ich dich erkennen in jeder Kleidung und unter allen Umständen. Meinst du, ich könnte deine Augen, deinen Blick vergessen, oder den leichten Druck der Hand auf dem Kopfe, oder die Geschichte vom Vergißmeinnicht? O, nun verstehe ich, weshalb es der

alte Gragnano und weshalb alles frisch und gut sein mußte. Der Rekonvalescent, der in der „Faccia Fresca" sich erholen wollte, war Papa. Setze dich! Nein, sage nichts. Du sollst dich erholen. Mag gewesen sein, was mag. Es giebt auf der Welt keinen besseren Platz für dich als die „Faccia Fresca". Habe ich nicht recht, Nicola? Sieh ihn an. Das ist mein Papa."

„Concetta —" begann Don Nicola.

„Sei nur still. Du willst sagen, daß er nicht recht präsentabel ist, daß er nicht viel vorstellt oder kein Staat mit ihm zu machen ist," fuhr sie immer eifriger und geschäftiger fort. „Das laß nur meine Sorge sein. Ich will schon wieder gutmachen, was andere verdorben haben. Hast du nicht selbst vorhin gesagt, die wahre Liebe überwinde alles? Sie überwindet nicht nur alles, sie veredelt und erhebt auch alles, denn der Mensch liebt nichts, was nicht lieb und wert ist."

Sie war in ihrer Freude und in ihrer Aufregung ganz Feuer und Flamme. Mehreremal versuchte Don Leone sie zu unterbrechen, um ihr die schweren Verwickelungen klar zu machen, denen sie im Begriff war, sich auszusetzen, aber sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Es ist mein Vater," rief sie in immer steigendem Affekt, als hätte sie geahnt, welche Schwierigkeiten man ihr bereiten wolle, „und ich möchte wohl wissen, was zwischen Himmel und Erde dann noch heilig ist, wenn nicht dem Kinde sein Vater."

„Liebes Kind, höre mir zu, was ich dir zu sagen habe," begann Don Leone endlich dringend.

„Was willst du sagen, Vater?" entgegnete sie gepreßt, als ob sie sich gewaltsam zwingen müsse, ruhig zuzuhören.

„Concetta," fuhr Don Leone leise und müde fort, „wenn wir beide die Welt ausmachten, oder doch alle Menschen so dächten wie wir zwei, so wäre alles gut, und

wir lebten in einem Paradiese. Aber das ist nicht der Fall, und deshalb ist es nötig und in deinem wie in unser aller Interesse unbedingt erforderlich, daß ich noch einige Zeit fern von euch im Verborgenen lebe."

„Wozu, Vater?" warf sie aufgebracht dazwischen. „Weshalb wie ein Dieb im Dunkeln durch die Nacht schleichen? Stellt man dir nach?"

„Nein, nein, niemand stellt mir mehr nach, aber es wäre ein neues, unerhörtes Unrecht, das ich dir und deinen Geschwistern zufügen würde, wenn ich jetzt auf einmal wieder als Totgeglaubter und Auferstandener unter euch träte. Die Mutter weiß alles. Sie wird dir alles erzählen, und du wirst begreifen, daß alles so sein muß, wie ich sage. Sei glücklich, Concetta, und lebe wohl. Ich will gern den Rest meines Lebens und meines Glückes opfern, um das deine zu sichern. Addio, mein liebes, liebes Kind."

Concetta war außer sich und weinte helle Thränen. „Du willst fort, Vater? Krank und elend wie du bist?"

„Ich muß, Concetta. Frage nur die Mutter, und du wirst alles begreifen."

„Niemals, niemals!" protestierte sie heftig. „Versprich mir, daß du wieder kommen willst, oder sage mir, wohin du gehst."

„Ich will nach Neapel. Das ist ja nicht weit. Du wirst also schon von mir hören."

„Schwöre es mir, daß du mir schreiben willst, wo ich dich finden kann," rief sie, ihn noch immer festhaltend.

„Ich schwöre es dir, Concetta, so wahr ich dich liebe," sagte er feierlich und wandte sich zum Gehen.

Wie verzweifelt warf sie sich weinend auf einen Stuhl, während ihr Vater langsam und mühsam die Steintreppe hinunterstieg und an einer Biegung des felsigen Fußpfades verschwand.

4.

Die Folgen dieser Erkennungsscene konnten nicht ausbleiben, und so gern Donna Lucia das vermieden hätte, mußte sie Concetta auf deren stürmisches Verlangen schließlich doch die ganze Wahrheit über Don Leone mitteilen. Sie that das so schonend wie möglich. Schuld und Sühne erhielten in ihrer Darstellung den milderen Schein des Vergangenen, Entfernten. Das Verbrechen selbst wurde, wenn auch nicht entschuldigt, so doch menschlich erklärlich durch die leidenschaftliche Erregung, deren Opfer Don Leone damals geworden, und auch das Entehrende der Strafe, das Furchtbare des Bagno, des Zuchthauses, wurde schattenhafter und weniger bestimmt durch die Entfernung von Zeit und Raum, in der Concetta das alles sah.

Gleichwohl trafen diese Mitteilungen das junge Mädchen in ihrem Innersten. Die reine und zarte Erinnerung, die sie aus ihren Kinderjahren an ihren Vater im Herzen trug, und die im Laufe der Zeit wohl blasser und verwischter, gleichzeitig aber auch idealer und schöner geworden, litt unter dem Bewußtsein, daß ihr Vater ein — Mörder sei, ganz entsetzlich. Sie weinte viel. Tagelang ging sie herum mit bleichen, starren Zügen, als ob das junge, lebensfrische Geschöpf alle Lust und allen Mut zum Leben verloren hätte.

Aber gerade in der starren Zurückgezogenheit und Einsamkeit dieser Tage festigten und dichteten sich in Concetta jene Ansichten und Urteile über sich und andere, die für ihr ferneres Verhalten ausschlaggebend wurden.

Natürlich entging dem Don Nicola diese Umwandlung des jungen Mädchens, das er täglich sah, nicht, aber er glaubte, daß sie mit der unbestimmten Haltung Don Gennaros zusammenhing, und daß sie wieder schwinden

würde, wenn Don Gennaro endlich seine Einwilligung zur Hochzeit geben würde. In Bezug auf Don Leone, dessen Wiederauftauchen er ja mit angesehen, dachte er sich die Sache nicht so schlimm, wie sie war, und tröstete sich besonders damit, daß er ja wieder fort war, also Grund zu weiterer Beunruhigung nicht bot.

So lag er denn gerade zu jener Zeit seinem Vater fortwährend in den Ohren, doch endlich Klarheit zu schaffen und bestimmt zu erklären, wann die Hochzeit stattfinden sollte. Er selbst hatte auch das Warten satt und hielt den Zustand, in dem sich alle befanden, für unerträglich.

Don Gennaro konnte sich nicht mehr helfen. Er mußte bei dem Drängen und den ungestümen Auseinandersetzungen seines Sohnes schließlich doch einmal Farbe bekennen, wollte sich aber auch das Vergnügen nicht entgehen lassen, dem jungen Mädchen zuerst die — wie er annahm — freudige Botschaft von seiner Einwilligung zu überbringen, und so sagte er zu seinem Sohne: „Kein Wort weiter! Du bist ein unvernünftiger Mensch, Nicola. Ich werde heute nachmittag mit Concetta selbst reden. Laß mich in Ruhe. Es ist ja doch kein verständiges Wort mit dir zu reden."

Don Nicola sah sofort, daß er seinen Vater endlich doch mürbe gemacht, und lief in der ersten Aufwallung seines Glückes zu Concetta, um ihr alles zu berichten. Wider Erwarten wurde diese aber sehr ernst. Ueber ihr Gesicht flog ein trüber Schatten, und sie wehrte seine Liebkosungen mit einer sanften, aber sehr bestimmten Bewegung ab.

„Laß das," sagte sie. „Gerade wenn dein Vater jetzt seine Einwilligung geben wollte, so legt mir das die Pflicht auf, dir alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, und was du wissen mußt, ehe ich deine Hand annehmen darf."

„Was haſt du denn auf dem Herzen?“ fragte er erſtaunt.

„Du haſt meinen Vater ja neulich hier auf der Loggia geſehen.“

„Ach, laß doch das. Was hat das mit uns zu thun? Er iſt ja wieder fort.“

„Er kommt aber wieder, und damit du oder dein Vater mir nicht ſpäter Vorwürfe machen kann, daß ich etwas verheimlicht hätte —“

„Aber das hat doch alles Zeit bis — nach der Hochzeit.“

„Nein,“ fuhr ſie hartnäckig fort, „das ſollſt du jedenfalls jetzt wiſſen.“ Und ſie erzählte ihm die ganze Lebensgeſchichte ihres Vaters, wie ſie ſie von ihrer Mutter erfahren, ſeufzend und weinend, aber wortgetreu.

Endlich war ſie ſtill, und es entſtand eine kleine Pauſe. Aengſtlich und geſpannt ſah ſie ihrem Verlobten ins Geſicht, als ob ſie von ihm ein Urteil erwarte. Aber Nicola ſchwieg zunächſt betroffen. Die Sachlage war doch ſchlimmer und ſchrecklicher, wie er gedacht. Einen Zuchthäusler zum Schwiegervater zu haben erſchien auch ihm nicht verlockend. Beſonders aber glaubte er ſicher zu ſein, daß Don Gennaro nie und nimmer ſeine Einwilligung geben würde, wenn er davon erfuhr. Er war ſtolz auf ſich und ſeine Familie, und wenn auch Nicola über etwas, das „niemand wußte“, ein Auge zugedrückt haben würde, ſo hätte doch Don Gennaro das niemals gethan.

Langſam ſtand Concetta nach einer Weile auf und trat etwas von ihm zurück. Sie ſchien äußerlich ruhig und gemeſſen, aber Nicola wußte ſchon, daß ſich bei ihr hinter dieſer ernſten Ruhe die ganze unwiderſtehliche Wucht und Leidenſchaftlichkeit ihrer Seele verbarg.

„Du weißt nun alles, Nicola,“ ſagte ſie leiſe, „und kannſt natürlich thun, was dir beliebt. Du haſt keinerlei Verpflichtungen gegen mich.“

Er sah sie an. Sie war ungewöhnlich bleich, und um ihren zierlichen, feinen Mund zuckte es leicht. Ihr ganzes Wesen stand unter dem Einfluß eines festen, unerschütterlichen Entschlusses, demzufolge sie lieber alles auf der Welt aufgab, um ihres Vaters willen.

„Und wo ist dein Vater jetzt?“ fragte er endlich.

„In Neapel bei meinem Bruder. Er hat ihm eine Beschäftigung als Hafenarbeiter verschafft. Mein Vater wollte es so. Aber das geht natürlich nicht. Er würde sich bei dieser harten Arbeit, der er in seinem Alter und in seiner Gebrechlichkeit nicht gewachsen ist, zu Grunde richten.“

„Aber was soll denn mit ihm werden?“

„Er kommt wieder hierher,“ erwiderte sie fest und bestimmt.

„Und wenn er nicht will?“

„So gehe ich zu ihm.“

„Aber du verdirbst damit alles,“ fuhr er heftig auf. „Glaubst du, mein Vater würde jemals in unsere Verbindung einwilligen, wenn er davon hörte? Er darf nichts wissen, denn sonst wäre sofort alles aus.“

„So werde ich eben nie deine Frau,“ sagte sie entschlossen.

Gleich darauf schluchzte sie aber, überwältigt von ihrem Gefühl, schmerzlich auf, und als er rasch hinzutrat, schlug sie die Arme um seinen Hals und weinte bitterlich. Das war doch das Härteste, die schwerste Prüfung, die sie sich selbst auferlegte, denn sie hing an Nicola mit jedem Gedanken, mit jeder Faser.

Diese eine unwillkürliche Bewegung genügte, um dem jungen Arzt über sich selbst Klarheit und Entschlossenheit zu geben, und wenn er überhaupt schwankend geworden war, so war es jedenfalls in diesem Augenblick damit vorbei. Er wußte, was er an Concetta hatte, er fühlte

es aus jeder ihrer Bewegungen, aus jedem Blick ihrer Augen. Sie war ſein, mochte kommen, was da wollte.

„Höre zu, Concetta, wie wir's machen," flüſterte er leiſe und zärtlich. „Du ſagſt einſtweilen noch keinem Menſchen etwas, läßt deinen Vater noch in Neapel, bis hier alles vorbei iſt, bis wir verheiratet ſind. Dann —"

„Nein, Nicola," rief ſie heftig, „das kann ich nicht. Das wäre ſchlecht und betrügeriſch von mir, ſchlecht an meinem Vater und betrügeriſch an Don Gennaro gehandelt. Ich will nicht, daß mein Vater ſcheu und verſteckt in ſeinen alten Tagen durch die Welt ſchleicht. Er ſoll wiſſen, daß er Kinder und eine Familie hat, die ihn aufrichtet und hält, wenn alle Welt ihn verläßt und verachtet."

„Aber nur ſo lange —"

„Nein, Nicola, verlange nicht, daß ein Kind ſeinen eigenen Vater verleugnen ſoll. Nicht eine Stunde. Du würdeſt mich niemals mehr lieb haben können, und ich müßte mich ſelbſt verachten, mich ſelbſt vor mir ſchämen, daß ich meinen eigenen Vater im Alter und in der Hilfloſigkeit verlaſſen hätte, um eigenen Vorteils willen. — Sei ſtill, Nicola! Du weißt nicht, was du ſagſt. Wenn es ſich um deinen Vater handelte, würdeſt du genau ſo handeln wie ich jetzt. Ich kann nicht anders. Es mag werden, was will."

Man ſah ihr an, daß ſie nicht anders konnte. Dieſe Erregtheit, dieſe Hitze und entſchloſſene Feſtigkeit ihres Gefühls, das ſie hinriß und ſtärker war als ſie ſelbſt, prägte ſich in jeder Geſte, in jedem Wort und in jedem Blick aus. Nicola wollte etwas erwidern, aber in demſelben Augenblick, als ſie noch tief und heftig atmend und mit blitzenden Augen vor ihm ſtand, knirſchte ein Schritt in dem felſigen Grund des Weges, der zur Wirtſchaft hinaufführte, und als ſich Nicola vorſichtig umſah nach dem Störenfried, bemerkte er ſeinen Vater.

„Don Gennaro!“ rief er überraſcht und leiſe. „Er kommt wohl, um mit dir zu reden, Concetta. Er bringt dir das Jawort, alſo ſei klug, nur jetzt, nur in dieſem Augenblick.“

„Rede du mit ihm,“ keuchte ſie, noch immer außer ſich, „ich kann es nicht. Es iſt mir unmöglich. Sage ihm alles, Nicola. Hörſt du? Alles treu und wahr, wie es iſt. Sonſt muß ich es thun. Und wenn er will, daß ihn ſeine Kinder einſt auch lieb haben ſollen und im Alter pflegen, ſo wird er mich und dich nicht unglücklich machen wollen, weil ich meinen Vater lieb habe.“

Damit lief ſie davon, durch das Haus, die Treppe hinauf in ihre Kammer, wo ſie atemlos vor Aufregung und ſchluchzend vor einem kleinen Muttergottesbild niederfiel. Die Hände feſt auf Schläfe und Ohren gepreßt, als ob ſie nichts von dem, was ſich um ſie herum ereignete, hören möge, lag ſie lange Zeit betend ſo da. Unten auf der Loggia handelte es ſich jetzt um ihr ganzes Lebensglück, um ihre irdiſche Seligkeit. Sie brauchte ſich ja keinen Vorwurf zu machen. Sie hatte gehandelt, wie ſie mußte, wie es ihre Pflicht war und wie es ihr Herz und Gefühl klar und deutlich, aber auch unerbittlich ſtreng vorgeſchrieben. Wenn nun aber doch die fremden Menſchen ihr Gefühl nicht verſtanden? Wenn ſie in egoiſtiſcher Kleinlichkeit und Kurzſichtigkeit ſie kalt ihrem Gefühl überließen, froh, daß ſie mit ſolchen rauhen und erniedrigenden Situationen nichts zu ſchaffen hatten? In ruhiger, verſtändiger Weltklugheit ſich von ihr zurückzogen und mit Klatſchbaſen und Vettern den Fall breit traten und ſich, an ihre Bruſt ſchlagend, über den armen Sünder entſetzten? War es doch nur *ihr* Vater, während jeder andere ihm gegenüber anders fühlte, kühl und nüchtern dachte.

Manchmal war es ihr, als ob ſcharfe, laute Worte

von der Loggia zu ihr heraufhallten. Offenbar war Nicola mit seinem Vater in Streit geraten. Dann aber wurde alles still. So sehr sie auch horchte und lauschte, war doch nichts mehr zu vernehmen. Sie wurde unruhig. War es entschieden? War es vorbei?

Sie sprang wieder auf und klinkte die Thür etwas auf, um hinauszulauschen, aber es war nichts mehr zu hören. Das ganze Haus lag still.

Da schlich sie sachte hinunter. Sie hielt es nicht mehr aus. Sie wollte wissen, ob sie glücklich oder unglücklich war auf Lebenszeit.

Aber auch unten war alles still und leer. Auf der Loggia war niemand mehr. Nicola war mit seinem Vater fortgegangen, und wenn Don Gennaro auch die Absicht gehabt hatte, ihr seine Einwilligung heute mitzuteilen, so hatte er sich doch wieder anders besonnen.

In fieberhafter Erregung und Spannung beugte sich Concetta über die Brüstung der Loggia hinunter ins Freie, vielleicht in der Hoffnung, noch etwas vom Gespräch der Davongehenden zu vernehmen. Aber es ließ sich nichts hören, und verzweifelt fiel sie auf einen Stuhl nieder.

Es war aus! Don Gennaro hatte seinen Sohn beschwatzt. Das echte Gold des wahren und natürlichen Gefühls war zurückgewiesen, beiseite geschoben, verdunkelt durch den gleißenden Schimmer der Werkeltagsklugheit, die es verständig und geboten fand, sich zurückzuziehen vor den schweren Prüfungen des Lebens. Einsam und verlassen, gedemütigt und beschämt saß Concetta da und sah trockenen Auges vor sich nieder. Sie weinte nicht und klagte auch nicht, aber es ging durch ihr Inneres wie ein Riß, und eine trostlose Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Sie fühlte sich verletzt und von Welt und Menschen zurückgestoßen, das reiche, schöne Glück ihres Herzens zerschmettert, die zartesten Hoffnungen vernichtet.

Und warum das alles? Weil sie ihren Vater liebte und es unter ihrer Würde hielt, den Menschen zuliebe ihr Glück zu erschleichen, sich durch die Verleugnung ihres Vaters zu erniedrigen.

5.

Es ging mit dem Geheimnis der „Faccia Fresca", wie es mit allen Geheimnissen einer kleinen Stadt geht. Erst schlich es leise und verstohlen von Mund zu Mund, mit hochgezogenen Brauen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit tuschelte es einer dem anderen ins Ohr, dann trat es immer kühner, frecher und unverschämter auf, verzerrt und entstellt von der Klatschsucht der Leute, bis es schließlich die Spatzen auf den Dächern pfiffen. Das unmenschliche Opfer, das der alte Don Leone gebracht hatte, indem er sich selbst ächtend wieder von seiner Familie, dem einzigen Hort, der ihm noch auf Erden blieb, zurückzog, war vergebens gebracht, der Auferstandene wurde immer lebendiger in der Klatschsucht der Leute, und das Ergebnis war, wie es Donna Lucia vorausgesehen. Die „Faccia Fresca" verödete mehr und mehr, die Familie Sporita sank in der Achtung der Leute, und jeder Haderlump glaubte, gerade weil er auch nichts galt, sie über die Achsel ansehen zu dürfen. Don Gennaro hatte seinen Sohn mit allen möglichen Versprechungen nach Neapel gesandt, wo er in einem Krankenhause praktizierte, nur damit erst über die Geschichte etwas Gras wachsen und Nicola das Mädchen, das er ja nun doch auf keinen Fall heiraten konnte — wie Don Gennaro es ansah — vergessen sollte.

Darüber war der Winter vergangen, wenn man an den Abhängen des Vesuvs überhaupt von Winter sprechen kann. Es war Februar geworden, die Mandelbäume blühten, und die schöne helle Frühlingssonne glitzerte über

den Golf von Neapel hin. Don Gennaro ſaß vor ſeiner Hausthür und war griesgrämlicher als je. Was ging ihn der Frühling an? Er brachte die Fliegen. Das war alles, was er vom Frühling hatte. Er war kurzatmiger wie je. Ein Marſch von zweihundert Schritt wäre, wie er dachte, ſein Tod geweſen.

„Don Gennaro, Ihr müßt zu Ader laſſen," hatte ihm ſein Nachbar zugerufen, „Ihr werdet zu fett."

Es fehlte nicht viel, ſo hätte ihm Don Gennaro als Dank für dieſen guten Rat ſeinen Krückſtock zwiſchen die Beine geworfen. War der Menſch verrückt? fragte er ſich erboſt. Das bißchen Lebensſaft, das ihm noch blieb, ſollte er auch noch durch die aufgeſchnittene Ader laufen laſſen?

Padre Miuſi von San Domenico dei Frati ging vorüber, und als er den alten Don Gennaro ſo grämlich und wie von Gott verlaſſen in der Sonne ſitzen ſah, nahm er ſich einen Stuhl und ſetzte ſich zu ihm.

„Wie geht's, Don Gennaro? Was macht der Nicola?" fragte Padre Miuſi.

„Er iſt ein verwünſchter Burſche, ſage ich Euch, Padre Miuſi, er wartet auf meinen Tod."

„Ihr ſeht zu ſchwarz, Don Gennaro. Wer wird ſo etwas von ſeinem Kinde ſagen!"

„Eh, man wird gut thun, auf ſeiner Hut zu ſein. Alle laufen ſie fort, einer hierhin, der andere dorthin, und mich alten Mann laſſen ſie krank und hilflos allein hier ſitzen. Nichts iſt gräßlicher, Padre Miuſi, als der Kinder Undank."

Der Geiſtliche ſah Don Gennaro etwas aufmerkſamer an und bemerkte mit einiger Beſorgnis deſſen haſtig-ängſtlichen, hilfloſen Blick, wie ihn Aſthmaleidende ſo häufig haben und wie er bei Don Gennaro aus dem grau-faltigen, bartloſen Geſicht noch mit beſonderer Wirkung vorhanden war. Der alte Sindaco mochte doch vielleicht

kränker und sein Ende näher sein, als man allgemein glaubte.

„Warum kommt Ihr nicht mehr in die „Faccia Fresca", Don Gennaro?" fuhr Padre Miusi fort. „Der kleine Gang wird Euch wohlthun, und ein Glas mit gutem alten Gragnano ist doch auch nicht zu verachten."

Don Gennaro seufzte und sagte kurz: „Ihr wißt's ja, Padre Miusi, warum ich nicht mehr hinkommen kann."

Nichts hatte den alten Herrn so sehr mitgenommen, als daß er nicht mehr, wie seit so langen Jahren, in gewohnter Weise nachmittags nach der „Faccia Fresca" hinsteuern und sich dort unter dem Weingerank der Loggia zu seinem Schoppen Wein setzen konnte. Jedesmal, wenn die Stunde kam, waren die schwärzesten Gedanken in ihm aufgetaucht, und er war fest überzeugt, daß die so jäh abgebrochene Gewohnheit noch einmal sein Tod sein würde.

„Ihr thut unrecht, Don Gennaro," meinte der Priester zuredend und gutmütig.

„Was?" brauste Don Gennaro auf.

„Ihr seid ja natürlich Herr in Eurem Hause, und wenn Euch die Heirat Eures Sohnes mit Concetta nicht paßt, so habt Ihr ja auch die Mittel in der Hand, um sie zu hintertreiben. Das versteht sich. Aber ich habe Concetta beobachtet all die Zeit her, und ich muß gestehen, daß Ihr dem Mädchen unrecht gethan habt."

„Ich?" fuhr Don Gennaro hitzig auf. „Ihr Vater hat ihr unrecht gethan, aber nicht ich."

„Laßt das gut sein. Es kommt für Concetta nicht viel bei dem Streit darüber heraus, wer ihr unrecht gethan hat. Dadurch wird das Unrecht nicht kleiner. So viel steht aber fest, daß ihr Vater noch nicht der Schlechteste ist, und wenn man ihn begnadigt hat, so wird man wohl gewußt haben, warum man das gethan. Einmal im Leben muß doch schließlich gesühnt und vergessen sein. Es zeigt

von nicht viel Herz und Gemüt, einen Mann mitsamt seiner gewiß ebenso tüchtigen wie unschuldigen Familie in alle Ewigkeit zu ächten und zu verdammen wegen einer einzigen unglücklichen und wilden That. Wir sind alle Menschen, und nur Gott sieht ins Herz. Wer weiß, ob mancher, der sich jetzt brüstet und groß thut, die Prüfung ausgehalten hätte, die über Don Leone und seine Familie hereingebrochen ist."

„Ihr habt mit Concetta gesprochen, Padre Miusi?" fragte Don Gennaro etwas ruhiger.

„Natürlich."

„Was sagt sie? Wie sieht sie aus?"

„Ich sage Euch, Don Gennaro," erwiderte der Priester mit etwas erhobener Stimme, „ich wünsche jedem Christen ein solches Kind. Sie fährt jede Woche zweimal nach Neapel mit dem Omnibus, und jedesmal packt sie vorher zusammen, was ihrem Vater nur irgendwie zu statten kommen könnte. Donna Lucia läßt sie natürlich gewähren."

„Ich weiß schon. Sie werden sich in Neapel treffen."

„Wer?"

„Nicola und Concetta."

„Nun, und wenn auch? Ich bin überzeugt, daß das in allen Ehren geschieht."

„Und Ihr wollt noch behaupten, daß sie nicht auf meinen Tod warten?"

„Wer ist denn schuld, daß sie darauf warten müssen?"

„Ihr habt selbst gesagt, daß ich Herr in meinem Hause bin und machen kann, was ich will."

„Jawohl, das sage ich auch noch, denn Ihr tragt ja auch die Verantwortung. Das ist's. Wenn Ihr dann aber einsam und allein im Alter, krank und hilflos vor Eurer Thür sitzt, so seht nur zu, woran das liegt. Ihr solltet Euch doch wenigstens den Mann, wegen dessen all dieses Zerwürfnis geschehen — ich meine Concettas Vater

— einmal ansehen. Das ist auch nicht schön, daß Ihr ungesehen jemand verurteilt und abweist. Man hat natürlich keine Ursache, eine solche Vergangenheit unnötig an die große Glocke zu hängen, aber eine getilgte Schuld ist getilgt. Es hat niemand das Recht, noch einmal zu tilgen, wo die Gerechtigkeit der Menschen und wohl auch die des Himmels ihres Amtes schon gewaltet."

„Und Ihr meint, daß das ginge, Padre Miusi?"

„Es geht alles in der Welt, man muß es nur recht machen. Ihr könnt auch nachmittags wieder in die „Faccia Fresca" kommen. Warum soll denn das nicht gehen?"

„Aber die Leute werden sagen, daß —"

„Laßt Ihr nur die Leute sagen, was sie wollen. Das ist ihr gutes Recht. Auf dieser Welt schwatzt jeder so dumm, wie er mag. Was geht das Euch an? Müßt Ihr Euch deshalb Eure alten Tage vergällen?"

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage nach dieser Unterredung hielt vor dem Hause des Don Gennaro ein schreckliches Ungetüm von einer alten Kutsche, wie sie sich nur die ältesten Leute, die noch die Marterkasten der Landpostkutschen gesehen haben, vorstellen können. In Resina sind aber diese Vehikel noch an der Tagesordnung, und das Wunderbare bestand nur darin, daß Don Gennaro in einer solchen Kutsche nach Neapel fahren wollte.

Schon lange, bevor die Reise anging, standen die Nachbarn und müßige Passanten in kleinen Gruppen um das vorsündflutliche Fahrzeug herum und beratschlagten, was wohl Don Gennaro in Neapel thun wolle. Einige waren der Meinung, daß er seinen Sohn Nicola besuchen wolle, andere glaubten, er hätte eine Erbschaft gemacht, wieder andere wußten ganz genau, daß er sich operieren lassen wolle und wahrscheinlich dabei sterben werde. Daher kam es auch, daß man sehr gerührt und sehr mitleidig von

Don Gennaro Abschied nahm, als die Reise wirklich begann, wie von einem schon Halbtoten, und deshalb war man auch etwas unwillig überrascht, als man ihn gegen Abend wieder zurückkommen sah, in derselben Kutsche, ganz und heil und, wie es schien, fideler wie seit langer Zeit.

Am nächsten Nachmittag, Punkt vier Uhr, stieg Don Gennaro wieder zum erstenmal seit fast vier Monaten durch die Vesuvstraße nach der „Faccia Fresca" hinauf. Da und dort, wo er vorüberging, sah man ihm neugierig und verwundert nach, aber der alte Herr kümmerte sich nicht darum und ging langsam und bedächtig weiter. Er fühlte sich leichter und wohler wie seit langer Zeit, und als er endlich die freundliche, mit Rankrosen umwucherte Loggia der „Faccia Fresca" erblickte, blieb er nach seiner alten Gewohnheit ein wenig stehen, um sich auszuruhen. So sah er schon von weitem, wie Assunta und Concetta eifrig auf der Loggia hin und her liefen, als ob man ihn schon längst erwartet hätte.

„Ohé, compare Gennaro! Oheeee —!" schrie ihm Assunta in gewohnter Art schon von weitem zu, und Concetta lief ihm aufgeregt und mit blitzenden Augen entgegen. Gerade als er an der kleinen Steintreppe ankam, trafen sie zusammen, und Concetta griff, ohne ein Wort zu sagen, nach der Hand Don Gennaros. Dieser dachte erst, sie wolle ihm beim Hinaufsteigen der Treppe behilflich sein, dann fühlte er aber, wie Concetta ihre Lippen heiß und innig auf seine Hand preßte, und wie die Thränen aus ihren Augen darauf fielen.

Es wurde ihm wunderlich zu Mute, und unbewußt legte er seine andere Hand leicht auf ihren Scheitel. „Es ist gut, Concetta," sagte er ernst und wohlmeinend, „wenn du mich nur halb so lieb haben willst wie deinen Vater, so werde ich stets zufrieden sein mit dem, was ich gethan."

„O, wie gut, wie gut Sie sind," schluchzte Concetta leise, „und ich werde Sie lieben, solange ich lebe und so gut ich kann, wie meinen eigenen Vater!"

„Ich kann es brauchen. Du siehst, ich bin ein alter hilfloser Mann, der seinen Frieden mit den Kindern machen muß. Wo ist deine Mutter? Morgen werden die Möbel abgeladen. Ich habe schon alles mit Nicola in Neapel besorgt. Zum ersten April kommt er wieder nach Resina zurück, und dann könnt ihr heiraten, wann ihr wollt. Ihr wohnt natürlich bei mir, und dein Vater kommt in die „Faccia Fresca", damit deine Mutter einen Ersatz für dich hat. Laß nur gut sein, mein Kind. Padre Miusi hat recht. Was gehen uns die Leute an? Es schwatzt jeder so dumm er mag, und mit der Zeit werden sie sich schon wieder daran gewöhnen."

Concetta half ihm, glücklich lachend, die Treppe hinauf und rückte ihm den Stuhl zurecht, wischte den Tisch ab und holte die Fußbank. Dann trat auch Donna Lucia auf die Loggia und bewillkommnete Don Gennaro aufs herzlichste.

„Ich habe es schon zu Ihrem Manne gesagt, Donna Lucia, nächsten Sonnabend ist die Verlobung. Da muß er dabei sein," fuhr Don Gennaro fort. „Ich hätte ihn schon gestern mitgebracht, aber er wollte nicht. Er sagte, er müsse sich erst ordentlich herausmachen. Das ginge nicht so schnell."

„Don Gennaro," sagte Donna Lucia, ihm gerührt die Hände reichend, „ich werde nie im Leben vergessen, was Sie an uns gethan haben. Sie sind der erste, der uns wieder als ehrliche und anständige Leute anerkennt, und wie die Menschen einmal sind, braucht es nur eines solchen Beispiels, um zu folgen."

„Kein Wort davon. Ich wußte schon, was ich that. Wo ist der Wein? Vorwärts, Assunta. Und daß er gut ist!"

Kein Mensch dieser Welt ist jemals so freundlich und lustig bedient worden als Don Gennaro an jenem Tage in der „Faccia Fresca". Die beiden jungen Mädchen wetteiferten darin, dem „Compare Gennaro" den Aufenthalt so angenehm und gemütlich wie möglich zu machen, und man muß die flotte Leichtigkeit der Unteritaliener, mit der sie sich aus den erschütterndsten Gemütsstimmungen in die herzlichste, freudigste Laune versetzen, kennen, um zu wissen, mit welchem Erfolg das geschah. —

Aber Don Gennaro hielt auch Wort. Am darauffolgenden Sonnabend wurde auf der Loggia der „Faccia Fresca" die Verlobung des Doktors Nicola Bombelli mit Concetta Sporita gefeiert. Es ging dabei mit allem bei solchen Anlässen üblichen Pomp her. Donna Lucia hatte es sich nicht nehmen lassen, das Mahl selbst zu bereiten. Köstlich dampfende Maccaroni in rotbrauner Pomidorosauce, wie sie nur der Neapolitaner herzustellen und zu würdigen vermag, Braten, Geflügel, Obst, kräftiger alter Gragnano und würziger Sizilianerwein zierten die Tische und wurden mit einer Leistungsfähigkeit vertilgt, die den Magen der Anwesenden das beste Zeugnis ausstellte. Frische Blumen, Veilchen, Krokus und gelbe Rosen prangten überall auf der Loggia. Die schönste Zier der Tafelrunde war aber doch Concetta, die glückliche Braut. Sie saß, wenn sie überhaupt einmal ruhig saß, zwischen ihrem Vater und ihrem Bräutigam. Ihre Augen sprühten, und ihr ganzes zierliches Gesicht leuchtete in jugendfrischer Reinheit und Schönheit.

Auch Padre Miusi war da und gab dem Familienfest eine gewisse ernste Weihe, aber in allen — es waren natürlich die beiden Familien vollzählig da — zitterte das erhebende, innige Gefühl nach, daß durch dieses Fest nicht nur zwei junge hoffnungsfreudige Menschenkinder zu gemeinsamem Glück und Leid fürs Leben miteinander ver-

bunden wurden, sondern daß dadurch auch ein Auferstandener dem Leben und seiner Familie wiedergegeben wurde durch die reine, heilige Liebe seines Kindes.

Don Leone war der Stillste unter allen und doch der Bewegteste. Er fühlte die Läuterung, die ihm geschehen war durch die treue Anhänglichkeit Concettas, sehr wohl, und wenn er von Zeit zu Zeit glücklich und wehmütig lächelnd seine Hand auf den Scheitel seiner Tochter legte, sprach es aus dieser Bewegung, aus seinen Zügen und aus seinen Blicken wie eine Erlösung, wie eine Auferstehung zum neuen, besseren Leben.

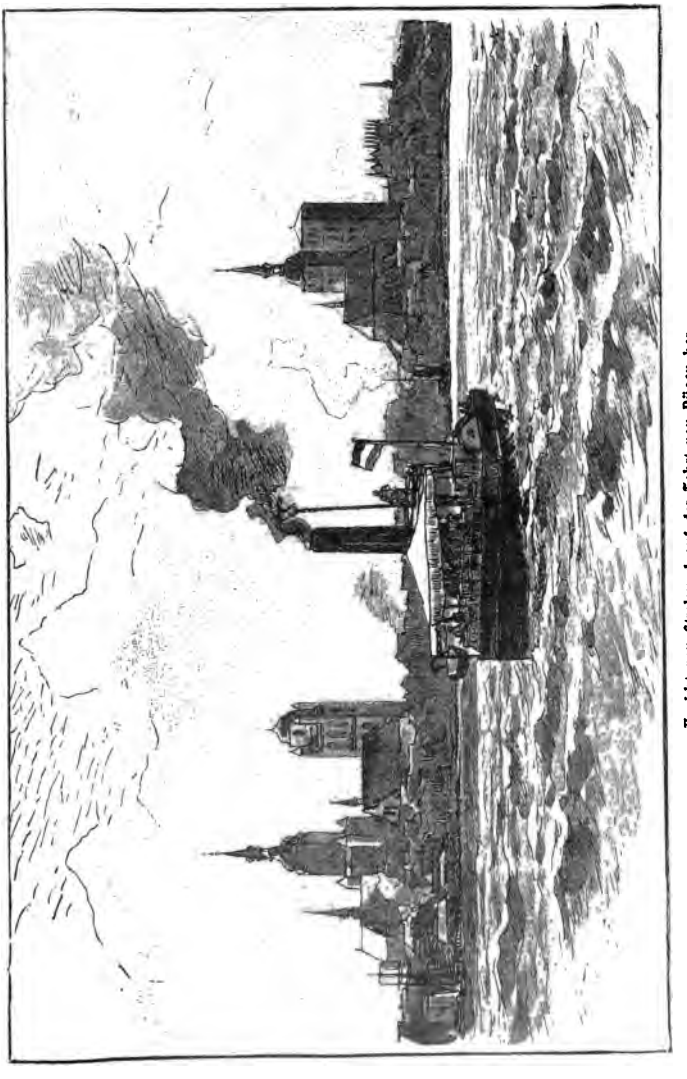
Zwei alte
Hansestädte an der Ostsee.

Reisebilder von Max Hollweg.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als der Weltverkehr noch durch die Ostsee eine wichtige Straße zog, da gediehen die hansischen Siedelungen auf der baltischen Küste zu hoher Blüte und erwarben Ehre und Reichtum. Sobald jedoch Handel und Verkehr neue Bahnen einschlugen, verblich der Glanz, und jene Städte mußten von ihrer einflußreichen Stellung zurücktreten. Dieses Schicksal ist weder Stralsund und Greifswald, denen wir im Geiste einen Besuch abstatten wollen, noch Wismar und Rostock und anderen erspart geblieben.

In der heutigen Hauptstadt des Regierungsbezirks Stralsund der preußischen Provinz Pommern haben sich von dem ehemaligen Reichtum und der großen Vergangenheit noch sehr vielsagende Zeugen und zahlreiche charakteristische Züge erhalten, die ein Verweilen darin für den Fremden lohnend machen. Die herrlichen Kirchen und Klöster, das stolze Rathaus und zahlreiche stattliche, im edlen Stil erbaute Bürgerhäuser und die festen Thore



Ansicht von Stralsund auf der Fahrt von Rügen her.

geben der Stadt etwas Altertümliches und ein maleriſches Gewand. Sie iſt an dem 2,5 Kilometer breiten Strelaſunde oder Stralſunder Fahrwaſſer gelegen, das die Inſel Rügen vom Feſtlande ſcheidet, und bildet eine teils

Das Knieperthor in Stralsund.

von der See, teils von zwei großen und unter ſich zuſammenhängenden Teichen (Franken- und Knieperteich) umgebene Inſel, die mit dem feſten Lande mittels dreier Dämme (Knieper-, Triebſeer- und Frankendamm) zuſammenhängt. Kleine Dampfer (für große iſt die Hafen-

einfahrt zu seicht) unterhalten eine tägliche Verbindung zwischen Rügen und der Stadt und werden von den

Schills Grab auf dem Kniepertriedhof.

dortigen Badegästen viel benutzt. Wenn man sich mit einem dieser Dampfer Stralsund nähert, so gewährt der alte Hafen auch ohne die einstigen Flotten mit Hunderten

von Maſten mit den dahinter aufragenden Dächern und Türmen ein ungemein ſtimmungsvolles Bild.

Die natürliche Feſtigkeit der Lage von Stralſund, das an den Linien Berlin—Stralſund, Stralſund—Paſewalk—Angermünde, Stralſund—Crampas—Saßnitz und Stralſund—Roſtock der preußiſchen Staatsbahnen liegt und mit Barth durch eine Kleinbahn verbunden iſt, wurde vordem noch durch anſehnliche Feſtungswerke vermehrt. Dieſe Fortifikationen wurden 1808 geſchleift, aber 1816 nochmals wiederhergeſtellt. 1873 ging Stralſund als Feſtung ein, bloß die zur Stadt gehörige, dicht neben der Frankenvorſtadt im Sunde gelegene Inſel Dänholm, die bis ins 13. Jahrhundert Strela oder Stralo hieß, hat ihre Befeſtigungen behalten. Im übrigen ſind die Wälle zu öffentlichen Anlagen umgeſchaffen worden, von denen man in die anmutige, abwechslungsreiche Umgebung der Stadt hinausblickt.

Die Gründung von Stralſund ſoll im Jahre 1209 durch den Fürſten Jaromir I. von Rügen erfolgt ſein. Seine Bewohner ſchloſſen 1277 mit Lübeck, Wismar, Roſtock, Greifswald und Stettin einen Bund, der nachher die Grundlage der Hanſa wurde, welcher die Stadt ebenfalls beitrat. Schon im 14. Jahrhundert trieb Stralſund ausgebreiteten Handel und eine weitverzweigte Schiffahrt nach der livländiſchen Küſte, Nowgorod, dem baltiſchen Norden und Bergen wie nach England und den flandriſchen Städten.

1316 ſchloß Herzog Erich von Sachſen-Lauenburg Stralſund mit ſeinem Heere ein, ein kühner Ausfall der Belagerten aber zerſprengte dieſes. Der Herzog ſelbſt wurde mit vielen Rittern und Knappen gefangen im Triumphe in die Stadt gebracht, die von dem Löſegeld das Rathaus und den Artushof erbaute. Letzterer ſtand am Alten Markt auf der Stelle der jetzigen Hauptwache,

Der Marktplatz in Stralsund mit dem Rathaus.

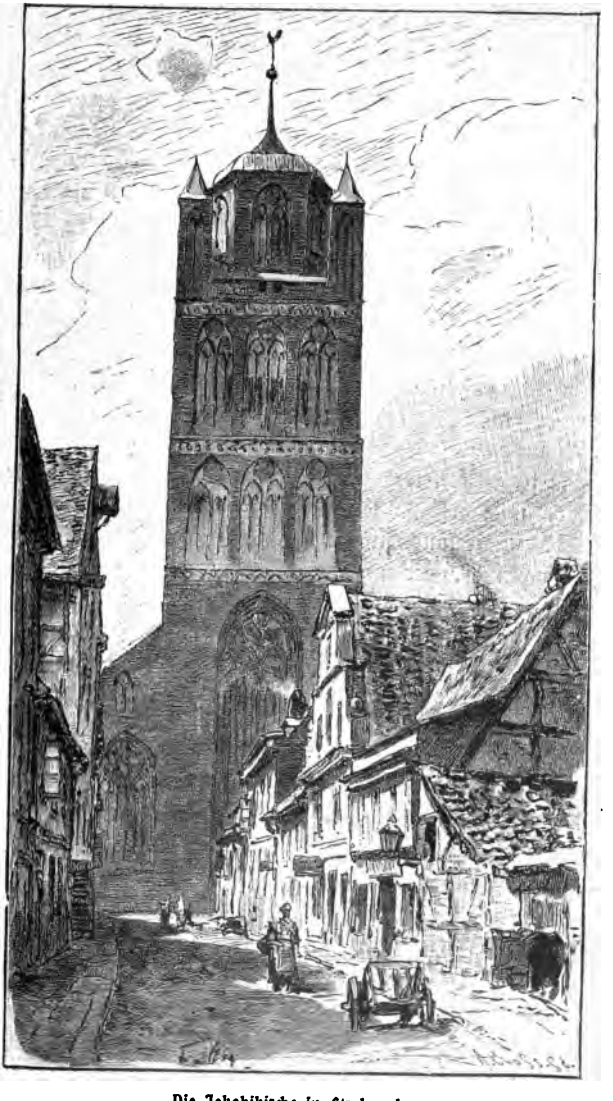
fiel aber mit als Opfer der Feuersbrunst von 1680, die 600 Häuser in Asche legte. Nach dem Aussterben des

Rügenſchen Fürſtenhauſes kam Stralſund an Pommern, deſſen Herzöge die Stadtrechte nicht nur beſtätigten, ſondern ſogar auf ganz Pommern ausdehnten, wofür ihnen die Stadt gegen die Erbanſprüche der Mecklenburger wacker beiſtand.

Aeußere und innere Kämpfe erfüllten das ganze 14. und 15. Jahrhundert und dauerten auch im 16. noch fort. Erſt im Jahre 1615 machte der die Rechte und Pflichten beider Teile genau feſtſetzende Erbvertrag den langen Zwiſtigkeiten mit den auf die Macht der Stadt eiferſüchtig gewordenen pommerſchen Herzögen ein Ende, und im folgenden Jahre ſetzte auch der Bürgervertrag, der die Teilnahme der Bürgerſchaft an der ſtädtiſchen Verwaltung regelte, den inneren Streitigkeiten ein Ziel. Als dann wieder neue Zerwürfniſſe mit den Herzögen ausbrachen, wurden dieſe beſeitigt durch die gemeinſame Not, die in dem traurigen Dreißigjährigen Kriege über das ganze Land kam. Vom 13. Mai bis 24. Juli 1628 wurde Stralſund durch Wallenſtein vergeblich belagert.

Nachdem die Stadt im Weſtfäliſchen Frieden mit ganz Vorpommern und Rügen an Schweden gefallen, mußte ſie ſich nach einem heftigen Bombardement im Oktober 1678 dem Großen Kurfürſten ergeben, fiel aber im Frieden von St. Germain an Schweden zurück. Auch im Nordiſchen Kriege wurde Stralſund 1715 von den verbündeten Preußen, Dänen und Sachſen eingenommen, jedoch 1720 gleichfalls wieder an Schweden abgetreten. Während der Napoleoniſchen Kriege wurde die Stadt beim Einfall der Franzoſen in Schwediſch-Pommern im Auguſt 1807 durch den Marſchall Brune belagert und zur Uebergabe gezwungen; zwei Jahre ſpäter ſpielte ſich hier das tragiſche Ende der Schillſchen Expedition ab.

Major Ferdinand v. Schill, der Kommandeur des Leibhuſarenregiments in Berlin, hatte im Frühjahr 1809 den



Die Jakobikirche in Stralsund.

Plan entworfen, Preußen durch ein kühnes Unternehmen zum Kriege gegen Napoleon fortzureißen. Am 28. April verließ er mit ſeinem Regiment, dem noch eine Compagnie Fußjäger folgte, Berlin und ſetzte ſich gegen die Elbe in Marſch, mußte ſich aber ſchließlich, von den mit den Franzoſen verbündeten holländiſchen und däniſchen Truppen bedrängt, nach Stralſund retten, deſſen er ſich am 25. Mai durch einen Handſtreich bemächtigte. Allein ſchon nach wenigen Tagen erſchienen die vereinigten Holländer und Dänen, 6000 Mann ſtark, vor der Feſtung. Zweimal ſchlug die etwa 2300 Mann zählende Beſatzung den feindlichen Anſturm ab; dem dritten Sturm, der am 31. Mai erfolgte, mußte ſie erliegen.

Vor dem alten Knieperthor erſchöpfte ſich der Reſt der tapferen Verteidiger im Kampfe gegen den überlegenen Feind, und hier ſollte auch Schill ſelbſt den Heldentod für das Vaterland finden. Den holländiſchen Oberſten Dollemann hieb er noch aus dem Sattel, dann durchbohrte ihm ſelbſt eine Flintenkugel das Haupt. Ein in den Bürgerſteig der Fährſtraße eingelaſſener Stein bezeichnet die Stelle, wo er fiel; an dem Hauſe Nummer 21 iſt ſein Medaillonbildnis angebracht. Sein Leichnam ruht auf dem Knieperfriedhof, wo ihm ein Grabdenkmal aus Granit errichtet worden iſt, jedoch fehlt der Leiche der Kopf. Dieſer wurde auf Befehl des holländiſchen Kommandanten vom Rumpfe getrennt, in Spiritus geſetzt und dann lange im Muſeum zu Leiden aufbewahrt. Erſt 1837 ward er nach Braunſchweig gebracht und daſelbſt nebſt einigen dort begrabenen Kameraden in einem beſonderen Mauſoleum beigeſetzt.

Nach dem mit Schweden abgeſchloſſenen Frieden kam Stralſund 1810 wiederum an dieſes zurück. Zwar wurde die Stadt nachher noch einmal von den Franzoſen auf kurze Zeit beſetzt, aber im Befreiungskriege geräumt.

Durch den Frieden zu Kiel von 1814 kam sie nebst ganz Schwedisch-Pommern an Dänemark und von diesem endlich durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen.

Bei einem Gange durch die Stadt machen wir zunächst auf dem schönen Alten Marktplatz Halt, um den 1306 begonnenen Prachtbau des Rathauses in seiner altertümlichen Würde zu bewundern. Die neuerdings restaurierte Fassade wirkt durch ihre sieben frei aufragenden, luftig durchbrochenen Giebel zwischen schlanken Türmchen ungemein stattlich. Der die ganze Breite der Fassade einnehmende große Ratssaal ist mit den lebensgroßen Porträts Friedrich Wilhelms III., Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. geschmückt; außerdem enthält er noch die Bildnisse mehrerer schwedischer Könige und

Das Semlowerthor in Stralsund.

andere wertvolle Gemälde. Ferner umfaßt das Rathaus noch die öffentliche Bibliothek und das Neuvorpommerſche Muſeum mit intereſſanten Altertümern und Kunſtgegenſtänden.

Hinter dem Rathaus ſehen wir die zu Ende des 13. Jahrhunderts begonnene Nikolaikirche, das ſchönſte Gotteshaus der Stadt, mit zwei maſſigen Türmen aufragen. Im Inneren iſt bemerkenswert der Hochaltar, ein ſchönes, 1856 reſtauriertes Holzſchnitzwerk aus dem 14. Jahrhundert, die Paſſion darſtellend, mehrere geſchnitzte Flügelaltäre und die Bronzegrabplatte des 1357 geſtorbenen Bürgermeiſters Hövener. Ferner meſſingene Kron- und Wandleuchter und die Reſte eines gotiſchen Sakramentshäuschens aus Holz.

An dem Neuen Markt, zu dem man vom Bahnhof über den Triebſeerdamm gelangt, liegt die von 1416 bis 1473 erbaute Marienkirche, gleich der Nikolaikirche eines der mächtigſten Werke norddeutſcher Backſteinarchitektur, in ihrem Aeußeren den unverkennbaren Stempel von Kraft und Größe tragend. Die Marienkirche ſtellt ein dreiſchiffiges Lang- und Querhaus mit Chorumgang dar; zwiſchen den Strebepfeilern liegen Kapellenreihen. Zwei 25 Meter hohe ſchöne Fenſter in Glasmalerei hat König Friedrich Wilhelm IV. der Kirche geſchenkt. 367 Stufen führen zu ihrem Turme empor, von dem man einen prächtigen Ausblick über die maleriſch rings von Waſſer umgebene Stadt und einen großen Teil der Inſel Rügen hat.

Südlich von der Nikolaikirche erhebt ſich die Jakobikirche, ein gotiſcher Bau mit drei Schiffen ungleicher Höhe, an der Oſtſeite geradlinig abgeſchloſſen; über der Weſtfront ragt der Turm mit reicher Dekoration empor. Im Inneren finden wir beachtenswerte Schnitzaltäre und ſchöne Täfelung in der Sakriſtei. Alle Kirchen der Stadt hatten

vordem einen viel reicheren Schmuck bildnerischer Kunstwerke aufzuweisen, die leider zum größten Teil der vandalischen Verwüstung der Bilderstürmer zum Opfer gefallen sind.

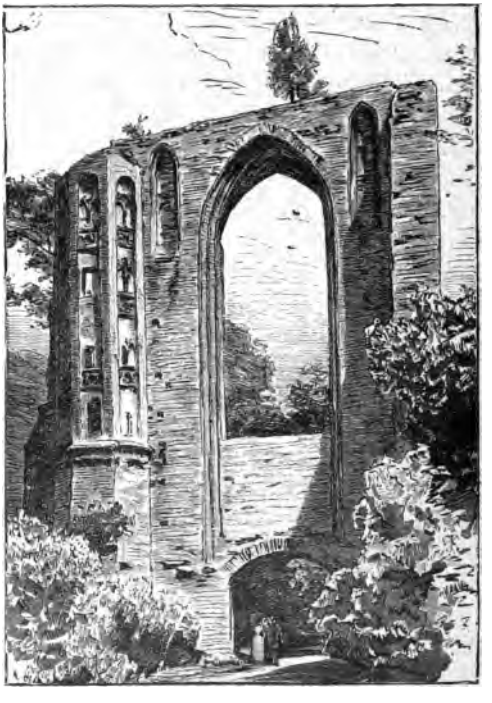
Noch ist zu erwähnen das Regierungsgebäude, das Zeughaus, das ursprünglich eine Klosterkirche war, und das Johanniskloster, jetzt großenteils Armenhaus. Als Krankenhaus dient das 1407 von zwei Stralsunder Bürgern zur Aufnahme mittelloser und kranker Fremden gegründete Gasthaus, das dem heiligen Antonius geweiht war.

Bei einem Rundgange durch die Straßen fallen dem Fremden noch anderweitige Erinnerungen an das städtische Leben alter Zeit ins Auge. Schöne Giebelbauten von Privathäusern sieht man emporragen, und mit ansehnlichen Hausfassaden wechseln graue Klosterbauten, die wie träumend unter schattigem Laubdach daliegen. Auch die Thore, neben dem schon erwähnten Knieperthor besonders das Semlower- und das Küsterthor, fügen sich stimmungsvoll in das altertümliche Stadtbild ein.

Am Frankenthor befindet sich die stattliche neue Infanteriekaserne; zwischen dem Knieperdamm und der Sarnowstraße mit ihren hübschen Landhäusern liegt die anmutige Brunnenaue. In den Anlagen vor dem Knieperthor ist auf einer früheren Bastion das gotische Kriegerdenkmal errichtet. Die Bahn zieht sich vom Hauptbahnhof südlich um die Frankenvorstadt, bis zum Hafen von Stralsund, wo wir, zum Ausgangspunkte zurückgelangt, unsere Wanderung durch die interessante Stadt beenden.

In dem niedrigsten Teile von Vorpommern, 4 Kilometer unterhalb der Mündung des schiffbaren Ryckflüßchens in den Greifswalder Bodden, liegt die Kreisstadt Greifswald, der wir uns nunmehr zuwenden. Ihre Entstehung hängt eng mit der um das Jahr 1199 gestifteten,

1638 von den Schweden zerſtörten Ciſtercienſerabtei Hilda oder Eldena zuſammen. Ihre maleriſchen Ruinen liegen 4 Kilometer öſtlich von Greifswald bei dem gleichnamigen Dorfe mit Vorwerk. Hier wurde im Jahre 1834 eine

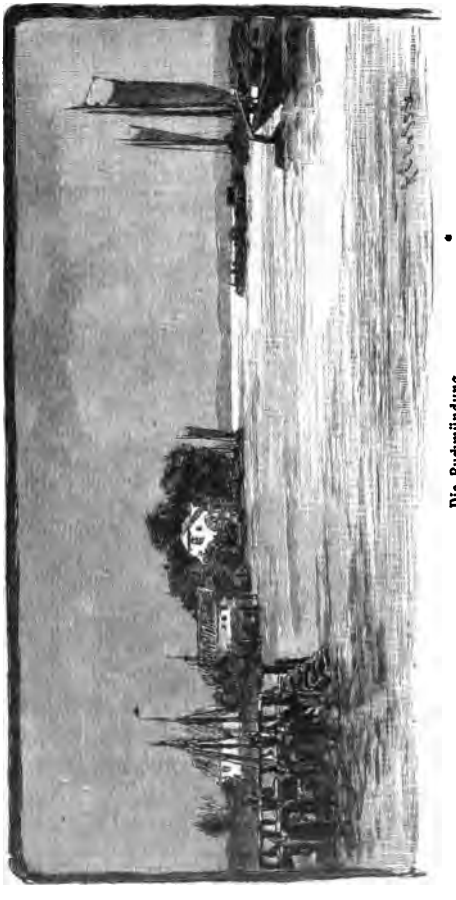


Ruine Eldena.

mit der Greifswalder Univerſität verbundene Akademie der Staatswirtſchaft und Landwirtſchaft errichtet, an deren Stelle ſeit 1837 eine landwirtſchaftliche Schule getreten iſt.

In dem Gebiete des Kloſters Eldena befanden ſich am

nördlichen Ufer des dort die Grenze zwischen dem Fürstentum Rügen und dem Herzogtum Pommern bildenden Flüßchens Hilda, das erst später Recknitz, Rega oder Ryck genannt wurde, ergiebige Salzquellen, deren Betrieb schon 1193 erwähnt wird, und dorthin berief der Abt von Eldena, den Fürst Jaromir von Rügen im Jahre 1209 dazu ermächtigt hatte, dänische, deutsche und slawische Kolonisten. Diese Ansiedler hatten ein mühsames Kolonisierungswerk an der Mündung des Ryck zu vollbringen, denn selbst die mäßigste Stauflut trieb anfangs das sumpfige Wasser landeinwärts. Im



Die Rydmündung.

Greifswald:
Giebelhaus am Markt.

Laufe der Jahre aber gelang das Werk, und heute ergießt ſich der Ryck, der den Stadthafen von Greifswald und die nach dem Vorhafen zu Wiek und der Reede führende Waſſerſtraße bildet, in ſtattlicher Breite und von Schiffen reich belebt, ins Meer.

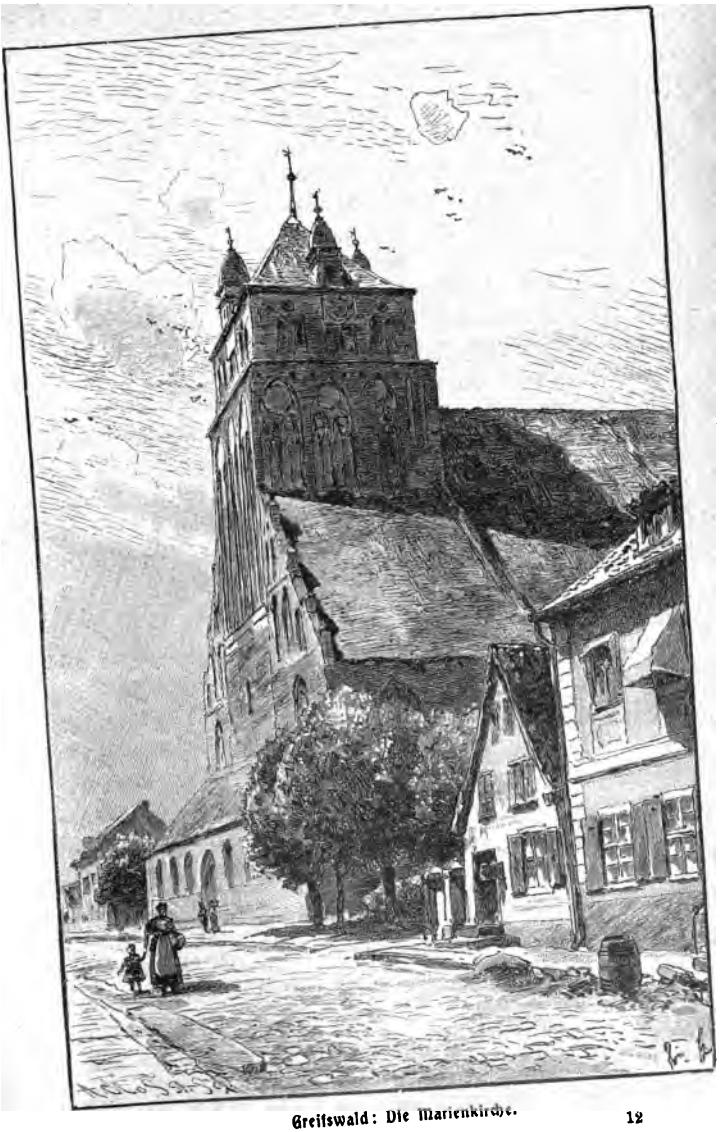
Anfangs wohnten jene erſten Anſiedler getrennt, bald

Greifswald: Die Nikolaikirche.

aber verbanden ſie ſich und gründeten, nachdem ſie beſonders durch Einwanderung aus dem aufblühenden und ſeinen Handel bis dorthin erſtreckenden Lübeck verſtärkt worden waren, im Jahre 1241 einen Marktflecken. In der Geſchichte taucht er zuerſt unter dem Namen „Griphiswald“ auf; denn der ſchätzehütende Greif war das gemeinſame Wappentier in den Bannern und Schilden der Fürſten von Rügen und der Herzöge von Pommern, nach dem ſich letztere ſelbſt als das „Geſchlecht der Greifen“ zu bezeichnen pflegten. 1249 nahm Herzog Wratislaw III. von Pommern den neuentſtandenen Marktflecken Greifswald mit der Vogtei vom Kloſter Hilda zu Lehen und verlieh ſeinen Bürgern am 14. Mai 1250 das Lübiſche Recht.

Der hiermit dem prangenden Kranze der deutſchen Städte an der Oſtſee einverleibte Ort wuchs und erſtarkte raſch durch die Betriebſamkeit und den Gemeinſinn ſeiner wackeren Bürger. Greifswald ſchloß ſich im Jahre 1281 dem Bunde der deutſchen Hanſa an und nahm thätigen Anteil an deren ſiegreichen Kämpfen gegen Norwegen und Dänemark. Einträchtig ſchloſſen ſich ihre „Bergenfahrer“ und die „Schonenfahrer“ zu einer „oberſten“ und „unterſten Compagnie“ zuſammen, die mit ihren eigentümlichen Geſetzen bis ins 18. Jahrhundert hinein beſtehen blieben.

1325 ſtarb das Geſchlecht der Fürſten von Rügen aus; das Recht der Erbfolge ſtand nunmehr dem Herzog Wratislaw IV. von Pommern-Wolgaſt zu, wurde ihm indeſſen vom König Chriſtoph von Dänemark ſtreitig gemacht. Im nächſten Jahr ſtarb Wratislaw, nur unmündige Söhne hinterlaſſend. Da nahmen die Bürger Greifswalds den älteſten von ihnen, den jungen Herzog Bogislaw, bei ſich auf; ſie gaben die Loſung aus: „Lieber den Tod als Dänemark!“ und beſchloſſen, mit Gut und



Greifswald: Die Marienkirche.

Leben für die Verteidigung des Rechtes der „Greifen“ auf die rügenſche Erbſchaft einzuſtehen. Bei Griebenow und Völſchow geſchlagen, mußte Herzog Heinrich von Mecklenburg und König Erich von Dänemark am 27. Juni 1325 den Frieden von Brodersdorf ſchließen, durch den die Inſel Rügen mit dem zugehörigen feſtländiſchen Beſitz für immer mit Pommern vereint wurde. Zum Gedächtnis jener heldenmütigen Kämpfe ſtifteten die Greifswalder 1331 eine jährliche „Siegesmeſſe“ und das „Fürſten- oder Weckenfeſt“, bei dem Bier und Weißbrot an die Armen verteilt wurde. Nicht minder tapfer bewährten ſich die Bürger der Stadt in dem zweiten rügenſchen Erbfolgekrieg von 1351, ſowie in dem großen Kampfe der Hanſa gegen König Waldemar IV. Atterdag von Dänemark, dem der für letzteren tief demütigende Friede von Stralſund am 24. Mai 1370 ein Ende machte. Auch gegen die gefürchteten Seeräuber, die unter dem Namen der „Vitalienbrüder“ am Schluſſe jenes Jahrhunderts ſo übermütig das Haupt erhoben, zogen die Greifswalder zu Felde, und wiederum war das Kriegsglück ihnen günſtig.

Dieſe Heldenzeit der Stadt, die ihren Bürgern nicht bloß Ruhm, ſondern auch reiche Beute brachte, hat in Monumentalbauten ihren bleibenden Ausdruck gefunden, die noch heute jeden Beſucher von Greifswald entzücken. Damals ſind die drei herrlichen Giebelhäuſer an der Oſtſeite des Großen Marktes entſtanden, von denen unſere Illuſtration auf S. 174 eines zur Darſtellung bringt. Ferner die kirchlichen Neubauten in blühender Gotik: der Chor der Jakobikirche, der Turm (100 Meter) und der Chor der Nikolaikirche, ſowie die Turmvorhalle und die ſüdliche Kapelle der Marienkirche. Auch zehn Armenhäuſer wurden geſtiftet, von denen das „Waiſen- und Arbeitshaus“ und zwei ſogenannte „Konvente“ in der Rakowerſtraße noch heute beſtehen.

Das 15. Jahrhundert brachte die Gründung der Greifswalder Universität, welche die Stadt dem auch sonst um die Ordnung ihrer Verhältnisse hochverdienten mannhaften Syndikus und Bürgermeister Dr. Heinrich Rubenow zu danken hatte. Auch die Universitätsbibliothek wurde durch

Die Universität in Greifswald.

ihn gegründet. Herzog Ernst Ludwig erbaute 1591 ein neues Universitätsgebäude, und Bogislaw XIV. schenkte der Hochschule im Jahre 1634 einen großen Teil der Güter des aufgehobenen Klosters Eldena, aus deren Einkünften sie noch jetzt größtenteils ihren Unterhalt bezieht. Nach seinem 1637 erfolgten Tode begünstigte die Königin Christine von Schweden die Hochschule ganz besonders.

1750 wurde von Andreas Mayer an Stelle der alten Gebäude die jetzige Univerſität im Barockſtil errichtet. Seit der vierhundertjährigen Jubelfeier im Jahre 1856 ſind noch zahlreiche ſtattliche Bauten hinzugekommen; nach 1870 wurden erbaut die Anatomie, das Pathologiſche und Chemiſche Inſtitut, nach 1890 die Bibliothek nach Entwürfen von Gropius und Schmieden, das neue Kollegiengebäude, das Phyſiologiſche und Phyſikaliſche Inſtitut und die Augenklinik, denen ſich ein Hygieiniſches Inſtitut anſchließt. Dem Begründer der Hochſchule hat man auf dem Rubenowplatze vor der Univerſität ein von hübſchen Anlagen umgebenes, 14 Meter hohes gotiſches Denkmal aus bronziertem Zink geſetzt. Außer dem Reliefporträt Rubenows befinden ſich daran die Statuen Wratislaws IX., Bogislaws XIV., Friedrichs I. von Schweden, Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Bugenhagens, Mewius', Berndts und Ernſt Moritz Arndts.

Einige Jahre vor Gründung der Univerſität (1451) hatte Greifswald durch Bürgermeiſter Heinrich Rubenow auch ſeine Verfaſſung in 17 Statuten erhalten, die 1651 teilweiſe überarbeitet und ganz ins Hochdeutſche übertragen, erſt 1873 durch einen neuen Stadtreceß eine weſentliche Veränderung erfahren hat.

Schweres mußte Greifswald im Dreißigjährigen Kriege erdulden, nachdem die Kaiſerlichen unter dem Oberſten Peruſi es eingenommen hatten. Durch Steuern und Einquartierung wurde es ſo geſchädigt, daß die Not in furchtbarer Weiſe ſtieg, und man Münzen aus Zinn mit der Inſchrift: „Necessitas Gripswaldiae“ (Die Not Greifswalds) prägen mußte. Die Hälfte aller Häuſer in der Stadt ſtand verödet da, alle vor den Thoren gelegenen aber wurden ſamt Kirchen und Hoſpitälern zerſtört. Am 11. Juni 1631 wurde Peruſi in einem Gefecht von ſchwediſchen Reitern erſchoſſen. König Guſtav Adolf zog nun-

mehr in die Stadt ein, die im Westfälischen Frieden mit ganz Vorpommern unter schwedische Herrschaft kam, da

Greifswald: Marktplatz und Rathaus.

bereits 1637 das pommersche Herzogshaus mit Bogislaw XIV. ausgestorben war.

Weiteres Unheil brachten die beiden Belagerungen durch den Großen Kurfürsten (1659 und 1678), sowie

der Nordiſche Krieg, in dem die Stadt 1711 von Ruſſen, Polen und Sachſen beſetzt wurde, ſowie die verheerende Feuersbrunſt von 1713. In den Jahren 1758 bis 1759 wurde Greifswald dann vorübergehend von den Preußen, 1807 bis 1810 von den Franzoſen beſetzt. Erſt im Jahre 1815 kam die Stadt durch den Wiener Frieden mit ganz Vorpommern zu Preußen und wurde damit dem deutſchen Vaterlande zurückgewonnen.

Damals zählte die alte, ehrenreiche Hanſeſtadt bloß noch 7000 Einwohner, jetzt zählt ſie mehr als dreimal ſo viel. Sie macht mit ihren reinlichen Straßen, den zum Teil noch altertümlich ſchönen Häuſern, ſtattlichen Kirchen und Univerſitätsgebäuden und umgeben von den ſchattigen, urſprünglich auf den alten Stadtwällen angelegten, aber vielfach erweiterten und verſchönerten Anlagen einen ungemein freundlichen und anheimelnden Eindruck.

Aus der mikroskopischen Wunderwelt des Wassers.

Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von Dr. G. Merker.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Jedermann weiß, daß das Wasser eine Hauptquelle des pflanzlichen wie des tierischen Lebens darstellt, und daß unzählbare Millionen belebter Geschöpfe im flüssigen Element wohnen und ihre Nahrung finden. Das Leben der Gewässer ist aber keineswegs auf die Myriaden Wesen beschränkt, die das unbewaffnete Auge darin wahrnimmt, denn mit Ausnahme des ganz reinen Quell- und Brunnenwassers und klarer, schnell fließender Bäche beherbergen alle Gewässer der Erde, fließende wie stehende, Süßwasser wie das salzige Meerwasser, auch noch zahllose winzige Geschöpfe, die erst unter dem Mikroskop sichtbar werden.

Wenn man einen Tropfen aus mit Pflanzen gefüllten Wassergräben, Teichen und Sümpfen oder von Wasser, das lange gestanden hat und dabei der Luft ausgesetzt war, durch ein gutes Mikroskop mit vier- bis fünfhundertfacher Vergrößerung betrachtet, dann erschließt sich dem Beschauer

plötzlich eine ganz neue, ungeahnte Welt, denn er erblickt darin oft Hunderte von verschiedenartigen Tieren in voller Lebensthätigkeit.

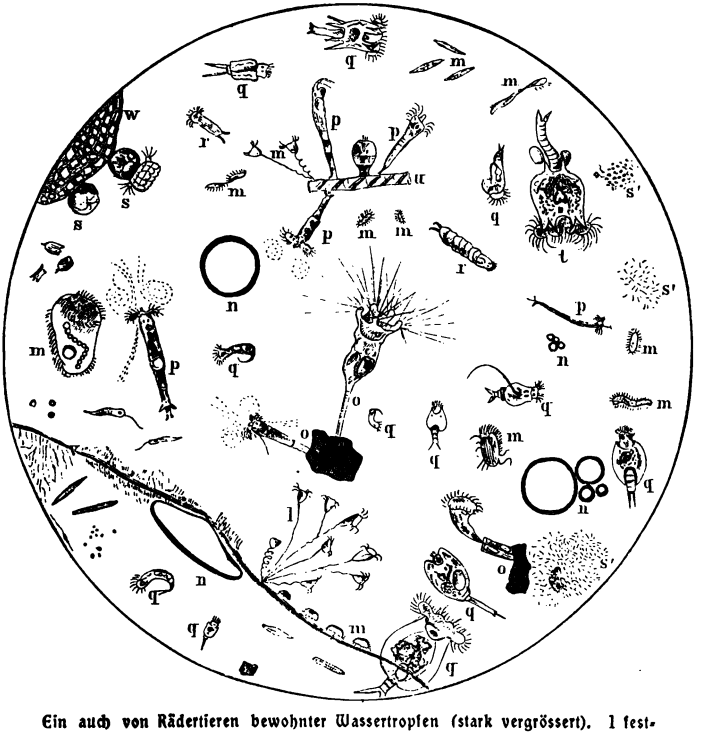
Der Holländer Leeuwenhoek in Delft war es, der im Jahre 1675 mit Hilfe des neuerfundenen Mikroskops als ein anderer Kolumbus uns diese neue, bis dahin dem bloßen Auge verborgen gebliebene Welt enthüllte, die an Wundern ebenso reich und noch bei weitem mehr bevölkert ist, wie die vor unserem Blick offen zu Tage liegende.

Zuerst hielt der genannte Forscher diese winzigen beweglichen Körper der mannigfaltigsten Art und Gestalt, in der Größe bis zum viertausendsten Teil einer Linie herab, von denen einzelne Arten sich binnen vier Tagen auf 140 Billionen vermehren können, für die lebenden „Atome der Welt", später erkannte er kleine Tierchen darin und nannte sie dem entsprechend „Animalkula".

Im vorigen Jahrhundert kam für sie der Name Infusorien oder Infusions-, das heißt Aufgußtierchen in Aufnahme, der darauf hindeutet, daß sie sich massenhaft einfinden, wenn man die verschiedenartigsten organischen Substanzen mit Wasser übergießt (infundiert) und stehen läßt. Man glaubte dabei an eine sogenannte Urzeugung, das heißt eine Entstehung aus dem bloßen Wasser, ohne bereits vorhandene Organismen ähnlicher Art, die aber von der fortschreitenden Wissenschaft seitdem als Fabel nachgewiesen wurde. Ueberall, wo man bisher den Entstehungsvorgang eines Lebewesens wirklich bis zu seinem Anfang verfolgen konnte, sah man es immer aus bereits vorhandenen Keimen entstehen, die, soweit niedere Pflanzen und Tiere in Frage kommen, fast stets und überall in der Luft und im Wasser gegenwärtig zu sein scheinen.

Dem ausgezeichneten Naturforscher Ehrenberg in Berlin, der sein ganzes Leben dem Studium der mikroskopischen

Geschöpfe widmete, haben wir in erster Linie unsere gegenwärtige Kenntnis der Infusorien zu danken. Allein auch



Ein auch von Rädertieren bewohnter Wassertropfen (stark vergrössert). l festgewachsene und m freilebende Infusorien, n Luftblasen, o festgewachsenes Rädertier (Floscularia), p Rotifer, zeitweilig festsitzend, q gepanzerte Rotatorien, r ein wurmförmiges Rädertier der Gattung Callidina, s Apsilus lentiformis, s' Bakterien, t Brachionus, u eine Alge, v Pflanzenfaser, w ein Blattstückchen.

er faßte noch, wie alle seine Vorgänger, das Gebiet in viel zu großer Ausdehnung und rechnete zum Beispiel die bedeutend höher entwickelten Rädertiere, die jetzt zu den Würmern gestellt werden, zu den Infusorien.

Betrachten wir die formenreiche Welt, welche uns das Bild auf S. 187 in einem Wassertropfen vereinigt zeigt, durch das Mikroskop genauer, so zeigt sich, daß sich dort neben pflanzlichen Gebilden Tiere vereinigt haben, die nur zum Teil eigentliche Infusorien sind. Die übrigen gehören einer sich von allen anderen niederen Tieren scharf sondernden Gruppe dieser mikroskopisch kleinen Bewohner des Wassers an, nämlich den Rädertieren oder Rotatorien, welche wir nachstehend eingehender zu schildern versuchen wollen. Ihr Name kommt von einem aus einem Saume feiner Wimperhaare bestehenden Räderapparat her, den sie am Kopfe tragen.

Auf unserem Bilde sehen wir an einem halbverwesten Pflanzenfäserchen (v) verschiedene Infusorien (l) festgewachsen, während andere (m) frei im Wasser umherschwimmen. Sie besitzen gleichfalls Wimpern, doch ist deren Anordnung und Bewegung derartig, daß sie niemals den Schein eines rotierenden Rades hervorbringen können, wie das bei den Rädertieren der Fall ist.

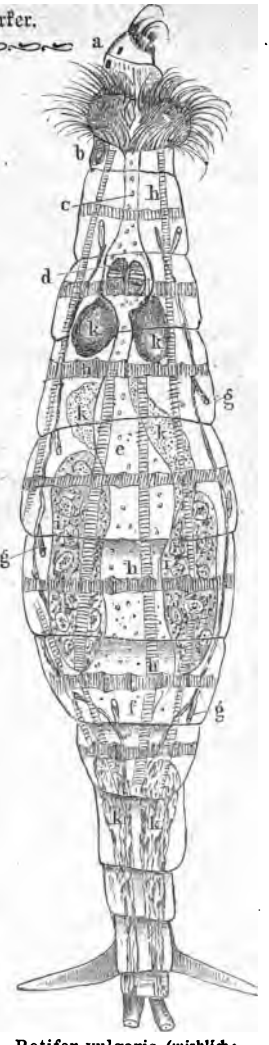
Auch letztere schwimmen teils frei umher, teils sitzen sie mit Hilfe ihres Schwanzanhanges fest. Auf der Abbildung sehen wir die durch sehr lange Wimpern auffallenden Floskularien (o) an schwarzen Steinchen angewachsen, wohingegen die Rotiferen (p) nur zeitweilig sich an einem Algenfaden (u) angeheftet haben. Größere und kleinere, den Borikaten oder mit einem Hautpanzer bekleideten Rädertieren angehörige Formen (q) machen das Bild außerordentlich lebendig. Während die Callidina (r), ein wurmförmiges Rädertier, und die an einem Blättchen (w) sitzenden Exemplare von Apsilus lentiformis (s) nur über schwach entwickelte Räderorgane verfügen, arbeitet der seine Eier mit herumschleppende Brachionus (t) eifrig mit seinen zahlreichen Cilien oder Wimpern.

Nicht zum Tierreich, sondern zu den Pilzen gehören

die Bakterien s'; n sind helle Luftblasen in unserem Wassertropfen, die mit ihren scharfen, stark lichtbrechenden und deshalb dunkel erscheinenden Rändern auf dem Bilde sehr in die Augen fallen.

Die bereits kurz charakterisierten winzigen Rädertierchen, die nur in ganz vereinzelten Fällen die Größe eines Millimeters erreichen, haben mit den eigentlichen Infusorien nichts gemein als die Kleinheit, sondern müssen, wie schon bemerkt, ihrer ganzen Organisation nach zu den Würmern gezählt werden. Neuere Untersuchungen haben nämlich an diesen ebenso mannigfaltig wie zierlich gestalteten Tierchen eine viel höhere Organisation nachgewiesen, als solche selbst bei den vollkommensten Infusorien sich findet. Die Rädertiere verfügen nicht allein über Mund und After, Darmkanal und Magen, sowie einen mit förmlichen Zähnen bewaffneten Schlundkopf, sondern sie besitzen selbst ein wenngleich nur äußerst einfaches und noch sehr unvollkommenes Nerven- und Gefäßsystem; sogar Augen oder doch augenartige Organe sind vorhanden.

Sie sind über die ganze Erde verbreitet und finden sich im



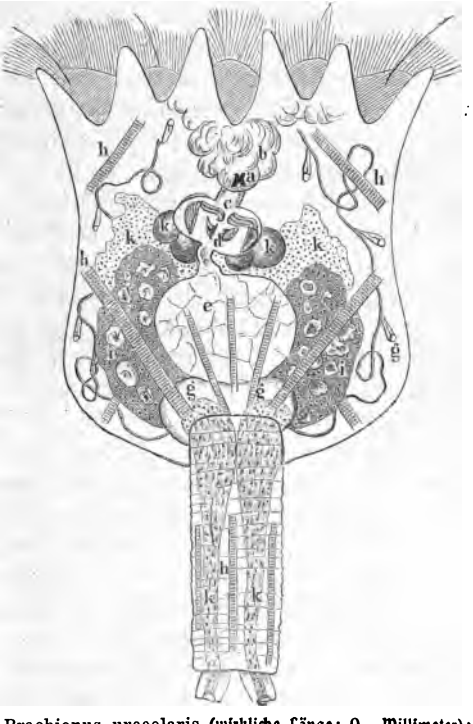
Rotifer vulgaris (wirkliche Länge: 0,2—0,4 Millimeter): a Auge, b Nervenzentrum, c Schlund, d Kauer, e Magen, f Enddarm, g Exkretionsorgane, h Muskeln, i Eierstock, k Drüsen.

süßen wie im salzigen Wasser, jedoch vorwiegend in ersterem, in der klaren Quelle wie im stagnierenden Sumpfe, aber auch an dem Moos auf Dachziegeln, das nur zeitweise Feuchtigkeit erhält, meist dagegen dem Sonnenbrande ausgesetzt ist. Die Rädertiere besitzen nämlich, wie Spallanzani zuerst nachwies, die merkwürdige Fähigkeit des Wiederauflebens nach dem Eintrocknen, falls dieses nicht allzu intensiv erfolgt. Man findet diese winzigen Wesen zu allen Jahreszeiten, einzelne Arten selbst unter dem Eise; die meisten Species und die größte Menge von ihnen, die mitunter das Wasser gleich einem milchigen Ueberzuge bedeckt, tritt freilich im Hochsommer an Wasserpflanzen zu Tage und zwar in Gesellschaft von Insektenlarven, Krebsen, Würmern und Infusorien.

Untersucht man eine derartige Fundstelle regelmäßig längere Zeit hindurch, so kann man wahrnehmen, wie eine gestern noch massenhaft vertretene Art heute plötzlich verschwunden scheint, während eine andere, die vorher nur wenige Exemplare zählte, an ihre Stelle getreten ist. Nach einigen Tagen oder Wochen wird diese dann vielleicht von einer dritten ersetzt; es kann aber auch vorkommen, daß die erste wieder an ihre Stelle tritt, während sie selbst ebenso schnell verschwindet, wie sie gekommen war. Trotzdem aber darf man sie nicht für ausgestorben halten: nur die eine Generation ist vorbei, während bereits eine neue in den Eiern steckt, die auf dem Grunde des Tümpels ruhen oder an der Oberfläche des Gewässers frei umhertreiben, wenn sie nicht von den Alten an ein Hälmchen oder Algenfädchen angeheftet wurden.

Auf die Verschiedenheiten in ihrer äußeren Gestalt, wie in der Lebensweise wurde bereits hingewiesen. Die einen bleiben zeitlebens an irgend einer Unterlage fest angewachsen, andere sitzen auch wohl längere Zeit an einem Hälmchen und dergleichen angeheftet, vermögen ihren

Wohnsitz aber nach Belieben zu verändern. Beide Arten zeigen langgestreckte schmale Formen, oft mit unverhältnismäßig langen Wimpern zum Tasten am Vorderende des



Brachionus urceolaris (wirkliche Länge: $0{,}_2$ Millimeter): a Auge, b Nervenzentrum, c Schlund, d Kauer, e Magen, f Enddarm, g Exkretionsorgan, h Muskeln, i Eierstock, k Drüsen.

Körpers; hieran schließen sich dann gleichfalls spindelförmig schmale Wesen mit bedeutend kürzeren Cilien oder Wimperhaaren, die als Fortbewegungsorgane dienen.

In der Bewegung sehen diese Haare aus wie zwei

zu beiden Seiten des Kopfes befindliche Räder, die sich mit großer Schnelligkeit drehen. Schon unter einem nur schwach vergrößernden Mikroskop ist diese Erscheinung zu gewahren, und sie hat eben der ganzen Klasse die Benennung Rädertiere oder Rotatorien verliehen, wie auch die zuerst beobachtete Form den Namen Rotifer erhielt. Diese ist gleich vielen anderen von einer mehr oder minder derben, jedoch in Falten zusammenlegbaren und leicht beweglichen Haut umgeben, während die Lorikaten einen festen Hautpanzer aufzuweisen haben. Er ist bald glatt, bald gekörnelt, in seltenen Fällen auch durch erhabene Leisten in polygonale Felder geteilt, kann vorn und hinten mit spitzen Dornen besetzt oder von einem geraden, höchstens etwas geschweiften Rande begrenzt sein.

Die größeren Lorikaten schwimmen verhältnismäßig träge umher, während die kleineren Formen unablässig in äußerst lebhafter Bewegung sind. Man sieht sie unter dem Mikroskop nach allen Richtungen in dem Wassertropfen umherjagen, alles mit den stärkeren Tastborsten des Räderorgans untersuchend und mit den aus roten Pigmentflecken bestehenden Augen betrachtend. Die bisher genannten Arten leben frei im Wasser, es giebt jedoch auch einzelne, welche ein Schmarotzerdasein führen.

So haust beispielsweise Notommata parasitica in den im Wasser umhertreibenden Kugeln von Volvox, einem Gebilde, das den Algen nahesteht. Ein anderes Rädertier der gleichen Gattung dagegen lebt nur zeitweise in den Kolben einer Alge (Vaucheria) und schwimmt dann wieder frei umher. Noch andere Rädertiere dringen nicht in das Innere ihres Wirtes ein, sondern behalten die unumschränkte Ortsveränderung bei, indem sie sich nur an der äußeren Haut anderer Tiere anheften. Wenn sie Hunger verspüren, so stecken sie ihre spitzen Kiefern zum Munde heraus und bohren sich dolchartig in die Leibes-

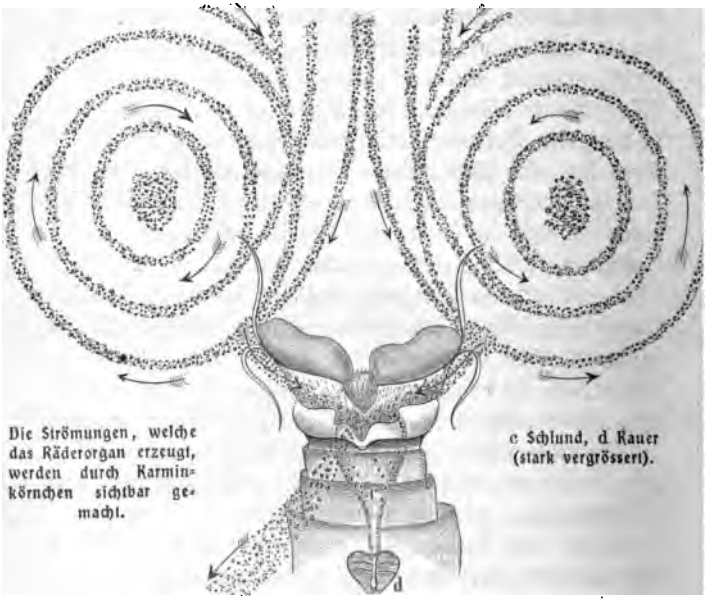
wand des Nährtieres, um Nahrung aus derselben zu saugen.

Als die beiden Haupttypen der Rädertiere können Rotifer vulgaris und Brachionus urceolaris betrachtet werden, ersteres die langgestreckten weichhäutigen Formen darstellend, das andere als charakteristisches Beispiel eines gepanzerten Rädertieres. Bei beiden ist das Räderorgan nicht vollständig entfaltet, doch können die starken Borsten darin, welche die Tastempfindung vermitteln, deutlich wahrgenommen werden. Diese einen Saum bildenden Wimperhaare schlagen in beständiger Reihenfolge rasch auf und nieder. Bei einer bestimmten Einstellung des Mikroskops sind aber immer nur die in einer gewissen Lage befindlichen Wimpern zu sehen, die alle der Reihe nach für einen Moment in richtiger Sehweite erscheinen. Daher kommt es, daß unser Auge dadurch einen ähnlichen Eindruck erhält, wie von den Speichen eines in schneller Umdrehung befindlichen Rades. Diese Bewegung erzeugt in der nächsten Umgebung des Tieres kleine Strudel im Wasser, die sich durch fein verteilte Farbstoffe, wie Indigo- oder Karminkörnchen, deutlich sichtbar machen lassen, wie auf S. 192 anschaulich gemacht. Hier sind aber von den Wimperhaaren auf jeder Seite bloß zwei gezeichnet, um die Deutlichkeit nicht zu beeinträchtigen.

Durch diese Strudel wird das Wasser an der Oeffnung des Mundes vorbeigetrieben, wobei ein Teil der mitgeführten Infusorien u. s. w., welche die Nahrung der Rädertiere bilden, von den kleineren Mundwimpern festgehalten und nach dem Schlunde befördert wird. Außerdem dient das Räderorgan aber auch zur Ortsveränderung, da alle nicht festsitzenden Formen der Rädertiere sich mit seiner Hilfe von der Stelle bewegen. Einzelne Arten, darunter der schon genannte Rotifer vulgaris, vermögen ihren Aufenthaltsort indessen auch zu verändern, indem

sie nach Art der Spanner durch Ausstrecken und Wiedereinziehen des hinteren Körperendes kriechen.

Bei allen Rädertieren sind die Augen (a) lebhaft rot gefärbt, wohingegen alle übrigen Körperteile keine Färbung aufzuweisen haben. Das Auge liegt entweder unmittelbar auf dem Nervenzentrum (b), oder es ist durch



feine Nervenfasern mit ihm verbunden. Die mittels des Räderorgans herbeigestrudelte Nahrung gelangt zunächst in den Schlund (c), von wo sie mittels der Wimpern nach dem Kauer (d) weiterbefördert wird. Diesem, durch kräftige Muskeln in Bewegung zu setzenden Apparat fällt die Aufgabe zu, die Nahrung gründlich zu bearbeiten, bevor sie in den Magen (e) gelangt. Wohl findet im

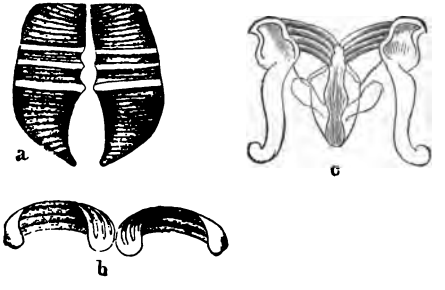
Kauen keine Zerkleinerung derselben statt, wie das bei den Insektenlarven oder gar bei den Säugetieren geschieht, immerhin aber wird doch durch seine häufige Bewegung die Nahrung vorher mürbe gemacht, so daß sie für die Einwirkung verschiedener am Darmkanal anhängender Drüsen (k) besser empfänglich ist.

Dieser Kauapparat zeigt oft eine ganz komplizierte Zusammensetzung; er besteht aus verschiedenen, durch Gelenke miteinander verbundenen Chitinstücken.*) Ihre Bewegung geht in der Weise vor sich, daß zwei vordere, mit erhabenen Längsleisten versehene Platten die Nahrung fassen und unter heftiger Bewegung zwischen sich durchpressen. Die auf S. 194 wiedergegebenen Teile stellen vergrößerte Kauapparate dar: a den eines Rotifer von oben gesehen, b denselben von der Seite, und c den Kauer eines gepanzerten Brachionus, besonders stark vergrößert. Daß bei den schmarotzenden Rädertieren dieser Kauer sich auch aus der Mundöffnung hervorschieben und zum Stechen benutzen läßt, wurde oben angeführt.

Durch einen engen Schlund gelangt die Nahrung dann in den Magen, der bald kugelförmig aufgeblasen, bald schlauchförmig ist. Daß in ihm eine chemische Reaktion der erwähnten Drüsen stattfindet, beweist deutlich die Veränderung der Farbe des Speisebreies, dessen meist grüne Teilchen bald eine graugelbe Färbung gewahren lassen. An den Magen schließt sich unterhalb der Enddarm (f), der sich zeitweise durch heftige Zusammenziehungen entleert. Gleichzeitig mit ihm münden auch die Exkretions- oder Absonderungsorgane (g), die man ihrer Funktion

*) Chitin heißt jene Substanz, die bei Würmern, Krebsen, Spinnen und Insekten ebenso häufig auftritt, wie bei Pflanzen die Cellulose, und aus der alle häutigen und härteren Teile der verschiedenen Organe dieser Tiere bestehen.

nach mit den Nieren vergleichen kann. In der Hauptsache bestehen sie aus einer großen, zusammenziehbaren Blase, von der sich zwei, oft vielfach verschlungene Kanäle abzweigen. Diese ziehen sich auf beiden Seiten des Körpers bis zum Kopfe hin, nehmen mittels becherförmiger Organe die verbrauchten Säfte auf und leiten sie jener Blase zu, die sich von Zeit zu Zeit, durch feine Muskeln zusammengeschnürt, in den Enddarm entleert. Dem Blute der höheren Tiere entspricht eine farblose, frei in der Leibeshöhle zirkulierende Flüssigkeit. Ein besonderer Atmungsapparat ist nicht vorhanden und wird durch die Haut ersetzt.

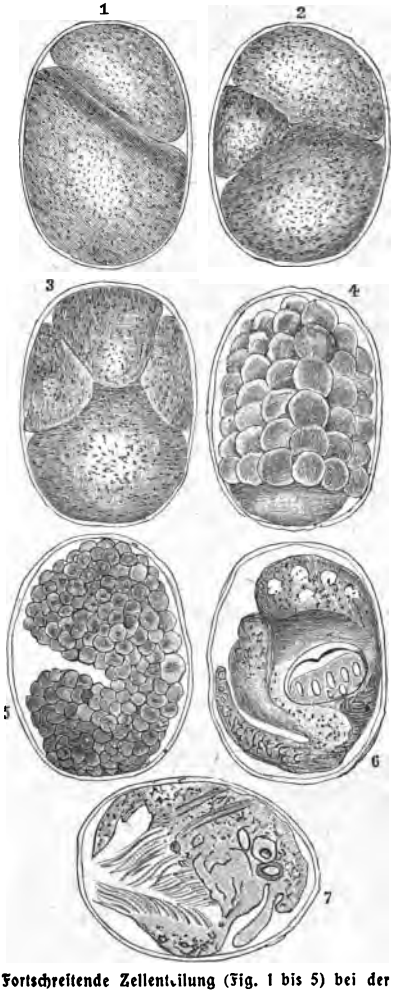


Vergrösserte Kauapparate der Rädertiere.
a Rotifer, von oben, b Rotifer von der Seite,
c Brachionus (stark vergrössert).

Das untere oder hintere Körperende wird meist Fuß genannt und besteht aus einzelnen Gliedern, die nach Art eines Fernrohrs ineinandergeschoben und wieder vorgestreckt werden können. Das letzte ist zugleich das dünnste und trägt zwei, auch wohl drei Zehen, welche durchbohrt sind. Durch sie mündet der Ausführungskanal einer paarig im Fuße vorhandenen Drüse aus, die durch jene Zehe eine Flüssigkeit absondert, die als Klebmittel zum Anheften des Fußes an irgend einen Gegenstand dient. Außerdem enthält das Körperende noch Muskeln, die durch ihre Zusammenziehungen die Bewegungen der verschiedenen Glieder bewirken.

Außer diesen Fußmuskeln ist aber noch ein über den

ganzen Körper sich erstreckendes Netz von Muskeln (h) vorhanden, die zumal bei den ungepanzerten Rädertieren wohl ausgebildet sind. Ihre einzelnen Fasern üben je nach ihrer Lage verschiedene Funktionen aus; die einen bewegen das Räderorgan, andere den Fuß, und wieder andere schnüren als sogenannte Hautmuskeln den Körper einmal eng zusammen, um ihn dann durch Nachgeben eine mehr kugelförmige Gestalt annehmen zu lassen. Diese Muskeln sind an ihrer deutlich wahrnehmbaren Querstreifung leicht zu erkennen. Der Eierstock (i) wie die Drüsen (k) zeigen beide ein sehr feinkörniges Aussehen.



Fortschreitende Zellenteilung (Fig. 1 bis 5) bei der Eientwickelung eines Rädertieres. Fig. 6 und 7: Rädertier-Ei mit fast völlig entwickeltem Embryo. Wirkliche Länge: 0,04 Millimeter.

Höchst merkwürdig ist die auffällige Verschiedenheit der Geschlechter bei den Rädertieren, indem die viel kleineren Männchen Schlund und Darmkanal vollständig entbehren. Sie verlassen völlig ausgebildet das Ei, nehmen keine Nahrung ein und leben nur kurze Zeit. Bei vielen Rädertierarten hat man aber bisher gar keine Männchen entdecken können; bei ihnen scheint daher immer eine parthenogenetische, das heißt ohne vorherige Befruchtung der Eier erfolgende Fortpflanzung stattzufinden. Im übrigen legen die Weibchen dünnschalige Sommereier, die sich wahrscheinlich ebenfalls parthenogenetisch entwickeln und aus denen die Männchen hervorgehen, und hartschalige, befruchtete Wintereier. Die Entwickelung geht ohne Verwandlung vor sich.

Aus den Sommereiern schlüpfen schon nach wenigen Stunden die jungen Rädertierchen aus, während die Winter- oder Dauereier einer längeren Ruhezeit vor der Entwickelung bedürfen. Von vielen Arten werden die Eier, am hinteren Körperende befestigt, mit herumgetragen, wie das ja auch manche Krebse thun; bei anderen Rädertieren geht die Entwickelung im Inneren vor sich.

Wie alle Eier, entwickeln sich auch die der Rädertiere durch den sogenannten Furchungsvorgang, indem sich in dem vorher durchweg gleichartigen Ei an einer Stelle eine Furche zeigt. Diese bildet das äußerliche Zeichen einer im Inneren entstandenen Scheidewand, die das ursprünglich einzellige Ei in zwei Zellen geteilt hat. Bald folgt eine zweite und dritte Furche als Ausdruck der im Inneren fortschreitenden Zellenteilung. So geht das weiter, bis das sogenannte Maulbeerstadium eingetreten ist, in dem die zahlreich vorhandenen Furchungskugeln an die Gestalt einer Maulbeere erinnern. Die alsdann gebildeten Zellen, die immer noch an Zahl zunehmen, liegen in zwei Schichten geordnet, deren innere Entoderm

und deren äußere Ektoderm genannt wird. Zuletzt bildet sich noch eine dritte, das Mesoderm, und aus ihnen entstehen nun durch immer weitergehende Zellenteilung und Umbildung die einzelnen Körperteile. Auf S. 195 veranschaulichen die Figuren 1 bis 5 die fortschreitende Zellenteilung, während die Figuren 6 und 7 bereits die Wimpern des zukünftigen Räderorgans gewahren lassen.

Den Rädertierchen einigermaßen ähnlich sind die gleichfalls mikroskopischen Bärentierchen, zur Klasse der spinnenartigen Tiere oder Arachnoiden gehörig und in der Feuchtigkeit des Mooses und im Schlamm lebend. Sie haben teils gegliederte, teils ungegliederte wurm- oder blutegelförmige Körper mit fußartigen Höckern am Bauch, die mit krallenförmigen Borsten besetzt sind. Der nicht deutlich vom Körper abgegrenzte, mitunter schnauzenförmige Kopf zeigt zwei oder mehr Augen. Sie pflanzen sich teils durch Eier fort, teils indem sie lebendige Junge gebären.

Mit den Rädertieren, Bärentierchen und Infusorien ist aber die mikroskopische Tierwelt der Gewässer noch bei weitem nicht erschöpft; besonders das Meer bietet noch eine ganze Menge von Formen, die nicht zu diesen Gruppen gehören. Das vorstehend Mitgeteilte wird indessen genügen, den merkwürdigen und höchst sinnreichen Bau dieser winzigen Lebewesen erkennen zu lassen und darzuthun, daß jeder Tropfen Wasser wahre Wunderwerke der Schöpfung birgt.

Eine Stimme aus dem Jenseits.

Novellette von L. Eysell-Kilburger.

(Nachdruck verboten.)

Nun aber das Allerbeſte. Jetzt kommt das Hauptſtück deiner Geburtstagsüberraſchungen.“

„Noch etwas, Kurt? Es iſt ja ſo wie ſo ſchon viel zu viel, du ſollſt mich doch nicht ſo verwöhnen.“

„Als wenn ſolch Prinzeßchen wie du, das von Jugend an ſchon alles gehabt hat, was das Herz begehrt, überhaupt noch zu verwöhnen wäre! Für dich muß es ſchon etwas ganz Beſonderes ſein. Paß auf!“

Unter ſeinen Händen ſinkt das Tuch von einem unförmlichen Gebilde. Eine ſtarke Holzplatte, eine dicke Walze, ein Trichter, der ſeinen Rachen geradezu herausfordernd gegen die junge Frau aufſperrt. „Herrgott, was iſt denn das? Schön ſieht es wahrhaftig nicht aus,“ verwunderte ſie ſich.

„Das iſt auch nicht nötig, Kind, auf die inneren Vorzüge kommt es an. Was das iſt? Haſt du noch keinen Phonographen geſehen?“

„Ach, iſt das wirklich einer? Vor drei oder vier Jahren,

ich war damals gerade konfirmiert, habe ich 'mal einen in einer Vorstellung gehört, aber ich saß zu weit ab, um ihn richtig sehen zu können. Damals war es noch etwas ganz Neues. Und diesen hier soll ich wirklich haben? Nein, ist das komisch!" Sie lacht. Es ist ein silbernes, helles Mädchenlachen, von dem sie weiß, daß es allerliebst ist. Sie geht deshalb auch nicht eben sparsam damit um. „Laß mich sehen, erkläre ihn mir genau."

Der Mann läßt den Apparat funktionieren. Eine fremde Stimme wünscht ihr Guten Morgen und erkundigt sich nach ihrem Befinden. Natürlich ist das wieder „furchtbar komisch", und Frau Irma muß von neuem lachen. „Das ist ja eigentlich gräßlich, da kann man ja gar nicht mehr das Gefühl haben, allein zu sein, es ist ja, als hätten wir nun einen Geist im Zimmer."

„Dann soll es wenigstens ein guter Geist sein, der dir allezeit etwas Liebes sagen kann," erwiderte ihr Gatte gut gelaunt. „Was ich jetzt in den Trichter sprechen werde, bleibt dir, du kannst es immer wieder hören."

Er bastelt an dem Apparat, nimmt etwas heraus, setzt etwas hinein, und spricht nun in den Trichter: „Irma, mein Liebling, ich liebe dich über alles. Bleib mir treu!" Dann drückt er auf einen Knopf, und nun schallen aus dem Trichter dieselben Worte zurück. Dem Klang ist etwas beigemischt, aber es ist doch Kurts Stimme, unverkennbar, selbst seine kleinen Dialekteigentümlichkeiten kommen zur Geltung. Wenn Irma die Augen schließt, kann sie sich wirklich einbilden, ihr Mann spräche zu ihr.

Immer wieder muß Kurt den Phonographen zum Sprechen bringen.

„Das bleibt nun wirklich so für immer?" fragt sie ungläubig.

„Gewiß, du kannst es dir so oft wiederholen lassen, bis du es gar nicht mehr hören magst."

„O, dahin wird's nie kommen. Es sind ja so liebe Worte — wenigstens die ersten. Warum hast du aber das dumme „Bleib mir treu!" hinzugefügt? Du weißt doch, daß ich dir treu bin, dir stets treu bleiben werde."

„Ich könnte ja aber doch eines schönen Tages sterben, wie wäre es dann?"

Da fällt sie ihm um den Hals und wühlt ihr Gesichtchen an seiner bärtigen Wange fest, und die Thränen, die stets so gern ihr Kinderlachen ablösen, rinnen ihr über die Wangen. „Das sollst du nicht sagen, auch nicht im Scherz, überhaupt nie! Ich will nicht daran denken, daß das möglich sein kann, da müßte ich ja gleich mit dir sterben."

Nun muß er sie trösten, ihr versprechen, lange, sehr lange zu leben, womöglich ewig, und noch immer wiederholt sie schluchzend: „Das überlebte ich ja nicht, da möchte ich gleich mit dir sterben."

* * *

Dennoch starb sie nicht mit ihm, sondern lebte weiter, als der Schlag wirklich kam.

Am Morgen war er frisch und fröhlich aus dem Hause gegangen. Keine Ahnung durchzitterte sie bei seinem Abschiedskuß, daß es der letzte gewesen sein könne. Und nach drei Stunden kam die Nachricht, daß Kurt von der elektrischen Straßenbahn überfahren und getötet worden sei. Eine Unvorsichtigkeit von seiner Seite, ein unglücklicher Fehltritt auf dem von Regen und Schmutz glatten Asphalt, ein elender Zufall, daß nicht doch noch im letzten Moment der Wagen zum Stehen gebracht wurde — hatte im Nu ein junges Menschenleben voller Kraft und Wollen vernichtet.

Das war nicht zu fassen, nicht auszudenken. Nicht einmal die verstümmelten Reste hatte die blutjunge Witwe sehen dürfen, von dem Entsetzlichen war nichts über ihre

Schwelle gekommen, und nur bei der Trauerfeier in der Leichenhalle hatte sie dem, der ihr das Liebste auf der Welt gewesen, auf eine Viertelstunde nahe sein dürfen. Diese Kränze und Blumen, unter denen der Sarg verschwand, waren das letzte, das man für ihren Liebsten gethan hatte. Sollte er wirklich darunter ruhen — fühllos, eine grausige, zerstückte Masse?

An diesem Punkte tasteten ihre Gedanken wieder und wieder herum. Gab es überhaupt eine Möglichkeit, dieses Entsetzliche sich vorzustellen?

„Aber so weine doch, Kind, es ist ja unnatürlich, daß du so starr dastehst," flüsterte ihr die Mutter zu, die neben ihr stand und in Thränen zerfloß. Aber Irma weinte nicht. Nicht als der Sarg aufgehoben und in die Gruft gesenkt wurde, nicht als Bekannte und Verwandte kamen, um ihre Teilnahme auszusprechen. Erst Wochen später, als in ihrem elterlichen Hause, in das sie zurückgekehrt war, das Leben schon begann, in das gewohnte Geleise einzulenken, kamen ihr die barmherzigen Thränen.

Man nahm zu Hause jede Rücksicht auf sie, pflegte und verzog sie wie ein krankes Kind, aber auf die Dauer vermochte man doch nicht, die Traueratmosphäre festzuhalten. Es gab da junge Schwestern und flotte Brüder, die ihr Leben genießen wollten, und wenn sie auch in der verwitweten Schwester Gegenwart ihrer Lustigkeit Zügel anlegten, so merkte diese doch den Zwang und empfand es peinlich, die berechtigte Lebensfreudigkeit der Ihren zu stören.

Sie versuchte es nun bald so, bald so, sich das Leben einzurichten. Mit Verwandten war sie ein halbes Jahr hindurch auf Reisen, dann lebte sie in einer Berliner Pension, dann wieder ein Weilchen am Genfer See, um ihr Französisch aufzufrischen, zuletzt mietete sie sich — es waren inzwischen nahezu fünf Jahre vergangen, in Berlin

eine Wohnung, ließ sich ihre hübschen Möbel schicken und nahm eine ältere Gesellschafterin zu sich. Dabei war es, als wenn bei jedem Wechsel ihrer Lebensgewohnheiten sich eine Mauer zwischen sie und das Grausen der Vergangenheit schöbe. Mit vierundzwanzig Jahren vermag auch der tiefste Schmerz das Leben nicht ganz auszufüllen.

Natürlich mußte Irma in Berlin irgend etwas vornehmen, alle ihre Bekannten trieben irgend etwas, Musik, Malerei, Bildhauerei oder waren litterarisch thätig. Ein Talentchen ist ja so bald zu entdecken, wenn man die Mittel zur Ausbildung besitzt.

Schon in ihrer Mädchenzeit und später als junge Frau hatte Irma wacker in allen möglichen Liebhaberkünsten gesündigt und namentlich in der Malerei nach Aussage aller Freunde und Bekannten, die mit ihren Werken großmütig bedacht wurden, Hervorragendes geleistet. In ihrer elterlichen Wohnung und auch in ihrem eigenen Berliner Heim war jede freie Stelle der Wand mit ihren Stillleben und Landschaftskopien bedeckt.

Nun wurde sie Schülerin eines berühmten Landschafters und malte in dessen Atelier mit einem Dutzend anderer mehr oder minder jungen, aber nur den besten Berliner Kreisen angehörigen Damen zusammen. Im Winter kopierte man die Bilder des Meisters, im Sommer zog man mit ihm an bestimmten Tagen ins Freie und malte nach der Natur Freilichtstudien.

Im geheimen pflegte der Professor weidlich auf sein „Damenatelier" zu schimpfen, das ihm die beste Arbeitszeit stehle. Das hinderte aber nicht, daß er gegen die Damen selbst von verbindlichster Liebenswürdigkeit war, namentlich aber gegen Irma.

Einst hatte er einen großen Ausspruch gethan, der noch in den verschiedensten Schülerinnengenerationen kolportiert wurde: entweder hätten die Schülerinnen Talent,

dann aber wären sie so häßlich, daß man sich nicht gern mit ihnen beschäftige; oder sie seien hübsch, und dann so talentlos, daß es wiederum nicht verlohne.

Frau Irma war widerspruchslos hübsch, mehr sogar als das, und in der That talentlos. Dennoch verlohnte es, sich mit ihr zu beschäftigen. Es war jedesmal wie ein Wunder, wenn der Meister auf ihrem Sesselchen Platz nahm, Natur und Bild verglich und dann mit einem kleinen Seufzer und einer leisen Unschlüssigkeit begann, die Farben zu mischen und mit kecken Strichen auf das Bildchen zu setzen. Sofort zeigte es ein ganz anderes Gesicht, die Korrektur war eben „mit Liebe" besorgt worden, wie alle wußten. Allerliebst war es dann, wie die kleine Witwe vor Freude und Stolz errötete; es ist doch etwas, von einem so berühmten Mann ausgezeichnet zu werden, und gerade inmitten eines Schülerinnenkreises wiegt dies doppelt schwer.

Und wieder bei einem solchen Malausflug ins Freie ereignete es sich, daß die Korrektur besonders lange Zeit in Anspruch nahm. Der Maler hatte für Frau Irma einen Platz etwas abgesondert von den übrigen ausgesucht, es war ein wunderhübsches Motiv, das entschieden wieder „mit Liebe" behandelt werden mußte.

Als der Professor zu seinen anderen Schülerinnen zurückkehrte, fiel es auf, daß seine Hand etwas unsicher war. Die junge Witwe aber schien heute ganz ihr Mädchenlachen verlernt zu haben, das ihr sonst noch ebenso natürlich stand wie vor fünf Jahren. Die beiden wechselten kein Wort mehr, nur beim Abschied fand der Maler Zeit, Irma zuzuflüstern: „Also heute abend bei dir, Liebste!"

* * *

Ganz fassungslos kam Irma zu Hause an, und zog sich, Kopfschmerzen vorschützend, auf ihr Zimmer zurück.

Was hatte sie gethan! Ihr Jawort gegeben! War

es nicht übereilt gewesen, hatte sie sich denn nicht hinreißen lassen, als der Mann, der vielumworbene Künstler, liebeheischend vor ihr stand? Was war in ihr geschmeichelte Eitelkeit, was Liebe? Liebte sie ihn denn wirklich?

Ein süßes, schüchternes Gefühl, das in ihr aufquoll, wollte mit Ja antworten. Sie liebte ihn. An der warmen Erregung, die über sie kam, sobald er in ihre Nähe trat oder gar ihre Hand erfaßte, spürte sie es. Sein Wesen in seiner herrischen Sicherheit, durch das aber so viel Weiches schimmerte, wenn er mit ihr sprach, unterjochte sie. Sie lächelte und errötete, als sie sich seine Worte ins Gedächtnis zurückrief, die er diesen Morgen zu ihr gesprochen — ja sie liebte ihn.

Kann man aber zweimal lieben? Sie hatte ja doch ihren Mann geliebt mit dem ersten und ausschließlichen Gefühl ihrer Jugend, hatte geglaubt, seinen Tod nicht überleben zu können. Und nun sollte sie einen anderen lieb haben?

Es war nicht das erste Mal, daß ihr der Gedanke an eine Wiederverheiratung nahegelegt wurde, bisher hatte sie ihn aber ohne Schwanken von sich gewiesen, und jetzt hatte sie Ja gesagt, und wiederum, ohne daß es sie eine Ueberlegung gekostet hätte. Sie war noch so jung, ein ganzes Leben hindurch konnte sie doch schließlich nicht allein bleiben. Und wer konnte wissen, was die Zukunft ihr noch an Glück vorbehalten hatte.

Der Gedanke erschien ihr aber doch wieder wie eine Treulosigkeit gegen ihren ersten Gatten. Das zärtliche Gefühl, das sie jetzt für einen anderen erfüllte, trieb sie, sich nun erst noch einmal so recht in den Gedanken an ihre erste Liebe zu versenken. Es war, als wenn sie Kurt damit eine Entschädigung bieten wolle. Wenn sie ihn jetzt um Rat fragen könnte, wenn er ihr sagte, was

das Rechte sei! Wenn sie noch einmal seine liebe Stimme hören könnte, wie in früheren Tagen!

Da blitzte ein Gedanke durch ihr Hirn: sie konnte es ja, sie besaß ja noch den Phonographen, ihre Mutter hatte ihn erst kürzlich mit anderen Sachen ihr gesendet. Sie hatte den Apparat mit leisem Schauder rasch in der Garderobekammer untergebracht, wie etwas zu ihrem verstorbenen Glücke Gehöriges, das eigentlich hätte mit begraben werden müssen. Unter den Rollen in jenem Kasten sprachen eine Anzahl die Sprache des Toten viel unmittelbarer als jene glühenden Bräutigamsbriefe, die sie in einer verzweifelten Stunde ihm nachgesandt, indem sie sie den Flammen übergeben hatte.

Jetzt ließ sie der Gedanke nicht los, diese Sprache zu hören. Ein wahnwitziger Gedanke, und sie ahnte im voraus, wie sie das aufregen würde. Sie fühlte jetzt schon etwas von jenem Grauen, das eine vermeintliche Geistererscheinung einflößt. Sie zaudert, schleicht wie ein Dieb in die Garderobekammer, will umkehren und kann nicht.

Ach, denkt sie, welch ein Unsinn, es ist ja seine Stimme, seine liebe Stimme — —

Und sie schleppt erst den Apparat, dann den Kasten in ihr Schlafzimmer. Niemand wird sie stören, die Gesellschafterin ist einkaufen gegangen, das Mädchen hat in der Küche zu thun. Nun ist das Ding aufgestellt, ihr Blick sucht in dem Kasten: da ist jene Rolle mit dem blauen Bändchen, jene Rolle — ach, sie weiß, was sie da hören wird, und sie setzt doch gerade diese Rolle ein, tastet mit zitternden Händen nach dem Knopf, und hält das Ohr an den Schalltrichter.

„Irma, mein Liebling, ich liebe dich über alles. Bleib mir treu!“ ertönt es. Es packt ihr Herz wie mit eiskalten Händen, sie läßt los und sinkt mit einem Wehlaut auf den Teppich, birgt das Gesicht in den Händen,

liegt und mag sich nicht rühren und hält sich die Ohren zu — —

„Ich liebe dich über alles — bleib mir treu!"

Fern im Korridor schallt die Glocke, es kommt jemand. Hastig rafft sie sich auf. Nur er soll das nicht sein, nur er nicht!

Aber schon hört sie seinen Schritt nebenan im Wohnzimmer. Das ist kein Mann, der geduldig wartet, oder sich vielleicht gar wieder wegschicken läßt.

Sie tritt ihm entgegen und lächelt ihn mit erblaßten Lippen an, aber die Zunge ist ihr wie verdorrt, sie vermag kein Wort hervorzubringen.

Der stumme Empfang verletzt ihn, bisher hat man ihn nur allzusehr verwöhnt. „Was soll das, Irma? Welcher Empfang! Ist dir etwa dein Wort von heute morgen leid geworden?"

Ihr Wort! Ja, sie hat es gegeben, und sie tritt ihm nun beinahe demütig näher. „Verzeihen Sie mir — mir ist nicht ganz wohl."

Da sieht er, in welchem jämmerlichen Zustande sie sich befindet, und nun gewinnt eine süße Zärtlichkeit den Sieg über seine Verstimmung. „Irma, mein Kind, mein Lieb, du bist krank. Wahrscheinlich die Hitze von heute morgen. Komm, ruhe dich aus, du fleißige kleine Schülerin du, und zugleich meine Herrin —" und er zieht sie mit sich an einen lauschigen Fensterplatz und bettet ihren Kopf sorgsam an seine Schulter und flüstert ihr eine Fülle von süßen, berauschenden Liebesworten ins Ohr.

Ihr Gesicht gewinnt wieder Farbe, die Lippen lächeln nun ganz natürlich, sie hört nur noch die Worte des Lebendigen. Ja, sie liebt ihn — o wie sehr!

Nachdem er gegangen ist, verharrt sie noch ein Weilchen in einer glücklichen, zitternden Nachempfindung des Erlebten. Sie fühlt seine Küsse noch auf ihren Lippen,

jedes seiner Schmeichelworte hört sie noch im Ohre klingen. Und dann erinnert sie sich plötzlich an den Spuk von vorhin.

Es faßt sie mit einer prickelnden Neugierde. Noch einmal will sie hören, will ergründen, ob ihr die Worte noch den gleichen entsetzlichen Eindruck machen. Aber nein, jetzt ist sie ja gefeit — andere Worte liegen ihr im Ohr. — —

Sie hat eine schlechte Nacht, in der die Stimme des Lebenden und des Toten abwechselnd mit ihr sprechen. Wie gerädert erwacht sie und kann sich nicht besinnen, was mit ihr vorgegangen. Da fällt ihr Blick auf den Phonographen, und wieder kriecht ihr der häßliche Schauder über den Rücken. Als gelte es die Berührung mit etwas Gräßlichem, faßt sie den Apparat, und stellt ihn hinter einen Vorhang.

Früh kommt ihr Verlobter, und dennoch schon ungeduldig. Er bringt ihr Blumen, sein sieghaftes Herrenwesen durchbricht den Bann, unter dem sie steht, seine Küsse scheuchen die letzte Erinnerung an das Gräßliche hinweg.

Nun kommen glückliche Tage, ein süßes, innerliches Sichfinden, das jetzt erst die Gewähr giebt, daß die rasche Verlobung keine übereilte gewesen ist. Hundert kleine entzückende Schönheiten, die der Professor an Irma, hundert bedeutende und liebenswerte Eigenschaften, die Irma an dem Professor entdeckt. Und dazu alle die Aufmerksamkeiten und Ueberraschungen, und vor allem der besondere Reiz des geheimen! Es ist Irmas Wunsch, die Verlobung noch ein Weilchen geheim zu halten, und Werner giebt ihr widerstrebend darin nach. Zwar ist lange schon von keinem Geheimnis mehr die Rede, der ganze Bekanntenkreis samt allen Schülerinnen des Professors weiß, was sich ereignet hat, aber alle sind liebens-

würdig genug, die Maske der Unbefangenheit weiter zu tragen.

In den ersten Tagen lebt Irma wie in einem Taumel, während des ganzen Tages giebt es kaum eine Minute, die ihr gehört, und abends sinkt sie todmüde ins Bett und schläft traumlos bis zum Morgen.

Allmählich aber beginnt sie wieder, sich innerlich Rechenschaft abzulegen, und wieder kommt ihr der zwingende Wunsch, sich mit dem verstorbenen Gatten in Verbindung zu setzen. Sie weist den Gedanken von sich. Wozu auch? Was kann er ihr jetzt noch sagen, da sie doch glücklich ist! Aber sie ertappt sich dabei, daß ihre Blicke die Stelle suchen, wo der Vorhang sich ein wenig über dem Phonographen hebt, daß ihr Fuß unwillkürlich die Richtung daraufhin einschlägt.

Sie kann ihn ja fortschaffen lassen, irgendwohin, wo sie ihn nicht sieht, vielleicht ganz aus dem Hause. Aber das ist das Wunderliche: es geht eine diabolische Gewalt von dem Instrument aus, es ist wie etwas Lebendiges, ein Ungetüm, vor dem sie sich fürchtet, und das sie dennoch an sich lockt. Sie wagt es nicht zu berühren, aber ihre überreizten Sinne arbeiten: es ist ihr, als höre sie — —

Ja sie hört, ohne den Apparat nur anzufassen, sie hört, sobald sie in seine Nähe kommt, und eine grausige Macht reißt sie immer wieder dorthin.

„Irma, mein Liebling, ich liebe dich über alles. Bleib mir treu!“ Diese Stimme scheint sich in sie selbst geflüchtet zu haben, sie flüstert in ihr, sie gellt, sie quält sie mit Todesgrausen. Die Stimme ihres Gewissens, scheint sie ihr.

Wohl kommen der jungen Frau Momente, in denen sie die Herrschaft über sich selbst zurückgewinnt, in denen es ihr gelingt, die gespenstische Stimme zum Schweigen zu bringen; aber dann ist sie plötzlich wieder da, und spricht lauter als zuvor.

Immer sonderbarer wird Irmas Verhalten gegen den Verlobten. Sie liebt ihn noch, mehr vielleicht als zuvor, aber es ist etwas, das zwischen ihm und ihr aufwächst, als wenn eine gespenstische Hand sich aus dem Grabe aufrichte.

Der Professor versteht das veränderte Wesen seiner Braut nicht, und seine Art ist es nicht, lange darüber zu rätseln. Er bringt auf Veröffentlichung der Verlobung und auf baldige Hochzeit; so glaubt er, alles Absonderliche am einfachsten ins rechte Geleise zu bringen.

Da sieht ihn Irma aus entsetzten Augen an, als sei ihr etwas Fürchterliches zugemutet worden, ihre ganze Gestalt zittert: „Laß mir Zeit, ich bitte dich, Werner."

Laß mir Zeit! Das hat er in der letzten Woche zum Ueberdruß gehört, alle seine Vorschläge sind damit abgeschnitten worden. Das Wort reizt ihn auf, er hat genug davon. „Gut, ich werde dir Zeit lassen, aber nur bis morgen, Irma. Jedem vernünftigen Grunde gebe ich nach, du aber hast überhaupt keinen Grund für deine Weigerung anzugeben. Du mußt es wissen, was du mir mit deinem Zögern zumutest."

* * *

Am anderen Morgen, als Irma ihren Verlobten erwartet, packt es sie übermächtig. Nur noch ein einziges Mal die Stimme ihres Gatten hören! Vielleicht daß, wenn sie ihr noch einmal entgegentönt, sie jene innere Stimme zum Schweigen bringt.

Sie zaudert noch, aber es reißt sie hin; nun sinkt sie in die Kniee, hockt vor dem Ungetüm, und ihre Finger suchen den Mechanismus. „Irma, mein Liebling, ich liebe dich über alles. Bleib mir treu!"

Die Worte dröhnen ihr entgegen und wühlen ihr Inneres auf, lassen ihre Hände wie in Frost erstarren und ihre Haare zu Berge steigen. Es hält sie wie gebannt,

es ist eine magische Gewalt, die ihre Finger immer von neuem auf den Mechanismus drückt. Die Worte folgen sich schneller und schneller, sie verbinden sich zu einem unheimlichen Geisterchor. „Bleib mir treu — bleib mir treu!“ Das ist ja nicht auszuhalten, keine Nerven ertragen das, darüber muß man ja verrückt werden. — —

So findet sie der Professor.

Sie hat ihn abweisen lassen, könne ihn nicht sehen, sie sei nicht wohl, hat sie der Gesellschafterin gesagt, die schüchtern mit der Meldung bei ihr eintrat. Er aber hat die Dame einfach zur Seite geschoben und hat sich den Eintritt erzwungen.

„Sind das Launen, Irma, oder bedeutet es den Bruch? Erkläre mir, was ich von deinem Benehmen zu halten habe. Spielen lasse ich nicht mit mir.“

Das ist nicht die Stimme eines zärtlichen Liebhabers, sondern die des Lehrers, des Herrn, der eine Ungehörigkeit rügt. Sein Mund ist zusammengezogen, seine Stirn verschattet.

„Laß mich, ich — ich kann nicht!“

Er glaubt nicht recht gehört zu haben. „Du kannst nicht? So gieb mir wenigstens eine Erklärung. Warum kannst du nicht?“ Schmerzhaft faßt er sie beim Handgelenk und blickt ihr in die Augen.

Sie aber neigt das Haupt: „Frage mich nicht,“ sagt sie mit erlöschender Stimme, „es ist unmöglich.“

Da sieht er die Veränderung, die mit ihrem reizenden Gesicht vorgegangen ist, die eingesunkenen Augen, den entstellten Mund, und anstatt zu gehen, wie er sich im Augenblick vorgenommen, zieht er sie an sich. „Verzeih mir, ich war heftig, aber ich denke, alles wird sich aufklären. Irma, mein Liebling, ich liebe dich ja über alles!“

Dieselben Worte, die ihr aus dem Apparat entgegen-

geschallt sind. Der Tote und der Lebendige sprechen die gleiche Sprache!

Zitternd löst sie sich aus ihres Verlobten Armen, stürzt an den Apparat und läßt den Mechanismus spielen. „Da, hör es selbst! Die Stimme meines verstorbenen Gatten!“ Und es tönt durch das Zimmer: „Irma, mein Liebling, ich liebe dich über alles. Bleib mir treu!“

Im ersten Augenblick versteht der Maler den Zusammenhang nicht. „Was ist das? Rührt diese Wachsrolle wirklich von deinem ersten Mann her?“

Und als sie nur stumm nickt und weinend die Hände vor das Gesicht schlägt, redet er ihr gut zu: „Aber Kind, dieser Spuk veranlaßt dich, mir den Abschied zu geben? Sei doch verständig. Wie ist es denn möglich, daß eine so liebe, kluge, kleine Frau sich so unerhört thöricht benimmt? Es kann dir doch nicht im Ernst in den Sinn kommen, dieser Stimme auch nur die allergeringste Bedeutung beizumessen? Wenn dein erster Mann dich wirklich so geliebt hat, so würde er, falls er zu dir sprechen könnte, dir sicher sagen, daß er dir jedes Glück gönnt. Siehst du das nicht ein, mein Lieb?“

Gewiß, sie sieht es ein, aber sie steht noch zu sehr unter dem Eindruck des Grausens, als daß ihr Verstand sprechen könnte. „Wie kann ich das? Es ist doch nun einmal da, es spricht zu mir. Wie könnte ich darüber hinwegkommen!“

„Irma, das ist ja Verrücktheit, nimm dich doch zusammen!“ ruft er heftig.

„Ich kann es nicht, es ist wie eine Stimme aus dem Jenseits,“ stammelt sie.

Da erfaßt den Maler ein gewaltiger Zorn über diese unerhörte Thorheit, die sein ganzes Glück in Frage stellt. Seine kräftigen Hände greifen in den Apparat, sie zerdrücken Trichter und Walzen, als wären sie Pappe, ein

Faustschlag vollendet das Werk der Zerstörung. Es ist eine ganz instinktive Regung gewesen, nun steht er mit zorniger Befriedigung davor und wendet den Kopf zu Irma. Die hat aufgeschrieen, die Hände wie schützend ausgestreckt, mit entsetzten Augen.

„So, mein Kind," sagt er aufatmend, „von jetzt ab wird keine Stimme aus dem Jenseits dich mehr beunruhigen. Es kommt jetzt nur auf dich an, ob du vernünftig sein willst."

Sie betrachtet ihn ganz verstört. „Du weißt nicht, was du mir damit genommen hast," sagt sie mit blassen, bebenden Lippen. Sie möchte ihm zürnen, ihm erbitterte Worte sagen, aber seine rücksichtslose Kraft lähmt sie, diese schlagbereite Männlichkeit, die keinen Widerspruch duldet. Sie steht so lange und so süß schon unter ihrem Druck.

Und sie weiß es ja, tief innerlich fühlt sie's: dies ist ihre Erlösung.

Er sagt: „Ich weiß das nicht? Viel besser, als du, thörichte Frau. Die Geißel habe ich dir genommen, mit der du dich wie eine mittelalterliche Flagellantin blutig gepeitscht hast. Verhext bist du gewesen, und ich habe den dummen Zauber zerschlagen. Ich habe ein Recht dazu, denn jetzt bist du mein, und wehe dem, der dich mir nehmen will. Sieh mir ins Auge, Irma, fester, freier: willst du nun glücklich werden? Willst du?"

„Ich will es wenigstens versuchen," erwidert sie schüchtern, und die Thänen rinnen ihr noch über die Wangen. —

Daß der Versuch gelungen ist, weiß alle Welt. Die Ehe des berühmten Malers gilt als eine der glücklichsten der Reichshauptstadt.

Attentate und Attentäter.

Ein Beitrag zur Psychologie des Verbrechers.

Von Otto Häussler.

Mit 22 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der abscheuliche Meuchelmord, dem König Humbert von Italien zum Opfer gefallen ist, und der das Entsetzen der ganzen Welt erregt hat, bietet uns den Anlaß zu einer allgemeinen Beleuchtung der Attentate auf gekrönte Häupter und Staatslenker, um die Verüber dieser Unthaten vom psychologischen Standpunkte aus einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Es giebt bekanntlich eine moderne Richtung in der Kriminalpsychologie, die in dem Verbrecher in erster Linie einen geistig kranken, anormalen, mangelhaft entwickelten, degenerierten oder um Jahrhunderte hinter der Zeit zurückgebliebenen Menschentypus sieht, und besonders der Italiener Lombroso und seine Schule haben sich bemüht, bis ins genaueste auch die körperlichen Merkmale aufzusuchen und festzustellen, die ihrer Meinung nach den geborenen Verbrecher vom ehrlichen Menschen oder dem Gelegenheitsverbrecher unterscheiden. Schießen nun auch ihre Behauptungen ohne Zweifel weit über das Ziel

hinaus, so liegt ihnen doch eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Es giebt in der That Menschen, die vermöge ihrer Gehirnbeschaffenheit, ihrer physischen und moralischen Veranlagung geradezu von dem Schicksal zum Verbrecher be-

Die Ermordung Wilhelms I. von Oranien durch B. Gérard am 10. Juli 1584.

stimmt zu sein scheinen; und es giebt andererseits gewisse Verbrechen, die kein Mensch von normaler geistiger Veranlagung begeht.

Zu diesen gehören in erster Reihe eben die **Attentate,**

von denen nachstehend die Rede sein soll. Schließen wir zunächst jene aus, die aus persönlicher Rachsucht verübt wurden und also unter den Begriff des gemeinen Mordes fallen; richten wir unseren Blick vielmehr auf Attentate, die aus unpersönlichen Motiven erfolgten, so finden wir, daß ihre Verüber in ihrer geistigen Verfassung bestimmte Merkmale gemeinsam haben. Der echte Attentäter ist fast durchweg ein junger unreifer Bursche, der noch nicht die Lebensmitte erreicht hat; ein fanatischer, überspannter Charakter, oft visionär veranlagt, von äußerst engem Gesichtskreis und geringem eigenen Urteilsvermögen, Suggestionen äußerst zugänglich, daher durch Bücher oder Genossen leicht verführt. Er hängt phantastischen Weltbeglückungsideen, seien sie nun politischer, sozialer oder religiöser Natur, nach, und ist meist so darin verrannt, daß er nichts anderes sieht. Großmannssucht und der Trieb, sich auf den Märtyrer hinauszuspielen, sich für seine Ideen zu opfern, daher er auch stets alle Schuld auf sich allein zu nehmen und seine Genossen, beziehungsweise Anstifter, unter keinen Umständen zu verraten pflegt, machen das Bild

Heinrich IV. von Frankreich, ermordet 14. Mai 1610.

François Ravaillac.

George Villiers, Herzog von Buckingham, ermordet 23. August 1628.

eines solchen typischen Attentäters vollständig.

Obwohl er in seinem engen Ideenkreise ganz folgerichtig denkt und redet, ist er doch als ein Mensch von anormaler Geistesbeschaffenheit anzusehen, als ein von einer fixen Idee Besessener. Nur die Richtung, die sein Verbrechertrieb nimmt, ist eine Folge der äußeren Umstände und der Einwirkung seiner Umgebung.

Betrachten wir in dieser Beleuchtung eine Anzahl geschichtlich berühmter Attentate und Attentäter, so werden wir das Gesagte fast ausnahmslos bestätigt finden.

Einer der besten Fürsten und edelsten Charaktere der Geschichte, der der Kugel eines fanatischen Menschen zum Opfer fiel, war Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, genannt der Schweiger, der Gründer der niederländischen Unabhängigkeit. Geboren am 14. April 1533 in Dillenburg, hervorragend als Krieger wie als Staatsmann, von ausgezeichnetem Charakter, verehrt von seinem Volke, dem er in langen Kämpfen die Unabhängigkeit vom spanischen Joche und die religiöse Freiheit errungen hatte, trennte ihn nur noch ein Schritt von der Erlangung der Krone des durch ihn geschaffenen unabhängigen Staates der Niederlande, als er am 10. Juli 1584 durch Meuchelmord endete.

John Felton.

König Gustav III. von Schweden, ermordet 16. März 1792.

Der Attentäter, Balthasar Gérard aus Villafans in Burgund, war 1562 geboren, also erst 22 Jahre alt. Der fanatische Bursche ließ sich durch spanische Verschwörer, die ihm seine That als religiös höchst verdienstlich hinstellten, bis zum Wahnsinn erhitzen. Diese Hintermänner, unter denen auch der Herzog von Parma war, tragen die eigentliche Schuld an dem Verbrechen, Gérard selbst hielt sich für einen Märtyrer. In den Sommertagen des Jahres 1584 weilte Wilhelm I. in der stillen Stadt Delft. Als er am 10. Juli mit seiner Gemahlin und einigen Freunden nach dem Mittagsmahle aus dem Speisesaal

Anckarström.

Ermordung des englischen Premierministers Spencer Perceval am 11. Mai 1812.

seines Hauses kam und sich in den zweiten Stock begeben wollte, trat Gérard auf ihn zu mit der Bitte um einen Reisepaß, zog gleichzeitig eine Pistole unter seinem Mantel hervor und feuerte sie auf die Brust des Oraniers ab.

Dieser stürzte zu Boden und rief: „Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!“ Wenige Minuten darauf verschied er. Gérard wurde ergriffen. Er gestand sein Verbrechen offen ein, das er für eine edle und gottgefällige That erklärte. Nach der grausamen Justiz der damaligen Zeit wurde er auf martervolle Weise hingerichtet. Er ging mit der

Spencer Perceval. John Bellingham.

Miene eines Märtyrers in den Tod. Daß König Philipp II. von Spanien die Familie des Mörders für die „löbliche und hochsinnige“ That in den Adelstand erhob, sei als Beitrag zu der Kultur jener Zeit nur nebenbei bemerkt.

Ebenso überlegt war die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich, und abermals war der Mörder ein noch im jüngeren Mannesalter stehender Fanatiker, der für seine That keinerlei persönliche Beweggründe hatte. Am 14. Mai 1610, als Heinrich IV., der beste König, den Frankreich je besessen, durch die engen Straßen von Paris fuhr, um dem kranken Herzog von Sully einen Besuch zu machen, mußte der Wagen in der Rue de la Ferronnerie halten, da die Durchfahrt von ein paar Karren versperrt wurde. Da stieg ein Mann auf eines der

Hinterräder und stieß dem Könige durch eines der offenen Fenster ein Messer in die Brust. „Ich bin verwundet!“ rief Heinrich IV. In demselben Augenblick traf ihn ein zweiter Stoß, der ihn tötete. Der Mörder ließ sich, ohne Widerstand zu leisten, ergreifen. Er hieß François Ravaillac, war 32 Jahre alt, aus Angoulême gebürtig, und erst Schreiber, dann Schullehrer gewesen. Wegen Schulden kam er ins Gefängnis. Während seiner Haft verfiel er in religiöse Schwärmerei, hatte Visionen und faßte nach seiner Entlassung, aufgereizt durch einige Schriften, die den Königsmord predigten, den Entschluß, Heinrich IV. zu töten. Lange zögerte er mit der Ausführung, die ihm endlich nur zu gut gelang. Er behauptete, keine Mitschuldigen zu haben, ertrug alle Qualen der Folter standhaft und ward am 27. Mai auf dem Grèveplatz hingerichtet, indem man ihn nach abermaliger vorhergehender Folterung von Pferden zerreißen ließ.

August v. Kotzebue, ermordet 23. März 1819.

Wie sehr die krankhafte Gemütsstimmung und Geistesrichtung bei den Attentätern das eigentlich Ausschlaggebende ist, und wie gering der äußere Anlaß sein kann, der ihrem exaltierten Fühlen und Wollen ein Ziel giebt, zeigt sich besonders deutlich bei der Ermordung des Her-

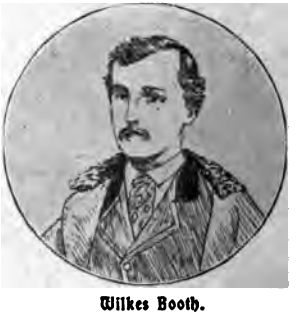
zogs von Buckingham. Dieser allmächtige Günstling Jakobs I. und Karls I. von England fiel unter der Hand John Feltons, eines verabschiedeten Leutnants, als er sich in Portsmouth am 23. August 1628 zum Entsatz von La Rochelle einschiffen wollte. Felton war von Geburt Irländer und von melancholischer Gemütsart. Er hatte an der Expedition nach La Rochelle und der Insel Ré im

Die Ermordung des Präsidenten Lincoln am 14. April 1865.

Jahre 1627, die kläglich scheiterte, teilgenommen, und sich gut geführt. Als er nicht, wie er hoffte, befördert wurde, steigerte sich sein Trübsinn immer mehr ins krankhafte. Er gab den Dienst auf und verbohrte sich, beeinflußt durch die damals weitverbreitete, dem Herzog feindliche Volksstimmung, in den Gedanken, der Herzog von Buckingham sei das größte Hindernis der Wohlfahrt Eng-

lands, und ihn zu töten eine preiswerte That, die ihrem Vollbringer den Dank der Mit- und Nachwelt sichern werde. Er kaufte sich ein gewöhnliches Messer für einen Schilling und stieß es dem Herzog, als dieser sich gerade in Portsmouth von seinen Begleitern verabschiedete, in die Brust. Buckingham fuhr mit der Hand nach dem Schwertgriff und schrie: „Gottes Wunder, der Schuft hat mich gestochen!" Dann zog er sich das Messer selbst heraus, sank aber gleich darauf nieder und starb eine Viertel-

Abraham Lincoln.



Wilkes Booth.

stunde später. John Felton wurde ergriffen und ging der über ihn verhängten Todesstrafe mit der finsteren Entschlossenheit des Fanatikers entgegen, die wir bereits bei seinen vor ihm genannten Geistesverwandten kennen gelernt haben. Auf die Frage nach Mitschuldigen sagte er, das Verdienst und der Ruhm der That komme ihm allein zu. Aufzeichnungen, die man in seiner Wohnung fand, gaben Zeugnis, daß er der festen Ueberzeugung war, es sei seine Pflicht gegen Gott und das Vaterland, den Herzog als Feind des Staates zu töten.

Weniger Schwärmer und Phantast, aber ein entschieden verbrecherisch veranlagter Charakter war Johann Jakob v. Anckarström, der Mörder König Gustavs III. von

Schweden. Geboren 1762 als Sohn eines Oberstleutnants, wurde er Page am königlichen Hofe, dann Fähnrich bei der Leibgarde, nahm aber bereits 1783 seinen Abschied. Er wird als ein Mensch von abstoßendem Charakter geschildert, voller Vermessenheit und aristokratischen Stolzes, den das Streben des Königs nach unbeschränkter Gewalt und die Beschränkung des allzu anmaßenden Adels mit finsterem Haß erfüllten. 1791 verband er sich mit mehreren anderen unzufriedenen Adeligen zu einer Verschwörung gegen den König, er selbst erbot sich, ihn zu ermorden. Lange suchte er vergeblich nach einer günstigen Gelegenheit, das Attentat auszuführen; endlich am 16. März 1792 gelang es ihm, auf einem Maskenball im Opernhause zu Stockholm, in die Nähe des Königs zu kommen und ihn durch einen Pistolenschuß tödlich zu verwunden. Man stellte ihn drei Tage lang öffentlich am Pranger aus und peitschte ihn mit Ruten, aber er verweigerte standhaft, seine Mitschuldigen zu nennen und erlitt am 27. April ohne Zeichen von Reue den Henkerstod.

Präsident James A. Garfield.

Wo nicht religiöse, politische oder soziale Motive vorliegen, ist es meist gekränktes Rechtsbewußtsein, das bei

dazu veranlagten, leidenschaftlichen und melancholischen Charakteren zu Attentaten führt. Typisch für diese Art von Attentaten ist das, welchem der englische Premierminister Spencer Perceval am 11. Mai 1812 zum Opfer fiel. Als dieser an dem bezeichneten Tage die Vorhalle des Abgeordnetenhauses betrat, schoß eine unbekannte Persönlichkeit ein Pistol auf ihn ab und traf ihn tödlich.

Charles Guiteau.

Der Attentäter hätte sich in der entstehenden allgemeinen Verwirrung leicht retten können, verschmähte aber dies zu thun. Einer der Abgeordneten, die sich um den sterbenden Minister bemühten, rief aus: „Welcher Elende hat das gethan!" Im gleichen Augenblick trat ein Mann hervor und sagte: „Ich bin der Unglückliche. Mein Name ist Bellingham. Es handelt sich um eine Privatangelegenheit. Die Regierung hat mir mein Recht verweigert — ich weiß, was ich gethan habe." Die Züge des Attentäters zeigen deutlich den Melancholiker. Der Verteidiger plaidierte auf Unzurechnungsfähigkeit, aber der Gerichtshof verwarf das. Der Attentäter wurde am 18. Mai gehenkt.

Als Gegensatz zu diesem Fall, nämlich als Typ des aus reiner überspannter Jugendschwärmerei und bis zum

Fanatismus gesteigerten Freiheitsdranges hervorgegangenen Attentates, kann die Ermordung Kotzebues durch Sand gelten. In den Zeiten der Reaktion, die den Befreiungskriegen folgten, war es besonders der russische Staatsrat und Dichter August v. Kotzebue, der durch seine Berichte, wie durch seine Schriften, in denen er das Treiben der jugendlichen Weltverbesserer mit dem giftigsten Spott überschüttete, den Haß der deutschen Studenten erregte. Der Student Karl Ludwig Sand, ein überspannter und von Eitelkeit beherrschter junger Mensch, faßte den Vorsatz, das deutsche Volk von Kotzebue, diesem „russischen Spion" und „Verräter am Vaterlande", zu befreien. Er nahte sich am 23. März 1819 dem Arglosen in Mannheim mit einem Briefe und durchbohrte ihn während des Lesens mit einem im Wams verborgen gehaltenen Dolche, indem er rief: „Hier, du Verräter des Vaterlandes!" In der eintretenden Verwirrung von niemand gehindert, ging Sand die Treppe hinab, trat vor die Thür, rief: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" kniete nieder und stieß sich mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" selbst den Dolch, aber ohne sich lebensgefährlich zu verletzen,

Präsident Carnot.

mehrmals in die Bruſt. Man ſchaffte ihn ins Hoſpital und brachte ihn von dort am 5. April ins Zuchthaus. Das Mannheimer Hofgericht ſprach am 5. Mai 1820 das Todesurteil über ihn aus, das dann am 20. Mai mit dem Schwert vollzogen wurde.

Politiſcher Fanatismus brachte am Ende des großen amerikaniſchen Bürgerkrieges dem trefflichen Präſidenten der Union, Abraham Lincoln, den Tod. Am Abend des 14. April 1865 wohnte Lincoln mit ſeiner Gattin, einer dieſer befreundeten Dame und dem Major Rathbone in einer Proſceniumsloge von Fords Theater zu Waſhington der Vorſtellung bei. Während des dritten Aktes kam ein junger Mann in das Theater, der den Präſidenten in wichtiger Angelegenheit ſprechen zu müſſen erklärte und ſich dadurch Einlaß in deſſen Loge verſchaffte. Plötzlich fiel ein Schuß in der Loge, der Fremde drängte ſich zwiſchen den beiden Damen durch und ſprang über die Brüſtung auf die Bühne. Dort ſchwang er mit komödiantenhafter Haltung einen Dolch und einen Revolver und rief, auf den zuſammengeſunkenen Präſidenten deutend: „Sic semper tyrannis!“ (So ergehe es allen Tyrannen!)

Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ermordet am 10. September 1898.

Lincoln verschied in der Morgenfrühe. Der Mörder, ein Schauspieler Namens John Wilkes Booth, ein Bruder des gefeierten Tragöden Edwin Booth, war in der allgemeinen Verwirrung entkommen. Er war ein fanatischer Anhänger des Südens und geistig nicht mehr ganz normal. Als er bis Gareits Farm bei Bowling in Virginia gelangt war, holten ihn die Verfolger ein. Booth verteidigte sich wie ein Rasender in einer Scheune, in der er sich verbarrikadiert hatte, bis ihn eine Kugel niederstreckte.

Von Lincolns Nachfolgern wurde auch James Abram Garfield das Opfer eines Meuchelmörders. Am 2. Juli 1881 wurde er auf dem Bahnhofe der Baltimore-Potomac-Eisenbahn zu Washington von einem ehemaligen Advokaten, Charles Guiteau, der zu jener Zeit ein brotloser Stellenjäger war, durch zwei Revolverschüsse schwer verwundet. Nach langen qualvollen Leiden starb Garfield am 19. September 1881. Der Mörder behauptete, nicht aus eigenem Antriebe, sondern infolge eines besonderen göttlichen Auftrages auf den Präsidenten geschossen zu haben, und sein Verteidiger suchte ihn als verrückt hinzustellen, während er in Wirklichkeit ein frecher Heuchler war. Er wurde zum Tode verurteilt und am 30. Juni 1882 im Gefängnis zu Washington gehängt.

Das gleiche Geschick wie seine beiden amerikanischen Kollegen traf den Präsidenten der französischen Republik, Marie François Sadi Carnot. Er wurde am 24. Juni 1894, kurz vor dem Ablauf seiner Präsidentschaftsperiode, bei dem Besuch einer Kunst- und Gewerbeausstellung in Lyon auf der Fahrt nach dem Theater von einem jungen italienischen Anarchisten, Santo Caserio, durch einen Dolchstoß tödlich verwundet und starb wenige Stunden darauf am Morgen des 25. Juni. Der Mörder bekannte sich in dem am 3. August gegen ihn verhandelten Prozesse

als Anarchist und leugnete beharrlich, Mitschuldige zu haben. Caserio wurde zum Tode verurteilt; er bewies bei seiner Hinrichtung in Lyon am 16. August durchaus nicht einen Mut, der seinem frechen Benehmen vor Gericht entsprochen hätte.

Wir kommen mit diesem Meuchelmörder zu einer Kategorie von Attentätern, die durch eine ganze Reihe ebenso grausamer als zielloser Mordthaten den allgemeinen Abscheu wachgerufen haben und deren Brutstätte gerade Italien zu sein scheint.

Ein italienischer Anarchist ist auch Luigi Luccheni, der am 10. September 1898 zu Genf die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich erstach, obwohl die hohe Frau der Politik völlig fern stand. Wohl durfte Kaiser Franz Joseph in der Danksagung an seine Völker für ihre warme Teilnahme sagen, der Mörder habe sich „gegen die edelste der Frauen erhoben und in blindem, zielloſem Hasse das Herz getroffen, das keinen Haß gekannt und nur für das Gute geschlagen habe". Der Mörder, der seine Unthat im Gefängnis büßt, rühmte sich ihrer noch nachher; auf dem Polizeiposten erklärte er, er sei Anarchist und ohne Brot, und er hasse die Reichen. Er gehört zu jenen tiefgesunkenen Naturen, die unter dem traurigen Einfluß schrankenloser Verhetzung jeden moralischen Halt verlieren und so zum urteilslosen Werkzeug für Verbrechen werden, deren sich die Menschheit zu schämen hat.

Allein im verflossenen Jahrhundert sind durch Mörderhand gefallen: 9 Präsidenten von Freistaaten, 2 Kaiser, 1 König, 2 Fürsten, 2 Sultane, 1 Schah und 1 Kaiserin.

Mannigfaltiges.

Die Verschwörung. — Nach dem Beinamen des ehemaligen Königs Jérôme von Westfalen „König Lustick" sollte man schließen, daß man an dem Hofe dieses Schattenkönigs nichts als eitel Lust und Freude gekannt hätte, höchstens vielleicht, daß hin und wieder ein energischer Befehl des kaiserlichen Bruders eine vorübergehende Verstimmung hervorrief. Jedoch ist es vielmehr als Thatsache zu betrachten, daß die lustigen Franzosen auf einem Vulkan tanzten, daß die knorrigen Hessen und Westfalen durchaus nicht gern das Joch der Fremdherrschaft trugen, und daß sie stets bereit waren, mit der Waffe in der Hand die Eindringlinge zu vertreiben.

Diese Stimmung der Bevölkerung war dem „König Lustick" und seiner Regierung nicht nur nicht unbekannt, sondern man war im französischen Lager sogar geneigt, viel schwärzer zu sehen, als es nötig gewesen wäre. Ueberall witterte man Empörung und Verschwörung; und nicht genug, daß man das Land mit einem Netz eigener politischer Spionage umgeben hatte, so rechnete man auch noch auf die Angeberei der Landeskinder selbst, und für die geringste Denunziation, die auf eine Verschwörung hinwies, oder für die Namhaftmachung eines Verschwörers wurde eine hohe Belohnung ausgesetzt.

Durch die Steuern und Erpressungen der Franzosen war das Land ausgesogen, und namentlich unter der Landbevölkerung war mancher an den Bettelstab gebracht worden. Auch zwei Brüder, welche gemeinschaftlich ein ihnen von den alten noch

lebenden Eltern übergebenes kleines Gut bewirtschafteten, sahen mit Sicherheit dem kommenden Ruin entgegen. Sie hatten keinen Heller im Hause, und wenn sie nicht in den nächsten Tagen die fälligen Zinsen zahlen konnten, sollte ihr Gut unter den Hammer kommen.

Während sie ratlos dastanden und vergebens einen Ausweg suchten, zog ein französischer Tambour mit einer kleinen Soldatenabteilung vorüber und machte mit lauter Stimme bekannt, daß die Regierung für jede Denunziation dem Angeber hundert Thaler zahle.

Die Brüder beachteten die Aufforderung kaum, aber als die Soldaten vorüber waren, sprang plötzlich Kaspar, der Aeltere, auf und rief: „Ich hab's! Wir werden gerettet werden. Brüder Veit — für die Denunziation eines Verschwörers werden hundert Thaler gezahlt, eine hinreichende Summe, um uns von der nächsten Gefahr, die uns und unser Gut bedroht, zu befreien."

„Du willst doch nicht —?" fragte der Bruder entsetzt.

„Ich nicht, aber du! Du wirst heute noch nach Kassel fahren, in das Ministerium gehen und mich als Verschwörer bezeichnen. Du weißt, daß du damit nicht die Unwahrheit sprichst, denn ich habe mich seit dem Bestehen dieses sogenannten Königreiches Westfalen bemüht, unsere Bauern zu einem etwaigen Kampfe gegen die Feinde bereit zu halten."

„Niemals, Kaspar," brauste der Jüngere auf, „niemals wirst du mich zu diesem doppelten Schurkenstreiche bereit finden!"

Kaspar ließ erst den Bruder austoben, dann setzte er ihm mit ruhiger Stimme seine Gründe auseinander, unter denen der schwerwiegendste, daß sie ihre alten Eltern nicht darbend und bettelnd aus dem Hause jagen lassen dürften, den Ausschlag gab.

Nur ein Bedenken machte Veit noch geltend. „Wenn sie dich ergreifen, werden sie dich als Verschwörer hinrichten."

„Glaubst du denn, ich würde ein Narr sein und noch einen Augenblick hier länger verweilen? Wir werden den Eltern erzählen, daß wir beide nach verschiedenen Richtungen hin Freunde aufsuchen wollen, um das nötige Geld zu leihen. Dann

fährst du nach Kassel, während ich jenseits der Grenze verschwinde."

So geschah es. Veit fuhr auf seinem Ackerfuhrwerk nach Kassel, stellte jenes in eine Ausspannung und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse. Als er einen Vorübergehenden nach dem Wege fragte, blieb dieser stehen und starrte ihn an.

„Bist du es wirklich, Veit?"

Dieser, näher hinschauend, erkannte einen früheren Knecht. „Ja, Görge, ich bin es."

„Und was treibt dich hierher nach Kassel?"

„Ich will einen Verschwörer anzeigen."

„Und Geld dafür einnehmen?"

„Natürlich."

„Dann kannst du wieder getrost nach Hause gehen. Von denen da oben kriegst du nicht einen Batzen heraus."

„Da irrst du," entgegnete Veit, „ich hörte noch gestern die Bekanntmachung, daß jeder hundert Thaler erhält, der —"

„Darüber brauchst du mich nicht zu belehren. So schlau wie du war ich längst. Aber der König Lustick braucht selbst Geld genug für seine Vergnügungen. Sie haben sich daher einen Streich ausgedacht, um die Denunziationsgebühren zu sparen. Während der Angeber nämlich seine Geschichte erzählt, sitzt ein Schreiber hinter einer spanischen Wand und schreibt alles nach. Ist man dann mit seiner Geschichte fertig, so heißt es: „Das wußten wir schon längst," und sie halten einem dann das Buch vor die Nase, in welchem alles aufgeschrieben ist."

Diese Worte trafen Veit wie ein Donnerschlag, und als er sich von Görge getrennt hatte, taumelte er wie sinnlos durch die Straßen. Also sollte die Flucht des Bruders vergebens gewesen sein, und er selbst mit leeren Händen wieder zurückkehren?

Plötzlich kam ihm aber ein Gedanke, und mutiger schritt er wieder seinem Ziele zu. Nachdem er dem vor dem Ministerium stehenden Diener sein Anliegen mitgeteilt hatte, wurde er vor den Direktor des Spionageweſens geführt, dem er mit lauter Stimme den Bauernsohn Kaspar Schmidt als Verschwörer denunzierte.

Was Görge vorausgesagt hatte, traf ein. Es wurde sogleich

ein Buch herbeigebracht, in welchem die eben verzeichnete Aussage Veits bereits verzeichnet stand.

„Das wundert mich um so mehr," sagte dieser lächelnd, „als ich einen Bauernsohn Namens Kaspar Schmidt gar nicht kenne. Ich habe diesen Namen nur vorgeschoben, weil mir ein guter Freund riet, zuerst diese Aussage zu machen und erst später den richtigen Namen zu nennen."

„Dann werden wir also jetzt den richtigen Namen zu hören bekommen?" fragte der Beamte.

„Ja, wenn mir das Geld bestimmt versprochen wird."

Das geschah, und Veit nannte den richtigen Namen seines Bruders. Der Direktor that, als wolle er nun das Geld herbeiholen, wandte sich aber plötzlich um und sagte: „Wer bürgt mir aber nun dafür, daß der jetzt genannte Name der richtige ist?"

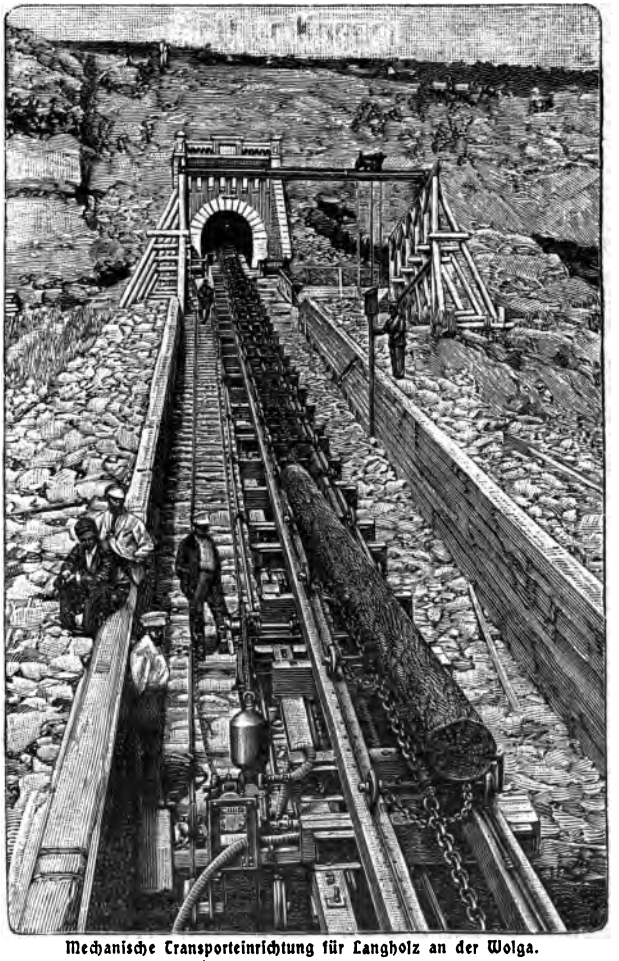
Veit erwiderte nach längerem Zögern: „Ich kann mich mit Papieren über meine Person ausweisen, und derjenige, den ich angegeben habe — ist mein Bruder."

„Um so näher liegt es, daß auch du ein Verschwörer bist," sagte der Direktor, „und ich verhafte dich im Namen des Königs."

Trotz aller Beteuerungen wurde Veit ins Gefängnis geführt. In einem späteren Verhör bekannte er dann die ganze Wahrheit, und die Geschichte machte ein solches Aufsehen, daß sie auch zu Ohren des Königs kam. Dieser amüsierte sich so über diese „Verschwörung", daß er verfügte, man solle jedem der beiden verschworenen Brüder hundert Thaler zahlen. Die Summe genügte, um das Gut den Brüdern zu erhalten, und Kaspar, der sich darauf gefaßt gemacht hatte, nicht eher zurückzukehren, als bis die Franzosenherrschaft ein Ende erreicht hätte, gelangte unbehelligt wieder in die Heimat zurück.

Von nun an aber wurden die „Denunziationsgelder" aufgehoben. M. H.

Neue Erfindungen. I. Kettenaufzug für Floßholz. — Wo früher grundlose Wege und schwere Lasten das Zugtiermaterial angriffen, wie auch ein großes Personal an Bedienungsmannschaften erforderlich war, da treten jetzt mehr und mehr die mechanischen Transporteinrichtungen mit ihrer Zuverlässigkeit



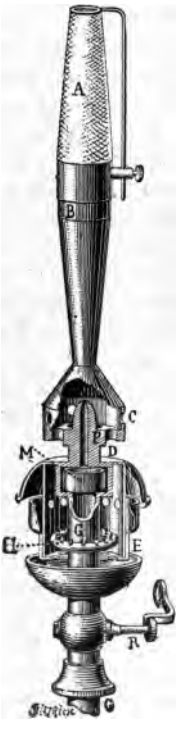
Mechanische Transporteinrichtung für Langholz an der Wolga.

und Regelmäßigkeit ein und bieten den größten Vorteil, da zu ihrer Bedienung nur wenige Leute erforderlich sind. In den meisten Fällen machen sich derartige Anlagen durch die erzielten

Ersparnisse schon im ersten Jahre fast vollständig bezahlt. — Unser Bild zeigt eine derartige Förderbahn, nämlich einen Kettenaufzug für Floßholz, welcher von der Firma Arthur Koppel, die in dieser Beziehung große Erfahrungen und reichhaltiges Material hat, erbaut wurde. Der Kettenaufzug dient dazu, Langholzstämme aus der Wolga bis zu dem ca. 420 Meter entfernten und ca. 63 Meter hoch gelegenen Stapelplatz zu fördern. Die Maschinenstation ist, um einen geringeren Kettenzug zu erhalten, in die Mitte der Strecke gelegt und diese mittels eines Tunnels unter der am Ufer laufenden Eisenbahn hinweggeführt worden. In Anbetracht des ca. 12 Meter wechselnden Hochwasserbestandes ist die Strecke vom Tunneleingang bis zum Wasserspiegel transportabel ausgeführt und kann, dem Wasserstand entsprechend, verkürzt oder verlängert, oder bei eintretendem Eisgange vermöge vor dem Tunnel angeordnetem Laufkrane ganz ausgefahren und beiseite gesetzt werden. Ueber zweihundert Langholzstämme werden in einer Stunde befördert. Man kann sich daher einen Begriff von der Leistungsfähigkeit machen, welche diese Transportmethode gegenüber jeder anderen aufweist.

II. Verbesserter Brenner für Glühstrümpfe. — Bekanntlich entwickeln die Gasglühstrümpfe eine um so größere Leuchtkraft, je höher die Temperatur der Flamme ist, auf der sie angebracht sind. Mit dem gewöhnlichen Bunsenbrenner wird nun aber das Maximum der Temperatur nicht entfernt erreicht, und zwar hauptsächlich deswegen nicht, weil bei ihm sich das Gas nicht innig genug mit der atmosphärischen Luft vermischt. Bei einem verbesserten Brenner (System Saint-Paul), den unsere Abbildung veranschaulicht, wird das Gas bereits heiß gemacht, bevor es in den Behälter gelangt, wo es mit der Luft in Berührung tritt. Zu diesem Zweck befindet sich der Kranz H, zu dem das Gas mit der Hauptröhre G durch eine kleine Zweigröhre gelangt, nachdem der Hahn R geöffnet ist, in dem mit Löchern versehenen Behälter E und bildet eine Art von Vorwärmer, den man anzündet, um die in G eingelassene Metallscheibe M möglichst heiß werden zu lassen. Wenn dann das Gas bei P ausströmt und sich mit der bei C und D in den

unteren Teil der koniſchen Röhre B einfließenden atmoſphäriſchen Luft miſcht, ſo beſitzt es eine Temperatur, die nach den angeſtellten Verſuchen eine vollſtändige Gleichmäßigkeit des Gemenges gewährleiſtet. Dieſes ſtrömt nun aufwärts und wird am oberen Ende von B angezündet, um den Strumpf A zum Glühen zu bringen. Das Gas erreicht dabei eine Hitze von ungefähr 1800° Celſius, und der Strumpf entwickelt eine erheblich ſtärkere Leuchtkraft als bei den gewöhnlichen Brennern. Fr. R.



Verbeſſerter Brenner (Syſtem Saint-Paul) für Glühſtrümpfe.

Der Leichenbummler war vor etwa achtzig Jahren eine allbekannte Perſönlichkeit Wiens. Er hatte früher eine niedere Beamtenſtelle und wurde mit einem jährlichen Ruhegehalt von 85 Gulden penſioniert. Vermögen beſaß er nicht, das Ruhegehalt reichte für die beſcheidenſten Lebensanſprüche nicht aus, und doch hatte ihm der Arzt eine kräftige Koſt und täglich mindeſtens ein Glas Wein verordnet. Arbeiten und erwerben konnte er nicht mehr. Wie nun zu kräftiger Koſt und einem Glaſe Wein kommen? Das war die Frage, die ſeine Seele fort und fort bewegte. Da kam ihm eines Tages ein Zeitungsblatt in die Hand, er las und — plötzlich hellte ſich ſeine trübe Miene auf, denn er hatte gefunden, was er ſo lange vergeblich geſucht, täglich eine kräftige Koſt und ein Glas Wein. Sofort eilte er ſeiner Wohnung zu; hier angelangt, ſuchte er haſtig aus dem geringen Vorrat an Leibwäſche ein neugeſteiftes Vorhemdchen, legte die etwas fadenſcheinigen ſchwarzen Feiertagsbeinkleider und den nicht viel tröſtlicheren Frack an und trabte dann der Stadtgegend zu, in welcher der wohlhabende Mittelſtand vornehmlich ſein Quartier aufgeſchlagen. Hier kam er vor ein

Haus, vor welchem Trauerkutschen hielten, machte sich mit Regenschirm und Ellenbogen durch das Heer der Gaffer Bahn und trat:

„'ne Thrän' im Aug',
Im Herzen aber froh,"

unter die trauernden Verwandten, die dem Seligen die letzte Ehre geben wollten und sich dazu eben durch einen kleinen Imbiß stärkten. Zwar richtete sich mancher fragende Blick auf den unbekannten Mann mit der heftigen Rührung, aber derselbe weinte zu schön und natürlich und hatte durchaus richtig kalkuliert, man werde bei solcher Gelegenheit, jeden Eklat vermeidend, auch dem fremden Leidtragenden ein stilles Plätzchen gönnen, zumal ja in der Todesanzeige von den zahlreichen Freunden des Verstorbenen die Rede war und doch niemand wissen konnte, „was ihm der Tote gewesen". Kurz, der Brave griff in bitterer Trübsal wacker zu und ließ den genossenen Wein als Thränen wieder über die abgehärmten Wangen hinabdestillieren. Die Kutscher fuhren vor, man stieg ein, auch unser Held erlangte eine mollige Wagenecke, und als er nun so dahingeschaukelt wurde auf den weichen Polstern, da kam die freudige Gewißheit über ihn, so und nur so könne er die Vorschrift des Arztes befolgen.

Seit jenem ersten glücklichen Debüt war er der eifrigste Leser der Totenliste; wo ein seinem Zweck entsprechendes Leichenbegängnis stattfand, wo „den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dahingeschiedenen" angezeigt wurde, daß die Beerdigung vom Trauerhause aus, um die und die Stunde erfolge — und solcher zweckentsprechenden Leichenbegängnisse gab es in der Großstadt täglich wenigstens zwei oder drei — da sah man ihn unbedingt unter den Leidtragenden. Was kümmerte es ihn, daß einzelne hämische Neider, denen ja auch das Ernsteste nicht heilig ist, ihm den Spottnamen „Leichenbummler" gaben? — er trauerte rüstig weiter um die verblichenen Brüder und Schwestern. Bald begannen sich seine hohlen Wangen zu runden, und seine Nase bekam einen lieblichen Anflug von Purpur. Er brachte sein Leben fast an die achtzig Jahre. C. L.

Kalifornische Riesenfrüchte. — Das Goldland Kalifornien gehört unstreitig zu den gesegnetsten Ländern der Erde. Zwar

kann man keine Goldklumpen mehr mit der Schaufel aus dem Boden graben, aber dem Spaten und Pfluge des Ackerbauers gelingt es, falls künstliche Bewässerung beschafft wird, dem dürren Boden wahrhaft erstaunliche Ernten von allen Nahrungspflanzen der gemäßigten und wärmeren Zone zu entlocken. Zitronen, Orangen, Datteln, Oliven, Trauben wachsen neben den besten

Kalifornische Riesenrunkelrüben.

Aepfeln, Birnen, Aprikosen und Pfirsichen; dazu baut man mit größtem Erfolge alle Getreide-, Gemüse- und Beerenarten in vorzüglicher Sorte. Freilich ist das wasser- und regenarme Südkalifornien für den kleinen Farmer nichts; die Notwendigkeit kostspieliger Bewässerungsanlagen giebt nur dem begüterten Ansiedler Aussicht, dort fortzukommen. Gut gelegenes und bewässertes Land steht, selbst wenn noch völlig wüst, hoch im Preise. Aber bereits versorgt Kalifornien ganz Nordamerika mit Obst und führt sogar in immer steigenden Mengen nach Europa aus.

Seit jeher haben die kalifornischen Riesenfrüchte, die ein Beweis für die erstaunliche Fruchtbarkeit und Nährkraft des Bodens sind, die Bewunderung derer erregt, die sie sahen. Man kann sich kaum einen zureichenden Begriff davon machen, was der kalifornische Boden in dieser Art Monströses hervorbringt. Von Zeit zu Zeit werden in den amerikanischen Zeitungen Abbildungen riesenhafter kalifornischer Trauben, Aepfel, Kartoffeln, Erdbeeren oder Kohlköpfe veröffentlicht. Wir führen unseren Lesern — nach einer Photographie — zwei Riesenrunkelrüben vor Augen, die auf einem kalifornischen Felde zu der kolossalen Größe emporgewuchert sind, wie unser Bild sie zeigt. Man hat sie stützen müssen, damit sie nicht durch ihre eigene Schwere umbrechen. F. Z.

Ein Bittgesuch Mozarts. — Im Besitz der Familie Mendelssohn-Bartholdy befindet sich ein merkwürdiges Originalschriftstück Mozarts, ein Bittgesuch an den Stadtmagistrat zu Wien. Auf der Außenseite steht in drei Respektabsätzen:

„Stadt-Magistrat! unterthäniges Bitten Wolfgang Amadé Mozarts, K. K. Hofcompositors, um dem hiesigen Hrn. Kapell-Meister an der St. Stephans-Domkirche adjungirt zu werden."

Das Schreiben selbst, von Mozarts eigener Hand auf einem Stempelbogen geschrieben, lautet:

„Hochlöblich Hochweiser Wienerischer Stadt-Magistrat! Gnädige Herren! Als Herr Kapellmeister Hoffmann krank lag, wollte ich mir die Freiheit nehmen, um dessen Stelle zu bitten, da meine Musikalischen Talente und Werke, sowie meine Tonkunst im Auslande bekannt sind, man überall meinen Namen einiger Rücksicht würdiget, und ich selbst am hiesigen Höchsten Hofe als Compositor angestellt zu sein seit mehreren Jahren die Gnade habe; hoffe ich dieser Stelle nicht unwerth zu sein, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Gewogenheit zu verdienen. — Allein Kapellmeister Hoffmann ward wieder Gesund, und bei diesem Umstande, da ich ihm die fristung seines Lebens von Herzen gönne, und wünsche, habe ich gedacht es dürfte vielleicht dem Dienste der Domkirche und meinen gnädigen Herren zum vortheile gereichen, wenn ich dem schon älter gewordenen Hrn. kapellmeister für jetzt nur unentgeltlich adjungirt würde, und dadurch die Gelegenheit erhielte, diesem Rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die

Hand zu gehen, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Rücksicht durch wirkliche Dienste mir zu erwerben, die ich durch meine auch im kirchenstyl ausgebildeten känntnisse zu leisten vor andern mich fähig halten darf. Unterthänigster Diener Wolfgang Amadé Mozart, K. K. Hofcomposítor."

Die Unterschrift steht devot ganz unten. Das Datum fehlt, Mozart hat es vergessen. Es wird aber mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein, daß das Schreiben in den letzten Jahren seines Lebens abgefaßt worden ist. Vielleicht nicht lange bevor ihn der Tod davon befreite, seine Dienste dem Hochweisen Stadtmagistrat von Wien umsonst anbieten zu müssen. C. Sp

Blonde Frauen. — Es ist eine Thatsache, daß von jeher die blonde Schönheit bei den Kulturvölkern die bevorzugte war. Bei den alten Griechen war sie ohne Frage die Schönheit schlechthin, das geht schon aus der Mythologie hervor.

Die drei Grazien waren blond und goldhaarig die Nymphen. Aurora und die schaumgeborene Göttin der Liebe, Aphrodite, werden als lichte, rosige Gottheiten dargestellt, die durch ihren Liebreiz die Menschenkinder zur Anbetung hinrissen.

Das Ideal der Frauenschönheit war also dazumal das Blond, und des Paris Urteil nur das Urteil des ganzen Altertums. Homer rühmt an der Helena das reiche, goldblonde Haar, das in gleichmäßigen Wellen die zarten Schultern umfloß. Und seitdem haben die Dichter nicht aufgehört, die schimmernde Goldflut des Haares zu verherrlichen. Das glänzende Gelock der Berenike wurde unter die Sternbilder versetzt, und ein einziges blondes Goldhaar der Isolde, um den Flügel einer Schwalbe geschlungen, erweckte Tristans Liebe und entzündete die Leidenschaft des alten Königs Marke.

Die blonde Phryne war es, welche die beiden größten Künstler Griechenlands begeisterte, den Bildhauer Praxiteles und den Maler Apelles. Horaz, Properz und andere Dichter schwärmten für blondes Haar, und blond waren auch die Huldgestalten der großen italienischen Dichter des Mittelalters. Vor allen die Beatrice des Dante und Tassos Heldin in seinem „Befreiten Jerusalem". Das Porträt Armidas war, wie man

annimmt, das der blonden Eleonore von Este. Arioſt pries die blonde Angelika. Es war in dem Zeitalter, das unter dem Einfluß dieſer Dichter ſtand, als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, den Orden des Goldenen Vließes ſtiftete, ſeiner blonden Gemahlin zu Ehren.

Margarete von Valois, die Schweſter des ritterlichen Königs Franz I., war allerdings brünett und ebenſo Magdalene, die Tochter des Königs. Aber ſelbſt ein Hofpoet wie Clement Marot (1495—1544) konnte nicht umhin, im Hochzeitsgedicht auf die letztere zu ſagen: „Brunette elle est, mais pourtant elle est belle!“ (Sie iſt brünett und dennoch ſchön!) Ein Beweis, wie ſehr die Begriffe Frauenſchönheit und blondes Haar als gleichbedeutend betrachtet wurden. Die entzückenden Frauenköpfe Tizians haben blondes Haar, und die zarten Blondinen mit der roſigen, durchſichtigen Hautfarbe, wie Rubens ſie gemalt hat, feſſeln uns ebenſoſehr, wie die herrlichen goldhaarigen Frauengeſtalten des Paolo Veroneſe, Giorgione, Tintoretto und Palma Vecchio. Wenn wir die Fülle der uns aus jener Zeit erhalten gebliebenen Madonnenbilder betrachten, ſo muß uns das Vorherrſchen der lichten Haarfarbe auffallen.

Das blonde Haar war beſonders in Venedig auf das höchſte geſchätzt. In ſeinem Buche „Von der vollkommenen Frauenſchönheit“ bemerkt der Florentiner Agnolo Firenzuola: „Wiſſet, daß für wirklich ſchönes Haar Blond die einzig wahre Farbe iſt“; und Silvius ſchrieb einen Roman zur Verherrlichung der blonden Frauen. Auch exiſtiert ein Buch: „La Pauleographie“, welches zum Preiſe einer Dame von Toulouſe, genannt La belle Paule, geſchrieben und in Lyon gedruckt worden iſt. Von dieſer Schönheit iſt bekannt, daß ſie, im Gegenſatz zu den Toulouſerinnen im allgemeinen, blonde Locken gehabt habe, und der Verfaſſer der Pauleographie erklärt ganz offen, es könne bei einer Frau überhaupt nur dann von Schönheit die Rede ſein, wenn jene Bedingung — blondes Haar — erfüllt werde.

Die ſchönſte Frau ihrer Zeit war eine Blondine, eine venetianiſche Gräfin, genannt La Biondina. Ganz Venedig ſchwärmte für ſie, ſolange die Biondina „in der Stadt der hundert Inſeln“ lebte.

Berühmte Blondinen waren nach den „Kosmetischen Studien" von Schultheiß die schöne und geistvolle Marchesa v. Vasto, die liebliche Johanna von Aragonien, deren Züge uns Raffaels Pinsel verewigt, und Lucrezia Borgia, deren Lob uns Ariosto verkündet. Unter anderen blonden Berühmtheiten werden Anna von Oesterreich, Marie von Bourbon, die Herzogin von Chevreuse und endlich auch die schöne Herzogin von Longueville genannt. Auch Agnes Sorel, die Freundin Karls VII. von Frankreich, war blond; Diana v. Poitiers, Gabrielle d'Estrées und Maria Stuart hatten blondes Haar. Ein Zeitgenosse der Königin, der Historiker Brantôme, der „die goldenen Locken Marias über den Richtblock wallen läßt", vergißt allerdings hierbei jener Forschung, welche dieses Goldgelock als eine Perücke hinstellt. Doch mag letzteres auch Wahrheit sein, so zeigt es nur, wie sehr selbst die höchstgestellten Frauen zur vollendeten Schönheit blondes Haar für nötig hielten.

Von der schönen Ninon de l'Enclos, die noch in ihrem siebzigsten Lebensjahre die Männerwelt zu fesseln wußte, wird gesagt, daß ihr Haar wie gesponnenes Gold glänzte.

Madame de Sevigné und Fräulein de la Vallière erfanden eine neue Haartracht für Blondinen. Madame de la Fayette und Madame de Maintenon bezauberten ihre Zeitgenossen durch ihr wundervolles Blondhaar. Von zartestem Blond war die schöne Kaiserin der Franzosen, Eugenie, und der Herzogin von Mouchy „goldene Welle", der Marquise v. Gallifet „leuchtendes Haar" war in aller Mund. Ob rotblond, goldblond oder aschblond — dieses schimmernde Haar hat unleugbar eine ganz eigenartige Anziehungskraft.

„Was ich Tiefstes, Zartestes empfunden,
Wär' an dieses blonde Haupt gebunden —"

singt Konrad Ferdinand Meyer in seiner Reisephantasie, und eine wundervolle Serenata des Stecchetti, von Mascagni in Musik gesetzt, lautet:

„Dein blondes Haupt, auf sanften Pfühl gesunken,
Glüht wie die Rose, von Traumessüße trunken.
Licht, wie die blonden Locken dich umsäumen,
Lächelst du lieblich deinen Wonneträumen."

Deutsche Romanschriftsteller gießen über ihre blonden Heldinnen allen Glanz des Himmels und der Erde aus, denn der germanischen Mythologie nach sind die blauäugigen und blonden Menschen Kinder Wotans, Kinder der Sonne, die dunkelfarbigen und brünetten stammen von den Alben ab. Also: was die Frauen anbetrifft, so würde die Blonde dem Himmel, die Brünette der Erde angehören.

Doch eben nur der Sage nach. In Wirklichkeit ist die blonde Haarfarbe keineswegs das Abzeichen eines Engels oder eines sanften Täubchens. Es wird zwar im allgemeinen behauptet, Blondinen seien zarter, sanfter und weicher als die Brünetten, in deren Adern das Blut heißer rolle, aber eine solche Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen. „Trägt die engelgleiche Geduld immer nur gold- oder aschblondes Haar?" ruft ein Zweifler aus. „Giebt es nicht auch blonde Hexlein und goldhaarige Teufelchen?"

Auch Heinrich Heine hat die Erfahrung gemacht, daß selbst blonde Frauen falsch und treulos sein können, aber trotzdem tragen all seine Himmelskönigginnen, Engel und Madonnen Goldlockenwellen.

Eine neue Erscheinung in der Roman- und Bühnenlitteratur ist die blonde Frau „mit dem Sirenenlächeln und der Vampyrnatur". Bei Turgenjew findet sich dieser Typus in fast künstlerischer Vollendung ausgeprägt, und diese blonden Dämonen sind die schlimmsten, weil man furchtlos und unbedingt in ihre Netze geht.

Thatsache ist es, daß es mehr Brünetten in der Welt giebt als Blondinen; daß diese aber mit der Zeit ganz aussterben werden, kann ich nicht glauben. Doch blond oder brünett — die Persönlichkeit ist im Grunde das allein Wichtige. Der weiblichen Güte, Anmut und Liebenswürdigkeit gebührt die Krone, und diese Eigenschaften sind auf Blond und Braun gleich verteilt. Ein Mädchen oder eine Frau kann brünett sein und doch in ihrer Seele die ganze weibliche Zartheit bergen, die man hauptsächlich der Blonden andichtet. Das Wunder der Liebe bewirkt der goldene Sonnenschein im Herzen, nicht nur der Sonnenfunken, der auf blonden Locken flimmert. Auch ist

der Geschmack der Dichter, der sich zu Gunsten der Blonden ausspricht, durchaus nicht der der Allgemeinheit, und die Blonden haben wohl nur durch ihre verhältnismäßige Seltenheit etwas vor den Braunen voraus. Denn das Seltene reizt auch dann, wenn ihm sonst keine anderen Vorzüge zur Seite stehen.

H. v. Riccaud.

Zur Geschichte der Schattenspielkunst. — Es war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als in Brünn ein Mann Namens Khünel lebte, der mit vielen anderen Narren seiner Zeit den Stein der Weisen suchte und als Goldmacher in seinem Laboratorium so lange braute und kochte, bis er sein Vermögen und Haus und Hof dazu glücklich durch den Schlot und in alle Winde gejagt hatte, ohne dabei, wie sein Kollege Böttger in Meißen, wenigstens eine andere rentable Erfindung zu machen. Aber er war trotzdem zum Erfinder geboren. Denn als er eines Abends verzweiflungsvoll frierend und hungernd durch sein kahles Zimmer rannte und die mageren Hände gen Himmel streckte, von dem er Hilfe erhoffte, da gewahrte er zufällig die eigentümliche Figur, welche der Schatten seiner gerungenen Hände auf die weiße Wand warf. Er hielt die Figur fest, starrte, staunte, wie ein Blitz durchfuhr es sein Gehirn — und die Schattenspielkunst war erfunden. Khünel veränderte nun die Lage seiner Hände, nahm die Finger zu Hilfe, probte und studierte und fand allmählich eine Menge komischer, origineller Figuren, die ihn selbst in Staunen setzten. Bald ließ er sich mit seiner Kunst öffentlich sehen: sie fand Beifall, und der Erfinder erntete goldenen Lohn. Nun blieb er nicht in Brünn, sondern trat eine Kunstreise an, die sich immer weiter erstreckte, je mehr die neue Kunst in Ruf kam. Ließ doch nicht nur Prinz Eugen von Savoyen, der große Feldherr, den Schattenspieler vor sich und seinem Stabe auftreten, sondern auch Kaiser Karl VI. überhäufte den Künstler mit Beifall, der überall, wohin er kam, Zulauf und Bewunderung fand. Auch der Kurfürst von Sachsen und Friedrich der Große ließen den Schattenspieler an ihren Höfen seine Kunst zeigen, und so hoch geehrt wurde derselbe, daß er in Berlin sowohl als in Dresden zu den Hoftafeln gezogen wurde. Th.

Pferdedreſſur in Italien. — Die italieniſchen Kavallerieoffiziere ſind berühmt als Reiter und verüben ganz merkwürdige Huſarenſtückchen, zu denen ſie ſich ſelbſt wie ihre Pferde planmäßig trainieren. In den großen Militärſchulen zu Mailand, Turin, Rom u. ſ. w. üben die Offiziere ſich aufs eifrigſte beſonders im Hoch- und Weitſprung über Hindernis oder Graben. Unſer Bild zeigt einen Offizier in der Militärreitſchule zu Rom, der ſein Pferd abrichtet, ein Hindernis ohne Reiter zu nehmen. Dies iſt eine langwierige und keine leichte, ſchon an die Zirkusdreſſur erinnernde Aufgabe. Der Photograph hat den Vorgang gerade in dem Augenblick aufgenommen, in dem das Pferd auf Weiſung ſeines Reiters über die Schranke ſetzt. Da er aber vor derſelben ſtand, hat das Abbild des braven Tieres infolge der

Aus der Militärreitſchule in Rom.

Verkürzung eine seltsame, fast ungeheuerliche Gestalt angenommen. Das Bild ist doppelt wertvoll: erstens als Darstellung eines an sich interessanten, thatsächlichen Vorgangs, und zweitens als ein Beweis dafür, wie sehr die Photographie, deren Naturtreue man so zu rühmen gewöhnt ist, unter Umständen die Entfernungen, Größen und Verhältnisse fälscht und verzerrt. F. Z.

Die gestohlene Königin. — König Ludwig XV. von Frankreich besaß ein höchst kunstreiches und merkwürdiges Schachspiel aus Bergkrystall mit schönen Gold- und Silberverzierungen, angeblich die Arbeit eines syrischen Künstlers aus dem 14. Jahrhundert. Für den König selbst hatte das schöne Kunstwerk kein sonderliches Interesse, da er, der jedem ernsten Denken abhold war, zum Schachspielen nicht die mindeste Geneigtheit verspürte, desto mehr aber für seinen Enkel, den jugendlichen Louis Stanislaus Xavier Grafen von Provence. Dieser junge Prinz, der sich eifrig mit klassischen und anderen Studien beschäftigte, überhaupt etwas Lehrhaftes und Pedantisches in seinem Wesen hatte, war auch dem edlen Schachspiel hold. Eines Tages bewunderte er das Meisterwerk des alten syrischen Künstlers und pries es ganz enthusiastisch, da sagte sein Großvater mit gleichgültigem Gähnen zu ihm: „Wenn es dir so gut gefällt, Louis, so nimm es hin. Es sei dein!“ Hocherfreut bedankte sich der Prinz für das schöne Geschenk.

Ludwig XV. starb bald darauf. Sein ältester Enkel kam als Ludwig XVI. auf den Thron und endete später unter dem Fallbeil der Guillotine, worauf dessen Bruder, der im Auslande befindliche Graf von Provence, den Königstitel annahm und sich Ludwig XVIII. nannte. Der siebzehnte Ludwig war nämlich der im Gefängnis des Temple gestorbene kleine Sohn des guillotinierten Königs. Dem Grafen von Provence war es gelungen, vor den blutigen Schrecknissen der Revolution sich zu flüchten; als Engländer verkleidet entkam er über die Grenze. Er begab sich zuerst nach Brüssel, dann nach Koblenz, später nach Verona, auch nach Dillingen in Schwaben, nach Blankenburg im Harz, nach Mitau und später nach England, wo er das Schloß Hartwell bewohnte, in welchem er sich ziemlich sicher fühlen durfte. Denn während seines Umherirrens und Flüchtens

vor den republikanischen Soldaten und nachher vor den siegreichen Kriegsscharen des Welteroberers Napoleon war er mehrmals in ernstliche Lebensgefahr geraten. Einmal, wie er an einem offenen Fenster stand, schoß ein — jedenfalls zu der That gedungener — Meuchelmörder auf ihn, aber die Kugel streifte nur ganz wenig und ungefährlich seine Haare, weil ein junger Diener ihn noch eben zur rechten Zeit vom Fenster wegriß. In der Folgezeit war er diesem Diener sehr zugethan und erwies ihm viel Gutes.

Als Napoleons Glücksstern untergegangen war, gelangte endlich der ehemalige Graf von Provence als Ludwig XVIII. auf den französischen Thron. Nebst anderen Kostbarkeiten kam auch das alte syrische Schachspiel wieder in seinen Besitz. Ludwig stellte es in einem seiner Gemächer auf, zur besonderen Zierde desselben. Eines Tages aber, als er es ansah, entdeckte er zu seinem Verdrusse, daß eine Figur fehlte, und zwar die Königin. Er ließ sogleich Nachforschungen anstellen, die aber vergeblich blieben. Endlich wurde auch die Polizei davon benachrichtigt.

Diese brachte bald den Sachverhalt heraus. Ein königlicher Diener hatte diese Figur, die in mehrere Stücke zerbrochen gewesen sei, bei einem Juwelier zu verkaufen versucht, welcher aber die Sache verdächtig gefunden und den Ankauf abgelehnt habe. Weitere Ermittelungen führten zu dem überraschenden Resultat, daß der Dieb jener Diener war, der einst seinem Gebieter das Leben gerettet hatte. Dies schmerzte Ludwig XVIII. tief, und ernstlich nahm er den Missethäter selbst ins Verhör. Dieser gestand reumütig, er habe aus Versehen die Figur zerbrochen und dann, weil er die Bruchstücke für recht wertvoll gehalten, dieselben zu verkaufen versucht, als ihm das aber nicht gelungen, habe er die Stücke in die Seine geworfen. Der König ließ seinen ehemaligen Lebensretter nicht bestrafen, entfernte ihn jedoch aus seinem Palaste und gab ihm eine Anstellung in der Provinz. An dem syrischen Schachspiel fand er nun keine Freude mehr, denn es erinnerte ihn beständig an den schlechten Streich jenes Menschen, von dem er bis dahin eine so überaus gute Meinung gehabt hatte. Deshalb verschenkte er das alte merkwürdige Schach-

spiel, welches später in das historische Museum im Hotel Cluny zu Paris kam, wo es jetzt noch wegen seiner Schönheit von den schaulustigen Besuchern viel bewundert wird. Es ist vollständig, bis auf die fehlende Königin, welche Figur nicht wieder hat ersetzt werden können, weil die Arbeit von so eigentümlicher Art ist, daß sich heutzutage niemand mehr darauf versteht. F. L.

Die Störche in Holland. — Was in Holland besonders auffällt, sind die zahlreichen Störche. Während kein Tier in Holland so erbittert verfolgt wird wie die Spinne, hat der Storch, fast abgöttisch verehrt, wie der Ibis im alten Aegypten, bei den Holländern das friedlichste und behaglichste Dasein. Nicht bloß auf Türmen und Schornsteinen der Städte und Dörfer macht man ihm Wohnplätze zurecht; man pflanzt auch allenthalben auf den Wiesen hohe Stangen mit Radkränzen auf, um ihm den Bau des Nestes recht bequem zu machen, und umschließt dieselben sogar mit schönen Spalieren, damit sich das weidende Vieh nicht daran reibe und die Ruhe des Lieblingsvogels störe. Einen Holländer, der sich die Tötung eines Storches zu schulden kommen ließe, würde allgemeine Verachtung treffen.

Der überall so gravitätisch einherschreitende Froschvertilger verdankt diese hohe Verehrung in Holland nicht bloß seiner Nützlichkeit, sondern auch dem ruhmreichen Beispiele von Mutterliebe, welches eine Störchin bei der großen Feuersbrunst zu Delft (1536) gab, die sich, unvermögend ihre Jungen zu retten, lieber als Leichentuch darüber deckte und mit verbrannte, statt die teure Brut zu verlassen und ohne dieselbe den Flammen zu entgehen. C. T.

Ein Edikt gegen den Luxus der Dienstmädchen. — König Friedrich Wilhelm I., der strengste aller Hohenzollernfürsten, erließ im November 1731 folgendes Gesetz: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König in Preußen u. A. m. thun kund und fügen hiermit zu wissen: Nachdem Wir mißfällig angemerket, daß die Dienst-Mägde, sowohl in den Städten, wie auch auf dem Lande, seidene Camisöler, Röcke von Sammet und Lätze gar häufig tragen, solches aber nicht allein dem Debit der dem ganzen Lande so sehr ersprießlichen Woll-Manufacturen hinderlich, sondern auch den bereits vorher ergangenen Verordnungen entgegen ist; also